Philosophisches

Real-Lexikon

(in 4 Bänden)

von

dem königlich bayerischen geistlichen Rathe

Max Furtmair,

quiesc. Lyceal-Professor und Lyceal- und Gymnasial-Rector.

Zweiter Band.

F — O.

Augsburg, 1854.

Verlag der Karl Kollmann'schen Buchhandlung.

(Druck der K. Kollmann'schen Officin.)

F.

Fabel ist eigentlich eine erdichtete Erzählung. Im weitern Sinne heißt das Subject, das Gewebe des uns vom Dichter als Werk der schaffenden Einbildungskraft gegebenen Ganzen, die Fabel des (epischen oder dramatischen) Gedichts, gewissermaßen im Gegensatz gegen die Geschichte, wo die Einbildungskraft nicht schaffend, sondern nur reproducirend ist, doch braucht deßhalb die Fabel nicht rein erdichtet, sondern sie kann aus der Geschichte, sowohl in Rücksicht auf die Begebenheiten, als die Charaktere entlehnt seyn, aber ohne die der Geschichte nöthige Treue. Fabel im *engern* Sinne, als eine eigene Dichtungsart wird zur didaktischen Gattung gezählt, weil sie eine praktische Lehre versinnlichend darstellt. Hieher gehört vorzugsweise die *äsopische Fabel*, so benannt von dem griechischen, klassischen Fabeldichter *Aesop*, der aber nicht der Erfinder war, da wir schon in der Bibel die bekannte Fabel des Priesters Nathan finden, so wie die arabischen Fabeln Lockmanns und die indischen ältern Ursprungs zu seyn scheinen. Manche wollten der äsopischen Fabel den Rang unter den schönen Künsten aus dem Grunde streitig zu machen, weil sie die moralische Belehrung und Besserung zur Absicht, also einen äußern Endzweckt hat. Allein der wahre Fabeldichter weiß den positiven Zweck in einen blos scheinbaren zu verwandeln, er weiß seine Fabel so zu behandeln und darzustellen, daß sie blos um ihrer selbst willen da zu seyn scheint. Durch die höchste Natürlichkeit, Wahrheit und Einfachheit, welche ihr der Fabeldichter zu geben versteht, erhält die Fabel den Anschein von Absolutheit, von eigener Selbstständigkeit.

Die äsopische Fabel ist ihrem Wesen nach ein moralisch-allegorisches Gemälde. Wie in diesem, so wird auch in der Fabel eine sittliche Wahrheit oder eine Betrachtung aus der sittlichen Welt in einem allegorischen Bilde dargestellt. Das allegorische Bild aber ist hier eine fingirte Geschichte aus der organischen oder unorganischen Natur, welcher der Fabeldichter Vernunft und Willen, oder menschliche Denk- und Handlungsweise leihet, damit der Mensch in der fingirten Geschichte sich selbst erkenne und sich zu höherer Sittlichkeit läutere. Die Fabel muß daher eine enge und nothwendige Beziehung auf das Menschenleben haben, Bild des menschlichen Lebens seyn. Damit sie aber darüber den Schein der Absolutheit und eigenen Selbstständigkeit nicht verliere, muß zwischen den willenlosen Wesen, welche in der Fabel als redend und handelnd auftreten, und dem Menschen schon an sich eine gewisse Aehnlichkeit bestehen; denn im entgegengesetzten Falle würde sie die Spuren ihrer absichtlichen Erfindung und freien Bearbeitung nicht verbergen können und dadurch ihren äußern Zweck selbst verrathen. Dieses ist auch der Grund, warum der Fabeldichter, der Regel nach, an die Thierwelt sich wendet, Thiere in der Fabel auftreten läßt; denn unter allen Naturwesen steht das Thier dem Menschen am nächsten; ja die menschlichen Charaktere sind in der Thierwelt schon vorgebildet und ausgedrückt, nur mit dem Unterschiede, daß der jedesmalige Charakter des Menschen Folge seiner eigenen Bestimmung, der Charakter des Thieres aber Werk der Nothwendigkeit ist.

Die *Forderungen an die Fabel sind:*

a) *Wahrheit*, — es muß zwischen Bild und Gegenbild eine Analogie herrschen; b) *Natürlichkeit*, — es müssen alle Züge des allegorischen Bildes nicht nur unter

sich, sondern auch und zwar vorzüglich mit dem Charakter der Naturwesen übereinstimmen, welche in der Fabel als redend und handelnd auftreten; c) Klarheit, — sowohl die Fabel an sich muß lichtvoll dargestellt werden, als auch der Sinn und die Bedeutung derselben muß den Leser von selbst ansprechen; d) Würde, — da die Fabel die allegorische Darstellung einer moralischen Wahrheit oder einer Beobachtung aus der sittlichen Welt ist, so darf sie nicht durch Anwendung gemeiner oder niedriger Bilder verunreiniget werden; e) Einfachheit, — durch prunkvolle Auszierung könnte leicht die Bedeutung und der Sinn der Fabel verdunkelt, oder auch das Interesse von der Bedeutung der Fabel ab- und auf die Handlung als solche hingeführt werden.

Faber, Jak. (Jaques le Fevre d' Etaples aus der Picardie, geb. 1440, gest. 1537) war einer der Ersten, der sich dem alten Scholastizismus kräftig widersetzte. Seine philosophischen Schriften sind meistens Paraphrasen oder Commentare zu aristotelischen Schriften, die später zusammengedruckt erschienen. Freiburg im Breisgau. 1540—41. Fol.

Faction bezeichnet gewöhnlich eine von der größern Gesellschaft getrennte Menschenmenge, die etwas für sich selbst macht, oder nur ihrem eigenen, dem gesellschaftlichen entgegensetzten Interesse folgt. Man nimmt daher das Wort meistens im bösen Sinne, während das Wort Partei nur überhaupt einen Theil des Ganzen bezeichnet, daher auch im guten Sinne genommen werden kann.

Factum ist alles Geschehene oder jede Thatsache, also auch Begebenheit, Ereigniß. Davon kommt her factisch, thätsächlich oder geschichtlich. Ein factisches Recht heißt darum ein solches, welches als abhängig von einer Thatsache betrachtet wird; z. B. von einer Schenkung, einem Kaufe rc. Wenn aber in Rechtsstreitigkeiten das factische dem juridischen entgegengesetzt wird, so meint man eigentlich, daß dort noch kein Recht vorhanden oder daß es doch zweifelhaft sey. So kann jemand faktisch Besitzer einer Sache seyn; aber daraus folgt noch nicht, daß er sie auch juridisch besitze, d. i., daß er ihr wahrer Eigenthümer sey. Doch begründet der factische Besitz immer eine gewisse Präsumtion zu seinen Gunsten.

Fähigkeit besteht, nach Eberhard, in dem Vermögen, eine Wirkung hervorbringen zu können, verbunden mit den Eigenschaften, die Kräfte zweckmäßig anzuwenden; dann heißen auch Eigenschaften so, die Jemanden in so fern zukommen, als ihm möglich ist, sich gewisse Geschicklichkeiten zu erwerben.

Fahrläßig ist derjenige, welcher aus Unachtsamkeit oder Nachlässigkeit sich oder Andere in Gefahr bringt.

Falsch ist im logischen Sinne dasjenige, was in keiner Eigenschaft dasjenige ist, was es seyn soll, ist also der Gegensatz des Wahren; oder was nicht ist, was es seyn soll oder zu seyn scheint; oder das, was nicht nach den für dasselbe gegebenen Regeln eingerichtet, diesen nicht gemäß ist. Einen Menschen nennt man falsch, welcher aus böser Absicht sich äußerlich anders zeigt, als er gesinnt ist, welcher Gesinnungen des Wohlwollens äußert, wo er die Absicht zu schaden hat. — Die Falschheit besteht also darin, daß man sich verstellt, um Andere zu täuschen, oder aus selbstsüchtigen Absichten muthwillig zu hintergehen — oder ist die Neigung, Andere aus böser Absicht über die Gesinnungen, Gedanken und Wünsche, die man hat, durch Worte oder Handlungen zu täuschen, d. h. zu bereden, daß man uns andere Empfindungen, Gedanken und Wünsche beilegt, als wir wirklich haben.

Familie bedeutet 1) die ganze, aus natürlichen Bedürfnissen hervorgehende und daher überall anzutreffende häusliche Gesellschaft, bestehend aus den Ehegatten oder Eltern, den Kindern und den übrigen Hausgenossen, sie mögen mit jenen verwandt seyn oder nicht; 2) einen Inbegriff von Personen, die mit einander näher verwandt sind. (Krug.) Baumgarten-Crusius nennt Familie den Inbegriff derjenigen Personen, welche zu einer gemeinsamen Besorgung und Verwaltung ihrer Lebensangelegenheiten, sey es durch Natur oder durch Uebereinkunft verbunden sind. Stahl erklärt sich in seiner Philosophie des Rechts Bd. II. Abthlg. 1. über den Begriff und das Wesen der Familie auf folgende Weise: „Damit der Mensch auch durch Zeugung Gott ähn-

lich sey, befindet er sich in der Familie. Die geoffenbarte Lehre von der ewigen Zeugung des Sohnes kann allein das Wesen der Familie aufklären. Die rationalistische Lehre des alleinigen Gottes hat in der Gottheit selbst kein Urbild der Familie, und müßte daher dieses tiefste aller menschlichen Bande als etwas rein Irdisches, Zufälliges, mithin auch Weiheloses betrachten. — Zeugung ist Hervorbringung einer Person, die mit ihrem Erzeuger von derselben Wesenheit ist. Dieß unterscheidet Zeugung von Schöpfung. Der Mensch ist von Gott geschaffen, nicht gezeugt, denn er ist aus dem Stoffe gebildet, gezeugt aus Gott wird er erst durch den Glauben und die Gnade; aber der Mensch ist vom Menschen, der eingeborne Sohn ist von Gott gezeugt. Die Einheit der Personen in ihrer Wesenheit, und die thätige lebendige Aeußerung derselben, die Liebe, sind daher die innerste Natur des Familienbandes, die Glieder der Familie sind Ein Fleisch und Blut. Dieß unterscheidet die Einheit der Familie von der des Staates, als welche nicht die Einheit der Substanz, sondern die Einheit der Beherrschung ist. Die Römer haben daher mit Recht die Einheit der Personen als das Wesentliche der Familie betrachtet, aber mit Unrecht diese Einheit statt in das Wesen und die Liebe, sie vielmehr in die Beherrschung und die Gewalt gesetzt. Die Familie ist das höchste, heiligste, das ursprüngliche Privatverhältniß, erst durch die Familie und für sie ist das Vermögen. Denn auch in Gott ist die Zeugung das Urverhältniß, sie geht der Schöpfung voraus, die Schöpfung ist durch den Sohn gemacht, und für ihn, um ihm mit untergeben zu werden. Darum ist der Stamm alles Vermögens aus der Familie, das väterliche Erbe, mit dem es beginnt, die wirkliche Befriedigung aus ihm erst durch die Familie — die weibliche Beschäftigung, die es ihr assimilirt; und seine Weihe und Rechtfertigung ist es, der Familie zu dienen. Die Familie ist daher die eigene in sich begränzte Welt des Menschen, gegründet auf das Vermögen, erst in diesem Bande kann und soll er die individuelle Gestaltung der Lebensweise bewähren, um derentwillen er gesondertes Vermögen besitzt.

Die Zeugung besteht in ihrem Urbilde wesentlich aus zwei Verhältnissen; das erste ist die Vollkommenheit und Seligkeit Gottes, welche der Zeugung vorausgeht und das Motiv der Zeugung ist, das andere ist das Verhältniß Gottes, nun des Vaters, zu dem Gezeugten. Damit verbindet sich ein drittes: die Mittheilung seines Reiches an den Sohn. Dieß sind die Urverhältnisse, über welche selbst der religiöse Glaube und die Ahnung nicht weiter hinausgehen. Ihnen entsprechen die drei Grundverhältnisse der Familie; Ehe, Verhältniß der Eltern und Kinder, und Erbschaft. Diese sind aber modificirt durch die menschliche Natur. Die Vollkommenheit Gottes ist in dem nachgebildeten Verhältniß der Ehe nach dem Charakter des Organischen an zwei Geschlechter vertheilt, welche sich durch sie dann zu dem einen vollen Menschen ergänzen. Eben so ist die Zeugung des Menschen nicht wie die Gottes in sich beschlossen, eine einzige, denn das Reich des Menschen ist nicht das letzte Ziel, sondern der Mensch zeugt sein Wesen außer sich nach organischer Weise in mehreren Sprossen, männlich und weiblich, und es ist das Band nicht in der gleichen Weise dauernd; sondern der Erzeugte löst sich ab von dem Stamme, der ihn zeugte, um der Gründer einer neuen Familie zu werden, daß die Familie im forwährendem Wachsthume sich ausbreite, damit der Saame des Menschen der Stoff werde für ein höheres Verhältniß, für das Reich Gottes. So entstehen die eigenthümlich menschlichen Verhältnisse: Die fortgesetzte Descendenz, das geschwisterliche Verhältniß, die Seitenverwandschaft und die Schwägerschaft. Endlich die Mittheilung des Vermögens an die Nachkommenschaft, entsprechend der Mittheilung des Reichs, wird durch die Sterblichkeit des Menschen und die Succession der Geschlechter zum Erbgang, in welchem der Mittheilende selbst aufhören muß zu seyn und zu besitzen, damit der Gezeugte Theilnehmer seiner Person und seiner Herrschaft werden könne. — Diese Verhältnisse sind alle Nachbild der göttlichen, sie haben ihre Ideen in dem göttlichen Verhältnisse der Zeugung, wenn sie auch andere Gestalt annehmen, durch ihre Bestimmung in der Welt für den Menschen. Sie sind daher die ursprünglichen Familienverhältnisse, aber der Zustand des Menschen in der Zeitlichkeit, der sie selbst modificirte, entwickelte auch noch andere Verhältnisse aus ihrem Keime. Die irdische Nothdurft, das Vermö-

gensbedürfniß, erzeugte das Dienstbotenverhältniß als Ersatz für die Dienstleistung der Familienglieder, und die Sterblichkeit des Menschen erzeugte die Vormundschaft als Ersatz der väterlichen Fürsorge."

Fanatismus ist die durch religiöse Meinungen entzündete Schwärmerei, die Verirrung derer, welche bei dem Urtheile über Gott und göttliche Dinge nicht der Vernunft und der heiligen Schrift, sondern Einbildungen und Gefühlen folgen, und von denselben bis zum wüthenden und verfolgenden Religionseifer (welchen man vorzüglich Fanatismus nennt) fortgerissen werden. Schulze gibt kurz die Erklärung: „Fanatismus ist die Religionsschwärmerei, wenn sie zu gewaltigen Handlungen führt.

Fassung besitzt derjenige, welcher bei Widerwärtigkeiten, die auf das Gemüth einen starken Eindruck machen, sich zu beruhigen und zu trösten weiß und seiner Ueberlegung mächtig bleibt.

Farbe ist das von der Oberfläche der Körper zurückstrahlende und dadurch modificirte (auf mannigfaltige Weise gebrochene oder zertheilte gleichsam mehr oder weniger getrübte Licht. Die Lehre von dem Ursprunge, der Mischung und den Wirkungen der Farben nennt man im allgemeinen Farbenlehre, welche eigentlich der Physik angehört und zuerst von Newton bearbeitet worden ist. Seine Theorie wurde aber, ungeachtet alles Scharfsinnes, welcher aus ihr hervorleuchtet, nicht in jeder Hinsicht genügend gefunden. Mehrere Physiker, namentlich Wunsch in den Versuchen und Beobachtungen über die Farben des Lichtes (Leipz. 1792) suchten Newtons Lehre über die Farbengebung zu verbessern, besonders was die Zahl der einfachen Farben betrifft, die Einige auf drei, Andere auf zwei haben vermindern wollen. Unter die Hauptgegner der Lehre Nowtons vom farbigen Lichte gehört Göthe, der alle Farbenerscheinung daraus erklärt, daß entweder das Licht durch ein trübes Mittel gesehen wird, ohne daß sich hinter einem beleuchteten trüben Mittel die Finsterniß als ein Hintergrund befindet, oder daß man durch ein weiß erleuchtetes Trübe in die Finsterniß des unermeßlichen Raumes sieht. Man sieht im Allgemeinen, daß diese Theorie, deren Mangel an mathematischer Klarheit des Begriffes sich überall offenbart, die Farben dem Gesetze der Polarität, (d. i. dem Gegensatze von Eigenschaften, welche sich nach Maßgabe der Innigkeit ihrer Verbindung gegenseitig ganz oder theilweise neutralisiren) unterwirft, indem sie Licht und Nichtlicht sich einander wechselseitig bedingen und solchergestalt die Farbe entstehen läßt, welche also ein verdüstertes Licht oder ein erhelltes Finstere sey. Göthe trug seine neue Theorie der Farben in dem Werke „zur Farbenlehre" (2 Bde., Tübingen 1810) vor, womit Schopenhauers Abhandlung über das Sehen und die Farben (Leipz. 1816) und Brewers „Versuch einer neuen Theorie der Lichtfarben" (2. Aufl. Düsseldorf 1815) zu vergleichen sind. Siegreich war Newton vertheidigt von Pfaff in der Schrift: über Newtens Farbentheorie. (Leipz. 1813).

Fasten bezeichnet, sagt Reinhard, im weitesten Sinne jede auf eine gewisse Zeit geübte Enthaltsamkeit von Nahrungsmitteln. Man kann es eintheilen in eigentliches und uneigentliches Fasten. Das eigentliche Fasten besteht in einer auf gewisse Zeit geübten Enthaltung von Allem, was den Trieb nach Nahrung befriedigen kann, in dem Betragen, wo man eine Zeitlang gar keine Speisen, und nicht einmal Getränke genießt. Das uneigentliche Fasten, welches in der Enthaltung gewisser Nahrungsmittel besteht, ist von verschiedener Art: Es besteht entweder in einer Enthaltsamkeit, welche zwar kein Nahrungsmittel ganz verschmäht, aber nicht bis zur völligen Sättigung genießt; oder in einer Enthaltung von allen köstlichen Nahrungsmitteln, wo man sich blos auf die gemeinsten beschränkt; der in einer Enthaltung von aller animalischen Nahrung, absonderlich vom Genießen geschlachteter Thiere; oder in einer Enthaltung von Fleischessen mit Ausschluß der Fische, oder endlich in einer Enthaltung von zubereiteten Speisen, wo man sich gewöhnlich der Nahrungsmittel bedient, welche die Natur selbst darbietet." Der allgemeinste Ausdruck zur Bezeichnung des Fastens ist wohl der, wenn man es mit Vogel erklärt als die freiwillige Enthaltung von einigen oder von allen Arten von Speise auf gewisse Zeit. Der Werth des Fastens wird durch den

Zweck desselben bestimmt. Dieser Zweck kann aber 1) ein diätetischer seyn, d. i. es kann blos betrachtet werden als ein physisches Mittel zur Erhaltung der Gesundheit, oder 2) ein moralisch-aszetischer, um sich in der Enthaltsamkeit oder Selbstbeherrschung zu üben, 3) eine Religionsübung, durch welche, als etwas besonders Verdienstliches, man frühere Sünden abbüßen und die Gottheit versöhnen könne. Den Ursprung gesetzlicher Fasten zu bestimmten Zeiten finden wir im Oriente, wo die Priester anfänglich auch die Aerzte des Volkes waren, und die in diesen heißen Ländern nothwendige Diät zugleich zur Sache der Religion machten. Durch die Juden-Christen ward das Fasten auch in die christliche Kirche übertragen, in welcher man ehedem drei große Fasten hielt und zum Theil noch hält, nämlich in den 40 Tagen vor dem Charfreitag, vorzugsweise die Fastenzeit oder Fasten genannt, mit Beziehung auf das vierzigtägige Fasten Jesu in der Wüste. Außerdem fastete man an den Vorabenden hoher Feste und an den Mittwochen, Freitagen und Sonnabenden jeder Quatemberwoche. Ueberdieß feiert die katholische Kirche auch sogenannte Abstinenztage, an welchem nur Fleischspeisen verboten sind, alle Freitage und in manchen Gegenden auch die Sonnabende.

Fatalismus ist die Meinung, daß die Reihe der Weltbegebenheiten durch eine blinde, d. h. nach keinen vernünftigen Ansichten bestimmte, unabwendbare Nothwendigkeit erfolge, oder, wie Meinecke sagt, der Glaube an eine unbedingte Nothwendigkeit aller Zeitenereignisse, und folglich auch aller menschlichen Handlungen, oder an eine, von einem höhern Wesen, in Rücksicht auf das Verhältniß der Menschen bestimmte Nothwendigkeit, welcher der Mensch mit aller angewandten Vorsicht nicht ausweichen könne.

Faul ist derjenige, welcher absolute Unthätigkeit mit herrschender Neigung liebt. Faulheit ist also, wie Meinecke sagt, Hang zur Geschäftslosigkeit, oder wie Krug sich ausdrückt, ein Zustand der Schlaffheit oder Trägheit, wo der Mensch die Anstrengung aller Kräfte scheut, die mit regelmäßigen Arbeiten des Körpers oder Geistes verbunden sind.

Faustrecht, das Recht der Selbsthilfe mit gewaffneter Hand, ist eigentlich nichts andres als das Recht des Stärkern, d. h. gar kein Recht. Denn Stärke kann zwar dem Menschen, der sie besitzt, allerlei Vortheile gewähren, besonders wenn sie gut angewendet wird, aber sie kann allein kein Recht geben. Dieses bedarf einer andern Grundlage im Gesetze der Vernunft.

Favorinus (auch Phavorin) von Arelas in Gallien, ein Philosoph des 2. Jahrh. n. Chr., hörte anfangs den Epiktet, schrieb aber nachher gegen diesen Stoiker und wandte sich zur platonischen Schule, blieb aber auch dieser nicht treu, sondern neigte sich zum Skepticismus, wie Arkesilas und Karneades, und schrieb sogar ein eigenes Werk, worin er die 10 skeptischen Argumente der Pyrrhonier entwickelte. Doch wird er, ungeachtet seiner Hinneigung zum Skepticismus, gewöhnlich zu den Platonikern oder Akademikern gerechnet.

Feder Joh. Gg. Heinr., geb. 1740 zu Schornweisach im Baireuthischen, seit 1768 Prof. der Philosophie zu Göttingen, seit 1782 Hofr. und seit 1797 Mitdirektor des Georgianums zu Hannover, wo er 1821 starb. Er gehört zu den bessern Eklektikern des Zeitraums von Wolff bis Kant, mit dessen Philosophie er sich nicht befreunden konnte, da er überhaupt weniger ein speculativer Kopf war, als vielmehr ein praktischer Philosoph und als solcher lieber im populären Gewande als in systematischer Form philosophirte, ungeachtet er den Werth des systematischen Denkens nicht verkannte.

Fegefeuer (purgatorium) bezeichnet nach der Lehre der katholischen Kirche ein Mittelding zwischen Himmel und Hölle, einen Läuterungsort, wo die Seelen der Frommen gereinigt und dadurch zum Uebergang in den Himmel vorbereitet werden sollen. Wenn Krug dieses eine tolle Idee nennt, die recht grobsinnliche, durchaus materialistische Vorstellungen von der Seele und deren Zustande nach dem Tode voraussetzt, so hätte er diese Behauptung doch wenigstens motiviren sollen, was aber keineswegs geschehen ist; denn damit, daß die Reformatoren diese Idee verwarfen, ist noch keineswegs die Tollheit derselben bewiesen. Schon die jüdische Kirche glaubte das Daseyn eines Reinigungszustandes, wie insbesondere aus Makk. II. 12. zu ersehen ist; denn hätten jene Juden nicht geglaubt, daß manche Verstorbene noch gewisse endliche Leiden, deren Dauer durch

Fürbitte verkürzt werden könne, zu ertragen hätten: so würden sie nicht die dort beschriebenen Opfer, für sie in den Tempel gesendet haben. Die ganze Stelle liefert einen klaren Beweis für die katholische Lehre von dem Daseyn eines Reinigungsortes für die im Stande der Gnade mit noch nicht vollkommen abgebüßten Sünden Verstorbenen, und von der Wirksamkeit des Gebetes und der guten Werke zu ihrer Erlösung.

Wenn wir nach der Lehre der Reformatoren das Daseyn nur eines Himmels und einer Hölle glaubten, sonst aber von keinem Mittelzustande wüßten, so würden wir unser ganzes Leben hindurch zwischen zwei Aeußersten schwanken. Bald würden wir glauben, zur Hölle zu gut zu seyn, und deßhalb, ohne uns Mühe zu geben, daß wir noch erst gebessert würden, unsere einstige Aufnahme in den Himmel erwarten; bald würden wir zum Himmel zu schlecht zu seyn fürchten, und nun mit düsterer Verzweiflung dem Zustande einer ewigen Unseligkeit entgegen sehen. — Schon Kant hat diese nachtheilige Folge des protestantischen Glaubens gerügt. (S. Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft.)

Fehlen, Fehler. Fehlen heißt überhaupt etwas nicht so machen, wie es gemacht werden sollte. Fehler ist daher Mangel dessen, was eine Sache seyn oder haben sollte, oder überhaupt Verletzung einer Regel; in moralischer Hinsicht Verletznng einer Sittenregel, wenn man dabei keinen eigentlich bösen Willen, sondern nur Schwäche, Nachlässigkeit und Uebereilung voraussetzt.

Fehlschluß, f. Sophisma.

Feierlich ist ein ästhetischer, mit dem Erhabenen verwandter Begriff. Feierlich nennt Krug Alles, was unser Gemüth in eine ernste und erhebende Stimmung versetzt. Daß Stille oder Geräuschlosigkeit dabei stattfinden müsse, ist nicht nothwendig. Es kann dabei auch sehr laut und geräuschvoll hergehen, wie bei Prozessionen mit Gesang, Glockengeläute und Kanonendonner. Was man hört, muß nur nicht das Gemüth zerstreuen, sondern auf den Gegenstand der Feier hinlenken. Nach Vischer besteht das Feierliche in der erhabenen Darstellung der Verehrung, welche intelligente Wesen einem geistig Bedeutenden zollen. Es thut sich dem Ohr vorzüglich kund durch tiefe, mehr oder weniger monoton und langsam in Pausen fortschreitende Töne; dem Auge durch eine gleichmäßige, langsame Bewegung.

Feigheit, f. Furcht.

Feind, Feindschaft, Feindesliebe. Feind ist derjenige, der mit Haß gegen uns erfüllt ist, uns fortdauernd beleidigt und Freude über unsern Schaden empfindet, welcher uns bei Erreichung unserer Absichten vorsätzlich Hindernisse in den Weg legt, und dieß aus unrechtmäßigen Absichten thut.

Feindschaft ist demnach, wie Lossius sich ausspricht, das Verhältniß zweier oder mehrerer Personen gegen einander, die sich hassen; oder, nach Meineke, das unrechtmäßige und pflichtwidrige Bestreben, Andern zu schaden, oder wenigstens ihren, auch erlaubten Zwecken entgegen zu wirken.

Es ist wohl von selbst einleuchtend, daß der Tugendhafte wohl Feinde haben, aber nicht selbst Feind eines andern seyn kann, denn ein feindseliges Gemüth ist immer ein böses Gemüth. Das Christenthum und selbst die philosophische Moral verbietet daher nicht nur alle Feindschaft, sondern macht sogar die Feindesliebe zur Pflicht. Diese Feindesliebe ist aber, wie Ammon sagt, weder Zuneigung noch Unempfindlichkeit bei feinen Beleidigungen, sondern Selbstbeherrschung, und ein weises, gerechtes und gütiges Betragen gegen den Feind, als einen Irrenden und Verblendeten, zu dem wir uns durch die Würde und Bestimmung des Menschen, durch das Beispiel Gottes, durch den großen aus ihm zu erhaltenden Gewinn für unsern innern Menschen, und durch das erhabene Beispiel Jesus und seiner Schüler verbunden fühlen. (Die verschiedenen Ansichten über Feindesliebe findet man gut zusammengestellt und erörtert in Hüpeden's Preisschrift: **commentatio, qua comparatur doctrina de amore inimicorum christiana cum ea, quae tum in nonnullis V. T. locis, tum in libris philosophicis Graecorum et Romanorum traditur.** Göttingen. 1817. 4. Auch ist zu vergleichen Neeb's **tentamen historico - morale de dilectiene inimicorum.** Mainz. 1791. 8.) —

Krug bemerkt hier noch Folgendes: „Im Kriege, könnte man sagen, ist doch jeder Krieger Feind des Andern, und seine Feindschaft ist nicht blos passiv, sondern activ; denn er übt wirkliche Feindseligkeiten gegen den Andern aus, und muß sie nach seiner Kriegspflicht ausüben. Das ist allerdings wahr, widerlegt aber den vorigen Satz nicht. Alle Feindseligkeiten im Kriege sind auf Seiten des Kriegers, der nur zu gehorchen hat, als Widerstand gegen ungerechten Angriff, als Vertheidigung seiner selbst und des Vaterlandes anzusehen. Er wird also auch den gegenüberstehenden Feind nicht hassen, sondern nur ausser Stand zu setzen suchen, ihm selbst und dem Vaterlande zu schaden. Kann er dieß durch bloße Entwaffnung und Gefangennehmung bewirken, so wird er sich damit begnügen und als ein edler, d. h. sittlich gebildeter Krieger auch den in seine Gewalt gefallenen Feind mit Schonung, und selbst mit Wohlwollen behandeln.

Felonie ist eigentlich Verletzung der Pflichttreue des Lehensmannes gegen den Lehensherrn; dann überhaupt Treuebruch des Untergebenen gegen den Obern, besonders gegen den Regenten.

Fenelon geb. 1652 auf dem Schlosse Fenelon im ehemaligen Querci, seit 1689 Erzieher der jüngern Herzoge von Burgund, Anjou und Berry, der Enkel Ludwig XIV., Erzbischof von Cambray, brachte die letzten Lebensjahre bis zu seinem Tode 1715 in wissenschaftlichen Beschäftigungen zu, und machte sich besonders berühmt durch einen philosophischen Roman: Les aventures de Telemaque, in welchem er seine bei Hof sehr mißfälligen pädagogisch-politischen Ideen auf eine so anmuthige Weise niederlegte, daß dieses Werk erst nach seinem Tode vollständig gedruckt werden durfte.

Feodalismus, s. Feudalismus.

Ferguson, geb. zu Logierait im schottischen Hochlande 1724, gest. 1816, hat sich vorzüglich um die praktische Philosophie verdient gemacht. Die Tugend setzte er in das Streben nach fortschreitender Entwickelung der Natur des Menschen zur geistigen Vollkommenheit.

Fertigkeit ist die durch Uebung erlangte Geschicklichkeit, eine gewisse Art von Thätigkeit mit Leichtigkeit zu vollbringen, und setzt daher immer gewisse Anlagen und die Entwickelung und Ausbildung derselben voraus.

Feßler Ign. Aurel., geb. 1755 in Niederungarn, seit 1773 Kapuziner, seit 1783 Lector, nachher Professor der morgenländischen Sprachen an der Universität zu Lemberg. Im Jahr 1791 ward er Protestant, ging 1810 nach Rußland, wo er als Professor der Philosophie und der morgenländischen Sprachen in Petersburg, dann als Superintendent in Saratow angestellt wurde. In seinen philosophischen Schriften neigte er sich etwas zum Mysticismus hin. Seine Autobiographie erschien zu Breslau 1826. 8.

Festigkeit des Charakters besteht in der Fertigkeit, seiner jedesmaligen besten Ueberzeugung gemäß zu denken und zu handeln, verbunden mit dem Muthe zum Widerstande gegen starke Reize von Außen und von Innen. (Meineke.)

Festtage sind solche Tage, an welchen geräuschvolle Geschäfte und ermüdende Arbeiten des Körpers allgemein ausgesetzt werden, weil man die Absicht hat, sich an denselben Erquickungen für den Körper und heilsame Erweckung für den Geist, sonderlich vermittelst der Religion zu verschaffen.

Fetisch, Fetischismus. Fetische sind natürliche, lebendige oder leblose, auch wohl künstliche Körper, welche rohe und ungebildete Völker als Gegenstände, von denen sie Hilfe, Schutz und Begünstigung bei ihren Geschäften zu erwarten zu haben glauben, verehren. Stäudlin hebt noch als ein besonderes Merkmal hervor: „der Fetisch wird nicht, wie der Götze, in vielen Fällen und auf lange Zeit, sondern nur für ein besonderes Bedürfniß erkoren. Fetischismus ist daher, wie Krug sagt, die Versinnlichung und Verehrung des Göttlichen oder der Gottheit, in irgend einem körperlichen Dinge, Fetisch genannt. Nun ist wohl nicht zu verkennen, daß der Fetischismus bei verschiedenen Völkern unter verschiedenen Formen hervortritt, z. B. bei den Egyptiern als göttliche Verehrung der Thiere (Zoolatrie), bei den Persern und Deutschen als göttliche Verehrung des Feuers (Pyrolatrie) und veredelte sich endlich bei den Griechen in Anthropolatrie. Wenn aber Krug behauptet, daß eine Spur des Fetischismus

sich auch in das Christenthum eingeschlichen habe und sich auf die Monstranze und die Reliquien beruft, so beweist er hier nur wieder seine Sucht, den Katholizismus zu verunglimpfen und zu verdächtigen.

Feudalismus, s. Lehnrecht.

Feuerbach P. J. A., geb. 1775 zu Jena, gest. 1833; er studirte seit 1792 in Jena, wo ihn besonders Reinhold's Vorträge so sehr anzogen, daß die Werke Kant's, Locke's, Hume's u. A. sein Hauptstudium wurden, wodurch er auf die Gründung der Prinzipien der Rechtswissenschaft geführt wurde. Durch philosophische Studien erstarkt, wandte sich sein Eifer zu dem positiven Rechte, und begann dann 1799 als Lehrer der Rechtswissenschaft Vorlesungen zu halten. Durch die Revision der Grundsätze und Grundbegriffe des peinlichen Rechts (2 Bde. Erfurt 1799) ꝛc. leitete er eine neue Bearbeitung der Strafrechtswissenschaft ein, die er in seinem Lehrbuche des gemeinen in Deutschland geltenden peinlichen Privatrechts (Giessen 1809, fast ganz umgearb. Aufl. 1816) systematisch ausführte. Er stellte sich dadurch an die Spitze der neuen Schule der Criminalisten, der sogenannten Rigoristen, welche Abschreckung zum einzigen Zwecke der Strafen machen, die blos auf die Rechtsverfassung Rücksicht nehmen, und das richterliche Urtheil ganz dem Ausspruche des Strafgesetzes unterwerfen. Er erhielt hierauf 1801 in Jena eine ordentliche Professur, folgte aber 1802 einem Rufe nach Kiel, wurde i. J. 1804 nach Landshut berufen, erhielt dort den Auftrag, den Entwurf zu einem Strafgesetzbuche auszuarbeiten, und ward deßhalb 1805 als geheimer Referendar in das Ministerial-Justiz- und Polizei-Departement nach München versetzt und 1808 zum Geheimrath ernannt.

Feuerbach Ludwig, Sohn des vorigen, geb. zu Landshut 1804, lebt jetzt in Bruckberg bei Ansbach als Privatmann. In der Schrift: „Deutschlands Denker seit Kant“ wird Ludw. Feuerbach unter den letzten Ausläufern der Hegel'schen Schule mit folgenden Worten aufgeführt: „Nachdem L. Feuerbach in den Gedanken über Tod und Unsterblichkeit (1830) die pantheistische Unsterblichkeitslehre im Sinne der Schleiermacher'schen Reden über Religion vorgetragen, und die wirkliche Welt, das inhaltsvolle dießseitige Leben selbst als die Ewigkeit des Geistes aufgezeigt hatte, so daß das Jenseits nichts anderes sey, als die verkannte miß- und unverstandene wirkliche Welt; sprach er die eigentliche Consequenz der Hegel'schen Religionsanschauung in seinem „Wesen des Christenthums“ (1841) in dem Satze aus: der Mensch ist der Anfang, der Mensch ist der Mittelpunkt, der Mensch das Ende der Religion u. s. w.

Fichte, J. Gottlieb, war zu Ramenau, einem Dorfe in der Oberlausitz, i. J. 1762 geboren und der älteste Sohn eines unbemittelten Handwerkers. Der Pfarrer des Dorfes, Namens Dirndorf, gewann den Knaben lieb, und ertheilte ihm nach dem Tode seines Vaters weitern Unterricht. Hier lernte den talentvollen neunjährigen Knaben der Freiherr von Miltitz kennen, und beschloß, ihn aus seinen beschränkten Verhältnissen herauszuziehen und ihm eine höhere Bildung zu verschaffen. Er nahm ihn auf sein Gut bei Meißen mit und übergab ihn dem frommen Prediger von Niederau zur Erziehung. Nach einigen Jahren wurde er der Stadtschule zu Meissen übergeben und im Jahre 1774 in die berühmte Fürstenschule zu Schulpforte aufgenommen, um daselbst seine Studien zu beendigen.

Im Herbst 1780, im vollendeten 18ten Jahre bezog er die Universität Jena, um Theologie zu studiren, obgleich er sich innerlich mehr zur Philosophie hingezogen fühlte. Nachdem er seit 1784 in verschiedenen sächsischen Häusern Hauslehrer gewesen, ging er noch 1788 nach Zürich, wo ihm eine Hauslehrerstelle angeboten worden war, und machte da Bekanntschaft mit Lavater, Pestalozzi, mit seiner nachherigen Frau, einer Schwester-Tochter Klopstocks. Im J. 1790 verließ er seine Stelle in der Schweiz und wandte sich nach Leipzig, wo er durch Unterricht seine Unterhaltsmittel sicherte.

Die gerade damals erschienene Kritik der Urtheilskraft Kants hatte er gründlich studirt und den Versuch eines erklärenden Auszugs derselben verfaßt, dessen Veröffentlichung durch Druck aber unterblieb. Durch unvorhergesehene mißliche Verhältnisse in eine drückende, sorgenvolle Lage versetzt, entschloß er sich nun, auf's neue in die Fremde zu ziehen, und ging nach Königsberg, um Kants persönliche Bekanntschaft zu machen, und

um sich bei diesem einzuführen, schrieb er in 5 Tagen den ersten Entwurf seiner „Kritik aller Offenbarung" und übergab ihn Kant im Manuscripte. Fichte wurde von Kant sehr gütig aufgenommen, und unter Bezeigung seiner Zufriedenheit mit der Arbeit von dem Meister aufgefordert, sie drucken zu lassen. Nachdem aber dieselbe in Halle die Censur nicht passirt hatte, erschien sie i. J. 1792 durch Zufall und gegen Fichte's Willen ohne den Namen des Verfassers in Königsberg. Eine kurze Anzeige derselben in der allgemeinen Literaturzeitung machte unter Lobsprüchen auf dieselbe aufmerksam mit dem Zusatze, daß, wer auch nur die kleinste Schrift von Kant gelesen habe, in diesem Werke den Geist des erhabenen Verfassers wieder erkennen müsse. So galt sie in der gelehrten Welt eine Weile als ein Werk Kant's, bis dieser selbst Fichte'n als den Verfasser bezeichnete, und allen Antheil an der Arbeit des geschickten Mannes ablehnte. Durch diese Umstände wurde das Werk so bekannt, daß schon im nächsten Jahre eine zweite Auflage davon gedruckt wurde, und Fichte's philosophischer Ruf damit begründet war.

Nachdem durch die Umsicht seiner Braut ein Theil ihres Vermögens gerettet war, konnte er sich i. J. 1793 verheirathen, um im Hause seines Schwiegervaters der wissenschaftlichen Muße zu leben.

Er verfaßte nunmehr zwei politische Schriften, die ohne seinen Namen erschienen, nämlich, „die Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europa's" (1793) und „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution" 2 Thle., welche letztere schon i. J. 1795 eine zweite Auflage erlebte. Fichte ist in dieser Schrift für die Grundidee der französischen Revolution erfüllt und durchaus radical, demokratisch. — Hauptsächlich um dieser Schrift willen ist er später öfters als Demokrat und Jacobiner verdächtigt worden.

Als zu Ende des Js. 1793 Reinhold von Jena nach Kiel abgegangen war, wurde zu Anfang des Jahres 1794 Fichte'n der Antrag gemacht, als Reinhold's Nachfolger die außerordentliche Professur für kantische Philosophie anzunehmen, ein Antrag, der Fichte im hohen Grade willkommen war. Seiner ersten Vorlesung, die er im Mai 1794 in Jena hielt, hatte er als Programm die Schrift „über den Begriff der Wissenschaftslehre oder der sogenannten Philosophie" vorausgehen lassen, und gab zugleich während der Vorlesungen Bogenweise „die Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre" als Handschrift für seine Zuhörer heraus.

Während er das Sommersemester 1795 zu Osmanstädt in wissenschaftlicher Muße zubrachte, benützte er diese, um den „Grundriß des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre" auszuarbeiten. Auch an der im folgenden Jahre erschienenen „Grundlage des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre" hat er in dieser Zeit gearbeitet.

Im Jahre 1797 wurde Fichte Mitredakteur an einem von Niethamer herausgegebenen philosophischen Journal, das dadurch für die Wissenschaftslehre gewonnen wurde, so wie sich auch damals Schelling, die Gebrüder Schlegel, die beiden Schüler Reinhold's, Niethamer und Forberg und endlich Reinhold selbst als Anhänger der Wissenschaftslehre erwiesen. So kann das Jahr 1797 als die Blüthezeit der Fichte'schen Wissenschaftslehre bezeichnet werden, zu welcher in diesem Jahre die „Einleitung in die Wissenschaftslehre" im philosophischen Journal und „der Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre," so wie 1798 das „System der Sittenlehre nach Principien der Wissenschaftslehre" hinzukam, welches letztere Werk das Fichte'sche System in seiner vollendetsten Gestalt enthält. Das Jahr 1798 wurde ein bedeutsamer Wendepunkt in Fichte's Leben. Sein Freund Forberg wollte für den Jahrgang 1798 des philosophischen Journals eine Abhandlung „über die Bestimmung des Begriffs der Religion" drucken lassen, und hatte sich durch Fichte's Abmahnen nicht bewegen lassen, den Aufsatz zurückzunehmen. Um nun das darin etwa enthaltene Anstößige und Verfängliche zu entfernen und zu mildern, schickte Fichte als Einleitung einen Aufsatz: „über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltordnung" voraus, der jedoch den befürchteten Anstoß so wenig zu beseitigen vermochte, daß vielmehr ein von dem Hofprediger Reinhard in Dresden angeregter Sturm gegen beide Verfasser losbrach. In Folge dessen erließ die

churhessische Regierung auch an die sächsischen Herzoge ein Schreiben, worin eine Untersuchung und, nach Befinden, nachdrückliche Bestrafung der Verfasser gefordert wurde.

Als Antwort auf das Confiscationsrescript der sächsischen Regierung und zu seiner öffentlichen Rechtfertigung dagegen verfaßte Fichte eine „Appellation an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus."

Durch einen sehr verehrten Collega veranlaßt schrieb Fichte im März 1799 einen Privatbrief an ein Mitglied des Geheimen Raths in Weimar und erklärte darin, wenn er einen Verweis durch den Senat erhalten soll, werde er seine Demission nehmen; während er diesem Mitgliede durch einen Freund mündlich auseinander setzen ließ, einem Privatverweis sich ohne Widerstreben fügen zu wollen. Der Senat erhielt den Auftrag, den Herausgebern des philosophischen Journals ihre Unbedachtsamkeit zu verweisen, und Fichte's Entlassung wurde angenommen.

Endlich ließ sich Fichte bewegen, in Preußen eine Zuflucht zu suchen, und begab sich vorläufig, ohne seine Familie, im Juli 1799 nach Berlin. Hier verkehrte er Anfangs mit Friedrich Schlegel und seiner Freundin Madame Veit (Lucinde), sowie mit Schleiermacher. In den Sommer- und Herbstmonaten vollendete er die Schrift über „die Bestimmung des Menschen," welche im Jahre 1800 erschien.

Seit dieser Zeit bereitete sich in Fichte's Standpunkt eine Umwandlung vor, die ihrem Wesen nach als Uebergang von seinem einseitig moralischen zum religiösen Standpunkte sich charakterisirt. Das eben genannte Werk schließt sein System der Wissenschaftslehre ab, zeigt aber bereits die ersten Spuren seines spätern Standpunkts. In Berlin hielt Fichte Vorlesungen vor jüngern Gelehrten, Künstlern und Beamten, woran endlich die höchsten Staatsbeamten, wie die Minister Beyme und Altenstein, Theil nahmen. Außer einigen kleinern Arbeiten ist in den nächstfolgenden Jahren nichts Größeres erschienen; er beschäftigte sich damals viel mit Schelling's Identitätssysteme. In den 1804 gehaltenen Vorträgen über die Wissenschaftslehre, die in seinen nachgelassenen Werken erschienen, zeigt sich eine durchgängige Veränderung in der fundamentalen Begründung seiner Ansicht.

Eine Professur der Philosophie an der damals preußischen Universität Erlangen, die ihm unter der besondern Vergünstigung angetragen worden, nur im Sommer dort Vorlesungen zu halten und den Winter in Berlin zuzubringen, trat Fichte im Mai 1805 an, nachdem er im vorhergehenden Winter in Berlin „die Reden über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" gehalten hatte. In diesen Vorlesungen, die 1806 im Druck erschienen, hat Fichte seine geschichtsphilosophischen Ansichten niedergelegt. Der Hauptinhalt dieser Vorlesungen ist dieser: die gegenwärtige Zeit ist ein wesentlicher und nothwendiger Bestandtheil des Einen großen und zusammenhängenden Weltplanes, den die ewige Vorsehung mit unserm Geschlecht im Erdenleben hat. Wir begreifen Alles als nothwendig im Ganzen und als sicher zum Vollkommenen führend. Alles Große und Edle im Menschenleben muß darauf zurückgeführt werden, daß der Einzelne seine beschränkte Persönlichkeit an die Gattung, an das Geschlecht, an das Allgemeine hingebe, und dieses ist der Staat. Dieses ist das wahrhafte Leben der Idee, das wahrhaft sittliche Leben, in welchem der niedere Grad des Lebens, der Sinnliche völlig aufgeht, und die Liebe dieses niedern Lebens zu sich selbst vernichtet hat.

Für das Leben in der Idee gibt es keine Selbstverläugnung und keine Aufopferung mehr; das ernstgebietende Pflichtgebot ist aufgehoben, welches nur dazu da ist, um anfangs die Begierde in das Dunkel des Herzens zurückzuscheuchen, damit die Idee Platz gewinne, um ihr Leben zu entwickeln. Dann erscheint, was als ernste Pflicht drohte, als das, was man allein noch treiben, um dessen willen man allein noch leben möchte, als einzige Lust, Liebe und Seligkeit. Als Formen und Aeußerungen der Einen und ewigen Idee nennt Fichte die schönste Kunst, die gesellschaftliche Idee (Patriotismus und Weltbürgerthum) und die Religion, welche letztere ihm als die umfassendste und Alles in sich aufnehmende Idee gilt. Alles lebt im Ganzen, und dieses Ganze in unauslöschlicher Liebe stirbt unaufhörlich für sich selber, um neu zu leben. Den Zweck des Erdenlebens setzt er in das Vernünftigwerden durch Freiheit oder darein, daß die Menschheit sich zum reinen

Abdruck der Vernunft ausbilde. Nach der Unterwerfung der Natur durch die Vernunft strebt die Menschheit, deren Leben in fünf Epochen zerfällt. Die erste ist die Zeit der unbedingten Herrschaft des Vernunftinstinkts, d. i. der noch als Naturgesetz und Naturkraft wirkenden Vernunft, oder der Stand der Unschuld des Menschengeschlechtes. In diesem Paradiese des Rechtthuns und Rechtseyns ohne Wissen, Mühe und Kunst erwacht die Menschheit zum Leben.

In der zweiten Epoche ist dieser Vernunftinstinkt in der Menschheit schwächer geworden und spricht sich nur noch in wenigen Auserwählten aus, die als Herren ihres Geschlechtes eine Autorität für alle sind; es ist das Zeitalter der anhebenden Sünde, auf welches drittens die Epoche der vollendeten Sündhaftigkeit folgt, so wie auf diese der Stand der erhebenden Rechtfertigung oder die Epoche der Vernunftwissenschaft; und das Ziel ist dann die Epoche der Vernunftkunst oder der Stand der vollendeten Rechtfertigung und Heiligung. Die damalige Zeit (Fichte's) sey im Uebergang aus der dritten Epoche in die vierte, in die Zeit der Vernunftwissenschaft begriffen, und von nun an könne nur noch die Wissenschaft die Menschheit weiter führen, die insbesondere das innerste Heiligthum des deutschen Volkes sey; rettet nicht (sagt Fichte) der Deutsche den Culturzustand der Menschheit, so wird kaum eine andere Nation ihn retten.

In Erlangen hat Fichte nur ein halbes Jahr gewirkt, der wirklich ausgebrochene Krieg zwischen Frankreich und Preußen bewog ihn, nicht dorthin zurückzukehren, sondern den Ausgang desselben in Berlin abzuwarten. Seine im Sommerhalbjahr 1805 in Erlangen öffentlich gehaltenen Vorlesungen „über das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit" erschienen gleichzeitig zu Berlin im Druck. Fichte stellte darin den höchsten Begriff des Gelehrten auf, indem er einen solchen jeden nennt, der von der Idee in irgend einer ihrer Gestaltungen ergriffen und diese in die Welt einzuführen oder sie theoretisch darzustellen berufen sey, so daß auch der wahrhafte Regent, Gesetzgeber und Staatsmann unter diesen Begriff falle. Die unglückliche Wendung, welche der Krieg i. Jahr 1806 nahm, und das Heranrücken der Franzosen bewog Fichte, Berlin zu verlassen; er begab sich zunächst nach Stargard in Hinterpommern und von da nach Königsberg in Preußen, wo ihm interimistisch eine Professur übertragen wurde. Er hielt jedoch nur kurze Zeit dort Vorlesungen, beschäftigte sich aber damals eifrig mit den Schriften Pestalozzi's, so wie mit politischen Ideen; die Schrift „über Machiavelli als Schriftsteller" gab er in einer Königsberger Zeitung heraus.

Nach der Einnahme von Danzig verließ Fichte Königsberg und ging auf einige Zeit nach Kopenhagen, von wo er endlich nach dem Abschluß des Tilsiter Friedens, zu Ende August 1807 nach Berlin zu den Seinigen zurückkehrte. Hier hielt er im darauffolgenden Winter im Akademiegebäude, trotz der französischen Emissäre in seinem Auditorium und der französischen Besatzung in der Stadt, seine gewaltigen „Reden an die deutsche Nation," als Fortsetzung der früheren Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. Diese Reden an die deutsche Nation, die er zu gleicher Zeit im Druck erscheinen ließ, haben Fichte's Namen auf ewig in die Tafeln der vaterländischen Geschichte eingegraben. Die Ereignisse der letztvergangenen Jahre hatten bei Fichte alle Hoffnungen auf eine Wiederherstellung Deutschlands zu politischer Selbstständigkeit vernichtet. Ohne eine durchgreifende Erziehung, glaubte er, sey kein Heil mehr zu erwarten. Den Plan zu einer solchen durchgreifenden Nationalerziehung, einer gänzlich umgestalteten Volksbildung, legte er in den Reden vor. Während die Furcht vor dem großen Eroberer und Helden des Jahrhunderts Allen damals den Mund schloß, und das deutsche Volk mit seinem politischen Selbstbewußtseyn seine Seele und sein Selbst verloren zu haben schien, wagte er es allein, zu reden. Er wiederholte durch die Macht des zweischneidigen Wortes nochmals den Akt der Selbsterniedrigung, den das Volk an sich hatte vollziehen lassen; er vernichtete das Volk moralisch, um es aufzustacheln, daß es sich wiederherstelle, um Muth und Hoffnung zu bringen in die Zerschlagenen, Freude zu verkündigen in die tiefe Trauer.

Dem Deutschen sey es zuzumuthen, vorangehend und vorbildend für die übrigen Völker die neue Zeit zu beginnen; denn Deutschland sey der Inbegriff des gesammten.

gebildeten Europa im Kleinen. Die Bildung zum wahren Menschen sey die Aufgabe und das Wesen der neuen öffentlichen, d. i. vom Staate zu leitenden Erziehung, bei der es keines besondern Heeres bedürfe, da der Staat an seiner Jugend ein Heer habe, wie es noch keine Zeit gesehen habe, das er rufen und unter die Waffen stellen könne sobald er wolle, und sicher seyn könne, daß es kein Feind schlage.

An diese Reden Fichte's knüpften sich die bedeutendsten Erfolge; die allseitigsten Anstrengungen für die Verbesserung des Erziehungswesens, das Turnwesen, die Reformen auf den Universitäten, die Einrichtung der Schullehrerseminare, freilich hernach auch das Ausarten dieser Bestrebungen in Schwärmerei und Deutschthümelei waren die Folgen dieser Ermahnungen Fichte's.

Nachdem sich Fichte von einer schweren Krankheit, die ihn im Frühjahr 1808 ergriffen und hart mitgenommen, allmählig wieder einigermaßen erholt hatte, eröffnete sich ihm noch ein neuer reicher Wirkungskreis durch Gründung der Universität Berlin, die im Jahre 1811 eröffnet wurde. Aber schon vorher hatte Fichte mit Schleiermacher und einigen Andern regelmäßige Vorlesungen gehalten. Als Decan der philosophischen Facultät im ersten, und als Rector im zweiten Jahre suchte er, wie früher in Jena, auf die Abschaffung des Zweikampfes, auf das Verschwinden der Landsmannschaften hinzuarbeiten, und hat damit den Anstoß zur Bildung der spätern Burschenschaften gegeben. Er war jedoch meistens all zu schroff und unpraktisch aufgetreten, um bei seinem besten Willen das möglichste Gute zu erreichen, und hat sich dadurch noch in den letzten Jahren seines Lebens manche Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten bereitet.

Die Vorlesungen, die er in Berlin als Professor hielt, erstreckten sich auf die Thatsachen des Bewußtseyns, die Bestimmung des Gelehrten, das Verhältniß der Logik zur Philosophie, die Wissenschaftslehre, die Rechts- und Sittenlehre, die Staatslehre, oder über das Verhältniß des Urstaats zum Vernunftreiche. Der Krieg im Jahre 1813 erweckte in Fichte den Wunsch, als weltlicher Prediger das Heer zu begleiten; sein deßfallsiges Anerbieten wurde jedoch nicht angenommen; doch nahm er an den Waffenübungen eifrigen Antheil. Auch seine Frau widmete sich Monate lang mit aufopfernder Hingebung der Pflege der Kranken in den Kriegslazarethen. Von einem Nervenfieber, das sie sich dabei zuzog, genas sie zwar wieder; aber ihr Gatte, der davon angesteckt worden, unterlag der Krankheit im Januar 1814 in seinem noch nicht vollendeten zwei und fünfzigsten Lebensjahre. S. Deutschlands Denker seit Kant. Dessau 1851. S. 143—157.

Die in den angeführten Schriften mit vielerlei Wendungen und Formeln ausgesprochenen Grundideen des Fichte'schen Systems sind folgende: Das Ich weiß eigentlich nur von sich selbst und seiner Thätigkeit, indem es sich selbst schlechthin setzt. Daher weiß es auch von einem Nichtich oder einer Außenwelt nur darum und sofern, weil und wiefern es eine solche setzt und sich selbst entgegensetzt. Das Nichtich ist also nur ein Erzeugniß des Ich, und es wäre Thorheit, nach irgend einem von dem Ich unabhängigen, für sich bestehenden Dinge zu fragen, oder wohl gar vor einem solchen zu fürchten, weil das Ich sich nur vor dem Widerschein seiner eigenen Thätigkeit fürchten würde. Daß es gleichwohl dem (empirischen) Ich so scheint, als wenn das Nichtich von ihm unabhängig existirte, kommt daher, daß es die darauf bezüglichen Vorstellungen (die sogenannten objektiven Weltvorstellungen) auf eine bewußtlose Weise erzeugt, und dieß auch nicht eher begreifen lernt, als bis es mittelst einer intellectuellen Anschauung, welche die Bedingung alles wahren Philosophirens ist, aber nicht überall stattfindet, sich selbst als (reines) Ich angeschaut, und in diesem Anschauen seiner eigenen Thätigkeit zugesehen hat. Daß das Ich aber gerade in solches Nichtich (eine Welt mit diesen Menschen, Thieren, Pflanzen, Gestirnen ꝛc.) setzt, kommt daher, daß es vermöge seiner Natur in gewisse ihm unbegreifliche, und daher nothwendige Schranken eingeschlossen ist. Diese Schranken sind aber auch das einzige Unbegreifliche in der Philosophie; alles Uebrige läßt sich aus der eigenen Thätigkeit des Ich vollkommen begreifen, ohne daß es nöthig wäre, noch irgend ein anderes vorauszusetzen. Daher läßt sich auch aus dem ganz einfachen, aber in Anschauung seiner Materie und Form durchaus bestimmten Satze: A=A oder Ich=Ich

die ganze Philosophie in materialer und formaler Hinsicht deduciren. Und eine solche Deduction ist eben die Wissenschaftslehre; diese also die einzig wahre Philosophie. — Fichte suchte aber seinen Idealismus auch auf das Praktische, auf moralische, religiöse und politische Gegenstände anzuwenden, wobei er jedoch trotz aller sonstigen Consequenz inconsequent wurde. Er gestand sogar, daß der Idealismus eigentlich nur Speculation sey, daß daher im Leben Jedermann realistisch denken und handeln müsse, wodurch seine theoretische Philosophie mit seiner praktischen in einen unauflöslichen Zwiespalt gerieth, und indem er die Gottheit für nicht anders, als die sittliche Weltordnung erklärte, so konnte es nicht fehlen, daß er auch mit dem gläubigen und frommen Gemüthe zerfiel, ob er gleich hinterher durch die scholastische Unterscheidung zwischen einer activen und passiven Ordnung sich zu helfen suchte. (S. Krug's Lexikon.)

Gegner und Anhänger der Wissenschaftslehre nach der Schrift: „Deutschlands Denker sei Kant." Der Umstand, daß die Fichte'sche Wissenschaftslehre gleich Anfangs viele Anfeindungen zu erdulden hatte, verhinderte zum Theil, neben dem esoterischen Charakter ihrer Lehren, daß sie zum Bekenntniß einer großen Schule wurde. Die Kantianer hatten, wie Kant selbst, Anfangs in Fichte einen Verfechter der Kant'schen Philosophie gesehen, als er aber sehr bald sehr rücksichtslos gegen die meisten Kantianer auftrat und ihnen vorwarf, daß sie nicht über den Buchstaben zum Geist des Kant'schen Systems vorzudringen vermochten und auf halbem Wege stehen blieben, brachte er sehr bald die Anhänger Kants gegen sich auf. So erhob Rinck, der Herausgeber der Kant'schen Pädagogik, seine Stimme in der Schrift: „Stimme eines Arktikers über Fichte und sein Verfahren gegen die Kantianer (1799), auf welche gleich darauf eine zweite von ihm folgte: vom Verhältniß des Idealismus zur Religion, oder: ist die neueste Philosophie auf dem Wege zum Atheismus (1799). In demselben Jahre trat Heusinger gegen Fichte auf in der Schrift: über das idealistisch-atheistische System des Hrn. Professor Fichte. Eben so traten Fischhaber in der Schrift: „über das Princip und die Hauptprobleme des Fichte'schen Systems, nebst einem Entwurf zu einer neuen Lösung derselben" (1801). Böhme (geb. 1766, gest. 1844) in der Schrift: „Commentar über den ersten Grundsatz der Wissenschaftslehre" (1802). Jos. Rückert in der Schrift: „der Realismus, oder Grundzüge einer durchaus praktischen Philosophie" 1801 gegen die Fichte'sche Wissenschaftslehre auf, wozu sich noch eine große Anzahl anderer Schriften gesellte, die gegen Fichte erschienen, nachdem Kant (1799) öffentlich erklärt hatte, er halte Fichte's Wissenschaftslehre für ein gänzlich unhaltbares System.

Die Entfernung des „Atheisten" von Jena und das Hervortreten der philosophischen Leistungen Schellings bewirkten jedoch bald, daß die Angriffe auf das System des Letztern gerichtet wurden.

Nichts desto weniger haben sich an die Wissenschaftslehre Fichte's, noch vor dem Uebergang desselben nach Berlin und dem Erscheinen der „Bestimmung des Menschen," eine Anzahl von Männern angeschlossen, welche darin Befriedigung fanden. Dieß war zunächst der Fall in den ersten philosophischen Schriften Schellings, die sich ganz auf dem Standpunkte der Wissenschaftslehre befanden.

Fr. Carl Forberg vertrat seit 1792 als Dozent in Jena den Kant'schen und Reinhold'schen Standpunkt der Philosophie, wandte sich aber bald zu Fichte. Er hat durch seinen im Fichte-Niethamer'schen Journal im J. 1798 abgedruckten Aufsatz über die Entwickelung des Begriffs der Religion zu dem Streite über den Atheismus die Veranlassung gegeben.

Niethamer war als Dozent der Philosophie in Jena durch eine Schrift: „über den Versuch der Kritik aller Offenbarung zu Fichte in ein näheres Verhältniß getreten, und hatte auf Fichte'schem Standpunkt die Schriften: Ableitung des moralischen Gesetzes aus der Form der reinen Vernunft (1793), „über Religion und Wissenschaft" (1795), „Versuch einer Begründung des vernunftmäßigen Offenbarungsglaubens" (1798) herausgegeben. Zugleich gab er seit 1797 sein philosophisches Journal heraus, an welchem seit 1797 Fichte selbst als Mitarbeiter und Mitredakteur auftrat. An die Genannten schloß sich im J. 1796 auch Reinhold durch seinen Uebergang zur Wissenschaftslehre an.

Im Jahre 1799 trat als Anhänger Fichte's J. B. Schad auf, seit 1777 Lehrer der Philosophie im Benedictinerkloster zu Banz, aus welchem er 1798 entfloh, seit 1799 als Docent der Philosophie in Jena wirkte, 1804—1817 als Professor der Philosophie an der russischen Universität Charkow war, und 1834 in Jena als Professor emeritus starb, hervor in der Schrift: „gemeinfaßliche Darstellung des Fichte'schen Systems und der daraus hervorgehenden Religionstheorie" in zwei Bänden (1799), zu denen noch ein dritter (1802) hinzukam.

Das System der Wissenschaftslehre betreffen die Schriften: „Geist der Philosophie" und „Grundriß der Wissenschaftslehre," die im Jahre 1800 von Schad erschienen, während er sich in der Schrift: „absolute Harmonie des Fichte'schen Systems mit der Religion" (1802) die Rechtfertigung der Religionslehre des Fichte'schen Systems zur Aufgabe steckte. In der nächsten Schrift, die von Schad erschien, seinem System der Natur- und Transcendentalphilosophie in Verbindung dargestellt (1803—4 in zwei Bänden) näherte er sich dem Schelling'schen Standpunkte.

In Vielem mit Fichte einverstanden, ohne sich ganz an denselben anzuschließen, sind Mehmel in Erlangen als Professor der Philosophie und Schaumann, welcher letztere in seinen naturrechtlichen Werken erst Kant, dann Reinhold und endlich Fichte folgte. Sklavischer schloß sich Michaelis an Fichte an in seiner philosophischen Rechtslehre zur Erläuterung über Fichte's Grundlage des Naturrechts in drei Theilen (1797—99).

In Betreff der Philosophie Fichte's in ihrer spätern Gestalt will ich hier nur noch die Andeutungen und Grundzüge anführen, welche und wie sie Uschold in seinem Grundriß der Geschichte der Philosophie so darstellt:

„In dem Fortschritte, welchen Fichte über die Schranken der ersten Wissenschaftslehre hinaus machte, zeigt sich eine wesentliche Umbildung seiner frühern Lehre. Er hatte sich darüber verständigt, daß reine Bildlichkeit ein Seyn oder eine Realität voraussetzt, da reine Abbildlichkeit ohne Etwas, das erscheint, undenkbar sey, daß also die Vorstellungen nicht absolute Thatsachen, welche sich auf eine unerklärliche Weise vorfinden, sondern Resultate der absoluten gesetzmäßigen Thätigkeit seyen, welche als Bewußtseyn wirkt und in ihnen sich selbst erscheint. Demnach ist nicht das in Folge der dem Ich einwohnenden Gesetze Erzeugte das Wirkliche, sondern diese Gesetze sind es, und das durch sie wirkende Leben. Dieses ist das Absolute und zugleich die wahre Realität, welche aber unter keiner bestimmten Form des Seyns erfaßt werden kann, sondern vielmehr das aller sinnlichen Anschauung durchaus verborgene, unsichtbare Seyn und Wesen ist, welches nur dem Denken erreichbar und nach den Gesetzen desselben bestimmbar ist; diese Denkgesetze drücken die allgemeinen Gesetze des Absoluten als Gesetze seines Wirkens und Erscheinens, d. h. sein wahres Wesen aus. Dieses Allreale manifestirt sich als unendliche Vernunft, welche Grund alles Lebens und Seyns ist, und ihre Selbstoffenbarung in allen endlichen Wesen hat. Dieses reale Seyn, das Wesen aller Wesen, welches sich in uns selbst, hier freilich nur in Form des menschlichen Bewußtseyns, selbst erblickt und seiner bewußt wird, ist als das allein Grundwirkliche oder Göttliche anzusehen. Wir selbst sind aus Gott und seiner Natur, aber wir sind nicht Gott. Der Begriff der Gottheit enthält zwar dieses absolute Seyn auch in sich, aber nicht zugleich die Bestimmungen, welche dem Absoluten zukommen, in wie weit es im menschlichen Selbstbewußtseyn erscheint. Will man wissen, als was das Absolute sich offenbare, so blicke man auf das gesetzmäßige Wirken desselben und auf sein Sichselbstauswirken in menschlichem Geiste und Gewissen oder auf das, was schon früher als die moralische Weltordnung bezeichnet wurde.

Recht und Sittlichkeit bezog Fichte später näher aufeinander, nach dem Verhältnisse von Mittel und Zweck. Die äußern Zwecke, welche uns die Natur auferlegt, sind unsere Erhaltung und Sicherheit in unserer Rechtssphäre. Diese müssen zuerst allgemein erreicht seyn, ehe das Sittengesetz allgemein erscheinen kann. Deßhalb wird es als die Probe für die Rechtmäßigkeit des formalen Rechtsstaates bezeichnet, daß er die sittliche Freiheit als letzten Zweck aller seiner Veranstaltungen sich setze. Das Prinzip und der höchste Grundsatz der Sittenlehre lautet: Der Begriff ist Grund der Welt, mit dem Bewußtseyn, daß er es sey, in der absoluten Form der Reflexion. Der Begriff, die

ideale Welt der Urbilder, welche mit dem Bewußtseyn, daß sie schlechthin seyn sollen, das Ich ergreifen und es schlechthin sich unterwerfen, setzt in der Natur und in den blos durch den Rechtsbegriff begründeten Zustand der freien Iche eine übersinnliche Ordnung der Dinge oder eine Welt der Sittlichkeit. Die Sittenlehre ist blos die Analyse dieser beiden Sätze und ihr wissenschaftlicher Augpunkt ist zwischen die beiden Grenzen, nach Oben des Begriffs als des Höchsten, nach Unten aber der absoluten Reflexions- oder Ichform, in welche der Begriff eintritt, gestellt. Der Charakter des Sittlichen in der Erscheinung ist zuerst Selbstlosigkeit, in so fern der Sittliche sein Selbst längst in der Begeisterung für die Menschheit verloren hat, sodann allgemeine Menschenliebe, Wahrhaftigkeit und Offenheit; sein ganzer Charakter endlich ist Einfachheit und truglose Gleichmäßigkeit im Handeln und in seiner ganzen Erscheinung. Ich will hier nur noch aus Friedr. Schlegel's Urtheil über Fichte Folgendes anführen: „Was Fichte's Form und Methode angeht, so ist er darin durchaus der Erfinder, und zwar wie die Geschichte der Philosophie wenige aufzuweisen hat. Seine Philosophie unterscheidet sich durch ihre Form von allen andern, aus welcher Epoche sie seyn mögen, sie erscheint gleichsam als eine ganz neue Wissenschaft; Fichte's Form ist ganz originell, selbstständig und unabhängig, seine eigene freie Erfindung; — sie ist ganz Eins mit dem Geiste seiner Philosophie und durchaus philosophisch. Was Andere in der Philosophie als Methode einzuführen gesucht, ist meist aus andern Wissenschaften entlehnt, oder aus eigenen subjectiven Ansichten, nicht so rein aus dem Wesen der Philosophie selbst geschöpft und daher auch von geringerem Nutzen gewesen.

Fichte Imman. Herm., Sohn des vorigen, hat sich zuerst bekannt gemacht durch eine Diss. de philosophiae novae platonicae origine. Berlin. 1818. Dann hat er herausgegeben die nachgelassenen Werke seines Vaters (Bonn 1834—35. 3 Bde. 8. Er selbst gab noch folgende Werke heraus: Ueber Gegensatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philosophie. Heidelberg. 1832. Erster (kritischer) Theil, welcher hauptsächlich gegen Hegel und dessen Schule gerichtet ist. Sein eigenes System kündigt er hier an als eine Vermittlung der ob- und subjectiven Richtung im Philosophiren. Hiezu kam ein zweiter (speculativer) Theil, der auch den besondern Titel führt: Grundzüge zum Systeme der Philosophie. Abthlg. 1. Das Erkennen und Selbsterkennen. Ebendas. 1833, und als dritter (gleichfalls speculativer Theil. Abthlg. 2. Antologie. Ebendas. 1836. Ferner erschien von ihm: Sätze aus der Vorschule der Theologie. Stuttgart. 1826. — Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. Elberfeld 1834. Religion und Philosophie in ihrem gegenseitigen Verhältnisse. Heidelberg. 1834. — Ueber die Bedingungen eines speculativen Theismus. Elberfeld. 1835.

Ficinus Marsilius, ein geistreicher Arzt in Florenz, geb. 1433, gest. 1499, wirkte sowohl durch Uebersetzung des Plato, Plotin, Jamblichus, Proklus u. A., als durch eigene Schriften zur Empfehlung der platonischen Philosophie. Cosmus von Medicis bediente sich seiner zur Stiftung einer platonischen Akademie um 1440. Allein Ficinus faßte dieses System aus dem Standpunkte der Neuplatoniker, vermischt mit aristotelischen Lehren, auf, und hielt den Hermes Trismegistus für den Erfinder der Ideenlehre. In seiner Theologia platonica führte er mehrere Beweisgründe für die Unsterblichkeit der Seele nicht ohne Scharfsinn aus, und bestritt den allgemeinen Verstand des Averres und die Aristoteliker seiner Zeit. Im Uebrigen war sein Bestreben dahin gerichtet, diesen Platonismus für die christliche Lehre zu benützen.

Filangieri (Gaertan) geboren zu Neapel 1752 und gest. 1788, hat sich als Philosoph besonders bekannt gemacht durch eine philantropische Theorie der Gesetzgebung. Sein berühmtes Werk: La scienza della legislazione. Neapel. 1780. 8 Bde. 8. wurde fast in alle lebende Sprachen übersetzt, deutsch von Link, Anspach 1784—93. 8 Bde. 8. — Benjamin Constant hat die Werke Filangieri's mit einem trefflichen Commentare begleitet in französischer Sprache, in 5 Bänden, herausgegeben angefangen. Paris. 1822. 8.

Filzigkeit ist der schmutzige Geist, der selbst die nothwendigen Bedürfnisse der Reinlichkeit vernachläßigt, und mit immer stumpferer Gefühllosigkeit für Schickliches und

Sittliches, mit Härte gegen sich, wie gegen Andere, bis zur schamlosesten Niederträchtigkeit herabsinkt. (Carus.)

Flatterhaftigkeit ist der Mangel einer pflichtmäßigen Bedachtsamkeit und eines vernünftigen Ausdauerns bei demjenigen, was man zu thun hat. (Reinhard.)

Fischhaber Glo. Chsti. Friedr., hat mehrere im Geiste der kritischen Philosophie abgefaßte Schriften herausgegeben.

Flatt Joh. Frdr., geb. 1759 zu Tübingen, Professor der Philosophie und Theologie daselbst, und sein Bruder Carl Christi. Friedr., geb. 1772 zu Stuttgart, Professor der Theologie zu Tübingen, haben beide außer mehrern theologischen auch philosophische, meistens antikantische Schriften herausgegeben.

Fleischeslust ist die Befriedigung des Geschlechtstriebes aus bloßer Wollust.

Fleiß nennt Reinhard diejenige Denkungsart, nach welcher man sich durch die, mit Anstrengung unserer Kräfte verbundenen Beschwerlichkeiten nie abhalten läßt, sein Vermögen zu wirken bei jeder Gelegenheit gemeinnützig anzuwenden. Man kann wohl auch die Erklärung geben: Fleiß besteht in weiser Anwendung unserer Zeit, der Beharrlichkeit bei unsern Geschäften und in der emsigen, unermüdeten Ausdauer bei den Arbeiten, sowohl des Geistes als des Körpers.

Fluch bedeutet theils einen gemeinen Schwur, wie ihn der Leichtsinn bald zur Betheurung der Wahrheit oder auch der Lüge, bald aus bloßer Gewohnheit oder Gedankenlosigkeit ausstößt, theils eine Verwünschung, der nur der Aberglaube Wirksamkeit beilegen kann. (Krug.) Nach Maaß bestehen Flüche darin, daß man Jemanden oder sich selbst etwas Böses oder ein großes Uebel wünscht.

Foderung, Forderung, Postulat nennt man in der Logik, wie in der Mathematik gewöhnlich einen Satz, der eine Aufgabe enthält, die aber auf der Stelle gelöst werden kann, ohne daß es dazu eine besondere Anweisung oder Beweisführung bedarf. Kant hat aber jenen Ausdrücken in der Kritik der reinen Vernunft eine höhere Bedeutung untergelegt, indem er darunter Sätze verstand, welche Glaubenswahrheiten enthalten und daher nicht eigentlich bewiesen werden können, indem sie blos auf einer Forderung des Gewissens oder auf dem Gesetze der praktischen Vernunft beruhen. Darum nennt er sie auch Postulate der praktischen Vernunft.

Folge bezieht sich in der Logik auf das Verhältniß der Gedanken, Urtheile oder Sätze zu einander. Wenn nämlich ein Gedanke den andern in Ansehung seiner Giltigkeit bestimmt, so heißt jener der Grund von diesem, und dieser die Folge von jenem.

Folgerecht oder **Folgerichtig** heißt ein Gedanke oder eine ganze Gedankenreihe, in welcher das als Folge Gesetzte, dem als Grund Gesetzten völlig angemessen ist, also wirklich daraus folgt. Das Gegentheil ist Folgewidrigkeit — Inconsequenz.

Folgsamkeit ist nicht einerlei mit Gehorsam. Dieser ist etwas Pflichtmäßiges, Schuldiges, im Weigerungsfall auch Erzwingbares, und bezieht sich daher auf Befehle, die man von Vorgesetzten oder Obern empfängt und nach dem Willen derselben zu vollziehen hat. Die Folgsamkeit aber ist eine vom eigenen Gutdenken abhängige Befolgung dessen, was Andere wollen oder wünschen, und bezieht sich daher auf Rathschläge, Bitten, Ermahnungen ꝛc.

Folioth (Robert von Melün) Robertus Melodunensis (ein scholastischer Theolog und Philosoph des 12ten Jahrh., suchte die kirchliche Religionslehre philosophisch zu bearbeiten; ohne sich in dieser Hinsicht vor Andern auszuzeichnen.

Folter ist ein Marterwerkzeug, durch dessen Gebrauch man einem Angeklagten das Geständniß der Wahrheit, oder überhaupt Jemanden irgend ein Bekenntniß abzunöthigen sucht. Die Ungerechtigkeit und Unzweckmäßigkeit der Folter oder Tortur bedarf keines langen Beweises, da es wohl überhaupt kein Recht geben kann, einen Menschen zu martern, um etwas von ihm zu erfahren. Wenn man es also nicht auf rechtliche Weise erfahren kann, so soll man darauf verzichten, um so mehr, weil man sich der Gefahr aussetzt 1) das Gegentheil von dem zu erfahren, was man eigentlich erfahren will, wenn der Gefolterte wegen Unerträglichkeit der Schmerzen etwas Unwahres bekennt; 2) einen Unschuldigen zu verurtheilen, wenn der Gefolterte sich wahrheitswidrig

für schuldig erklärt hat; 3) einen Schuldigen loszusprechen, wenn der Gefolterte die Tortur, ohne zu gestehen, überstanden hat. Auch ist die Tortur im Grunde nichts anders als eine Strafe (und zwar eine sehr harte, den Menschen oft Zeitlebens unglücklich machende) vor erwiesener Schuld, um bloßen Verdachtes willen. (Krug.)

Fontenelle (Bernard le Bovier de F.) geb. 1657 zu Rouen, gest. 1757, nachdem er fast 100 Jahre mit ungeschwächter Geistes- und Köperkraft gewirkt und beinahe das ganze Gebiet der Literatur umfaßt hatte, ohne jedoch in irgend einem Zweige Ausgezeichnetes zu leisten. In philosophischer Beziehung schloß er sich eigentlich an die cartesische Philosophie an, ohne jedoch zu deren Vervollkommnung etwas beigetragen zu haben. Sein berühmtestes Werk: „Entretiens sur la pluralité des mondes“ empfiehlt sich mehr durch populäre Eleganz in der Darstellung, als durch wissenschaftliche Gründlichkeit.

Forberg Fried. Carl, geb. 1770, schloß sich sehr enge an Fichte an, und zog sich mit diesem wegen einer Abhandlung in Niethamer's philosophischem Journal den Vorwurf des Atheismus zu, gegen den er sich aber, wie Fichte, in einer besondern Apologie zu vertheidigen suchte.

Forge (Louis de la F.), ein Arzt zu Saumur im 17. Jahrhundert, war nicht nur ein persönlicher Freund von Cartes, sondern begünstigte auch dessen Philosophie und wandte sie besonders auf die Psychologie an.

Form bedeutet ursprünglich die Gestalt, Gestaltung, dann die Begrenzung eines Dinges in Zeit und Raum. In der Philosophie setzt man gewöhnlich die Form der Materie entgegen, und versteht dann unter Form die Art und Weise, wie eine Thätigkeit wirkt, z. B. Formen des Verstandes, Formen der Anschauung; ferner die Art der Verbindung eines Mannigfaltigen zu einem Ganzen, z. B. die poetische Form, die Form der Rede. Wenn man die Form dem Wesen entgegensetzt, so beruht diese Entgegensetzung auf einer bloßen Abstraction, bei welcher vorausgesetzt wird, daß das Wesen eines Dinges blos in der Materie bestehe, was aber offenbar falsch ist; denn wenn gleich die Formen eines Dinges wechseln können, so muß doch jedes Ding irgend eine Form haben, wenn es ein bestimmtes Ding seyn soll; und die Form, die es als dieses Ding hat, gehört dann mit zum Wesen desselben. Uebrigens kann freilich diese Form verschiedene Modificationen erleiden, welche nun als etwas Unwesentliches oder Zufälliges dem Wesentlichen oder Nothwendigen entgegen stehen, darum unterscheidet man auch die innere oder wesentliche Form von der äußern oder zufälligen. Nur die letztere kann dem Wesen entgegengesetzt werden.

Formal nennt man Alles, was sich auf irgend eine Form bezieht, sein Gegensatz ist material. So heißt das bloße Denken, ohne Rücksicht auf die Gegenstände, welche gedacht werden, ein formales Denken, und die Logik selbst eine formale Wissenschaft (Formalphilosophie); das Erkennen aber, dessen Gesetze die Metaphysik erforscht, ein materiales Denken und die Metaphysik selbst, eine Materialphilosophie. Ebenso heißen Grundsätze, je nachdem sie die Form oder Materie in Ansehung unserer Erkenntnisse bestimmen, formale oder materiale Principien. Ebenso unterscheidet man auch ein formales und ein materiales Recht, und theilt selbst die Wahrheit ein in formale und materiale.

Formalismus bezeichnet das Ueberschätzen des Formalen sowohl in der Wissenschaft als im Leben, und ist daher entweder theoretisch oder praktisch. Man soll zwar die Formalitäten oder Förmlichkeiten nicht zu gering achten, indem sie am rechten Orte und zur rechten Zeit allerdings ihren Werth haben, aber am unrechten Orte und zur Unzeit angebracht lächerlich machen.

Formation ist Bildung oder Gestaltung, die in Ansehung der Naturprodukte als Folge der in der ganzen Natur herrschenden Bildungskraft oder des Bildungstriebes betrachtet werden muß.

Formey, geb. 1711 zu Berlin, hat außer mehreren Predigten, historischen und politischen Schriften auch mehrere, im eklektischem Geiste geschriebene philosophische Schriften herausgegeben. Er bestritt zwar den Skepticismus, aber ohne ihn zu widerlegen.

Förmlich nennt man in der Logik Schlüsse und Beweise, welche auch äußerlich die von den Regeln der Logik vorgeschriebene Form haben, was keineswegs eine allgemeine Forderung seyn kann, indem dadurch der Vortrag ein steifes, langweiliges und mißfälliges Gepräge erhalten würde. Daher kleidet man sie gern auf eine gefälligere Weise ein. Um aber die dabei gemachten Fehler leichter entdecken und nachweisen zu können, ist es gut, ihnen jene Form zu geben, und sie von allem, besonders rhetorischem Schmucke zu entkleiden.

Fortschritt zum Bessern. Man hat viel darüber gestritten, ob ein solcher stattfinde, ja Manche wollen sogar das Gegentheil behaupten, indem sie, wo nicht einen beständigen Rückschritt, doch einen beständigen Kreislauf, ein immer abwechselndes Steigen und Fallen der Cultur annehmen. Daß dieses theilweise stattgefunden hat, lehrt allerdings die Geschichte. Im Ganzen aber steht das Menschengeschlecht, wie die Welt überhaupt, unter dem allgemeinen Gesetze der Entwickelung, vermöge dessen Alles im Fortgange oder Fortschritte begriffen ist. Beim Menschen kommt nun überdieß ein eigener Trieb zur Vervollkommnung hinzu, der wohl manchmal in seiner Wirksamkeit gehemmt, aber nicht völlig unterdrückt werden kann. Daher steht das Menschengeschlecht unstreitig jetzt auf einer höhern Bildungsstufe, als zu irgend einer frühern Zeit. Es hat Fortschritte gemacht, kann deren noch machen und soll es auch, da man zu keiner Zeit sagen kann, daß das Menschengeschlecht so sey, wie es nach den unabweislichen Forderungen der Vernunft seyn soll. Wenn nun der Mensch an eine göttliche Weltregierung glaubt, so muß er auch glauben, daß unser ganzes Geschlecht unter dieser Leitung an intellectualer und moralischer Bildung immer zunehme, also im Fortschritte zum Bessern begriffen sey. Der Glaube an diesen Fortschritt muß aber stets mit dem Bestreben jedes Einzelnen verbunden seyn, alles dazu beizutragen, was in seinen Kräften steht. Es soll also ein praktischer Glaube seyn, der uns selbst immer zum wirklichen Fortschreiten antreibt und so auch den Fortschritt des ganzen Geschlechts befördert. (S. Krug's philos. Lexikon. — Vergl. auch Kant's Aufsatz: Erneuerte Frage: „ob das Menschengeschlecht im beständigen Fortschreiten zum Bessern sey" — in dessen verm. Schriften. Bd. 3 Nro. 19.)

Foucher Sim., ein französischer Abbé des 17. Jahrhunderts, der sich auf die Seite des Skepticismus neigte und daher die dogmatischen Systeme von Cartes, Malebranche und Leibnitz bekämpfte. Deßhalb schrieb er auch eine Geschichte der akademischen Philosophie, indem die neuere Akademie (seit Arkesilas) ebenfalls zur Skepsis geneigt war. Doch wollte er nicht sowohl den Zweifel selbst empfehlen, als vielmehr zeigen, daß man nur mittelst desselben zu einer deutlichen und gründlichen Erkenntniß gelangen könne.

Franke Gg. Sam., geb. 1763, seit 1811 ordentlicher Professor der Theologie zu Kiel, hat außer mehrern philologischen und theologischen auch mehrere philosophische Schriften herausgegeben, von denen ich hier nur nennen will: „Beantwortung der Preisfrage: quinam sunt notabiliores gradus, per quos philosophia practica, ex quo tempore systematice pertractari coepit, in eum, quem hodie obtinet, statum pervenerit. Altona. 1801. — Ueber die Eigenschaft der Analysis oder der analytischen Methode in der Philosophie. Eine Abhaltung, welcher von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin der Preis zuerkannt worden. Berlin 1805. — Ueber die neuern Schicksale des Spinozismus und seinen Einfluß auf die Philosophie überhaupt und die Vernunfttheologie insbesondere. Kiel 1811 oder Schleswig 1812. Auch gekrönte Preisschrift.

Französische Philosophie. Durch Vermittlung des von Rom aus sich verbreitenden Christenthums entstand seit Karl's des Großen Regierung in Frankreich diejenige Philosophie, welche man die scholastische genannt, und deren erster oder doch lange Zeit hindurch vornehmster Sitz die hohe Schule zu Paris war — eine Schule, die späterhin (seit 1206) sich zur förmlichen Universität ausbildete, und nebst ihrer noch ältern Schwester Bologna das Muster aller übrigen in Europa wurde. Hier fanden sich auch viele Fremdlinge ein und disputirten mit den einheimischen Gelehrten über philosophische und theologische Gegenstände, Abälard, Alexander von Hales, Albert

der Große, Thomas, Scotus, Occam, Ramus u. A. zeichneten sich in dieser Hinsicht vorzüglich aus. Auch scheint die französische Philosophie gegen Ende des Mittelalters eine irreligiöse Richtung genommen zu haben, da Marius Mersennus in seinem Commentar zur Genesis berichtet, es habe im Anfang des 15. Jahrhunderts zu Paris nicht weniger als 50,000 Atheisten gegeben. Der Skepticismus fand hier ebenfalls seine Freunde und Vertheidiger an Montaigne, Charron, Hunt, Bayle u. A., während Cartes, Malebranche, Montesquieu, Condillac, Bonnet u. A. dem Dogmatismus huldigten. Der französische Dogmatismus neigte sich jedoch unter den üppigen Regierungen Ludwigs des XIV. und XV. immer mehr zum Empirismus (der auch von England aus durch Locke sehr genährt wurde), Sensualismus und Materialismus hin, weßhalb auch die sogenannten Encyklopädisten, besonders Voltaire, sich einer sehr frivolen Art zu philosophiren ergaben. In neuern Zeiten ist man jedoch davon zurückgekommen. Ihre Philosophen haben angefangen, sich auch mit deutscher Philosophie zu befreunden, und es steht zu erwarten, daß sie künftig auch im Felde der höhern Speculation und der Geschichte der Philosophie mehr als bisher leisten werden. Unter den neuern französischen Philosophen sind hervorzuheben: der geistvolle Mystiker Claude St. Martin, geb. 1743, gest. 1804. Ferner J. M. Degerando, der Abbé Jaques Bernardin Henri de St. Pierre, Rapin, P. J. G. Cabanis, der durch seine Ideologie berühmte Graf Destutt-Tracy, Laromiguiree, Azaïs, Garat, Volney, Fabre d'Olivet, Chateaubriand, Graf Joseph Demaistre, de la Mennais, Bonald u. A. Seit Charles Villers seinen Landsleuten die Kant'sche Philosophie empfahl, haben sie mehrere Versuche gemacht, sich der deutschen Philosophie zu nähern, und den Sensualismus des Condillac zu verlassen. Eine der deutschen Philosophie sich zuwendende Ansicht, bildete sich seit der kaiserlichen Regierung. Victor Cousin, Royer Collards Schüler, welcher, mit den neuesten Forschungen der deutschen Philosophie vertraut, eine neue Schule gebildet hat, und seine Untersuchung auf die „interrogation medidative de la conscience“ baut, gehört zu den ausgezeichnetsten Männern, welche diese Ansicht verbreiten und von der alten Schule sehr bekämpft werden. Ferner gehört zu derselben Berard, Virey, Maine de Biran, Royer Collard, Jouffroy Keratry, Bar. Massias, J. H. Droz; auch kann der Schweizer Bonstetten hieher gerechnet werden. In der philosophischen Naturwissenschaft strebten über die atomistische Physik hinaus Claude François le Joyaud und J. A. Fr. Alix.

Frechheit ist eine Ausartung der Freiheit und zeigt sich durch ein allzufreies Benehmen, durch eine Vernachläßigung der Grenzen, welche Sitte, Zucht und Anstand dem Freiheitsgebrauche vorzeichnen. Mit dieser Erklärung Krugs ganz übereinstimmend nennt Eberhard frech denjenigen, dem es an dem gehörigen Schamgefühle fehlt, besonders denjenigen, der sich an die Gesetze der Sittlichkeit und Anständigkeit und an die Urtheile der Menschen nicht bindet, sondern mit jenem Betragen, wodurch er dieß an den Tag legt, Jedermann frei und ohne Scheu unter die Augen tritt.

Freiheit. Daub entwickelt in seinem System der theologischen Moral I. Theil 1840 S. 312 — 314. den Begriff der Freiheit auf folgende Weise: „Freiheit ist die durch sich begründete und durch sich allein bedingende und bestimmende Thätigkeit. Sie ist also eine ursprüngliche Thätigkeit (kraft welcher wohl Thätigkeit ertheilt, Bewegung mitgetheilt wird), aber keine ertheilte, geschweige mitgetheilte, sondern eine rein ertheilende Thätigkeit.

Die Freiheit kann nun betrachtet werden, als

a) Grund der Persönlichkeit, und darunter wird verstanden die Thätigkeit, durch welche ein Wesen Person ist.

b) als Eigenschaft, dann ist sie die Thätigkeit, welche die Person hat. Der Grund nun dieses Habens, oder der, aus welchem ein Wesen Person ist, ist der Grund des Seyns der Persönlichkeit (Personalität) oder das durch Freiheit seyende Wesen hat eben darum Freiheit.

Der Mensch, als persönliches Wesen, hat Freiheit, ihn aber kann man, was die Freiheit als seine Eigenschaft betrifft, betrachten:

1) im Verhältniß zu ihm selber, und da entdeckt es sich, daß er noch andere Eigenschaften habe, z. B. Sinnlichkeit, Leiblichkeit 2c. In diesem Verhältniß wird die Freiheit begriffen entweder.

a) als Wille, indem von jeder andern Eigenschaft des Menschen abstrahirt und lediglich auf die Freiheit als Grundeigenschaft desselben reflektirt wird, so daß jede andere von dieser, und darunter besonders die Begehrungskraft des Menschen von ihm, seiner Willenskraft, unterschieden, und das Begehren in einem untergeordneten Verhältniß unter das Wollen anerkannt wird, in welcher Anerkenntniß z. B. einer erklären kann: Ich will das nicht, was ich doch begehre. Die Freiheit als Wille ist nicht bedingt durch andere Eigenschaften des Menschen, sondern bedingt diese andere.

b) als Willkühr. Der Begriff von der Freiheit, als der Willkühr des Menschen, entsteht, wenn, indem jene als Eigenschaft desselben berücksichtigt wird, zugleich auch andere seiner Eigenschaften in Betracht kommen, besonders das Vermögen zu empfinden, wahrzunehmen, das Wahrgenommene zu begreifen 2c. Unter Willkühr wird verstanden das Vermögen zu wählen; gewählt kann nicht werden, ohne daß irgend etwas sey, was gewählt werde, solch Etwas kann für den Menschen nicht seyn, ohne daß er es wahrnehme, empfinde, denke 2c. Die Freiheit als Willkühr, als das Vermögen zu wählen, die Wahlkraft, ist also bedingt durch andere Vermögen des Menschen, die ihm gleichfalls eigen sind, durch Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Verstand. Zur Möglichkeit des Wählens gehört ferner nicht ein einziges Ding, auch genau genommen nicht blos zwei, wobei das fatale entweder und oder eintreten würde, sondern mehrere. Daher erklären wir: Willkühr ist das Vermögen des Menschen zwischen mehreren Dingen, die er erkennt, entweder das Eine oder das Andere, oder keines von beiden, sondern ein drittes oder gar keines von allen zu wählen, so ist die Fatalität aufgehoben und die Libertät gerettet.

2) Im Verhältniß sowohl zu ihm selber als zu andern Individuen und Dingen außer ihm, begreifen wir die Freiheit, welche Eigenschaft ist:

a) als innere. Innere Freiheit ist sie, sofern der, welcher sie hat, nicht durch andere Bestimmungen oder Bestimmtheiten, welche gleichfalls die Seinigen sind, gehindert wird, sie zu bewähren und zu beweisen, sondern sie alle andern Seelen- und Geisteskräfte, bestimmt und ihnen, sie bestimmend, ihre Richtung gibt. Kehrt sich das Verhältniß um, so daß andere, innere Kräfte, z. B. Phantasie, Empfindungskraft, Gedächtniß 2c. entweder durch seine eigene Schuld, indem er durch ausschließliches Lesen von Dichtern, Romanen 2c. gereizt, seiner Phantasie überall nachhängt, oder unverschuldet, z. B. im hitzigen Fieber, deliriren; vorausgesetzt, daß er sich diese Störung seiner Leibeskräfte nicht selbst zugezogen (die Freiheit die Richtung gegeben wird, so ist hiemit eben die innere Freiheit entweder eingeschränkt oder gar aufgehoben;

b) als äußere. Unter äußerer Freiheit wird verstanden die physische Möglichkeit, daß der Mensch thue und unterlasse, was zu thun oder zu unterlassen ihm eben beliebt. Der Begriff dieser Möglichkeit bezieht sich weniger auf Gesinnungen und Entschließungen (die als Bewegungen in der Zeit innere heißen), als auf Thaten und Handlungen (welche als Bewegungen im Raume äußere sind), und die Freiheit in Bezug auf sie als jene physische Möglichkeit heißt deßwegen äußere Freiheit. Sie kann eingeschränkt oder gar aufgehoben werden, entweder ohne Zuthun anderer Menschen blos durch die Natur, z. B. durch verschuldete oder unverschuldete Lähmung der Glieder; oder durch Zuthun und Mitwirkung anderer Menschen, welche über ihn Gewalt haben, und mittelst dieser Gewalt entweder ganz oder zum Theil außer Stand setzen, zu thun, was ihm beliebt. Diese Einschränkung ist entweder selbst verschuldet (wenn er durch Eingriffe in die Freiheit Anderer, betreffend ihr Leben, Eigenthum 2c., ihnen das Recht gibt, seine Freiheit zu beschränken), oder er ist unschuldig daran, wenn er wider alles Recht in die Gewalt Anderer kommt, z. B. durch List zum Sklaven gemacht wird.

3) Betrachtend den Menschen im Verhältniß zum Gesetze, unter welchem er steht, begreifen wir die Freiheit, die er hat

a) als gesetzlose. Wenn der Mensch sich nicht zugleich selber unter das Gesetz stellt, unter welchem er steht; wenn er dasselbe, das ihm erkennbar ist, da er Gewissen hat, nicht zugleich wirklich erkennt und sich darnach in seinen Entschließungen und Handlungen bestimmt: so läßt er sich vorläufig durch etwas anderes bestimmen, und wird also abhängig von etwas, das nicht Gesetz, sondern wohl gar wider das Gesetz ist. In dieser Abhängigkeit kann er wohl wähnen frei zu seyn; allein sie ist nicht Freiheit, sondern der Verlust derselben: eine scheinbare Freiheit, Ungebundenheit, Frechheit.

b) als gesetzliche oder wahre. Das Gesetz verhält sich nur als Mittel zu einem Zwecke, und kein Gesetz ist an und für sich selbst Zweck. Der Endzweck, dem alle Gesetze dienen, ist aber die Freiheit; daher kann man das Gesetz wohl Schild und Schutzwehr der Freiheit nennen. Kraft des Gesetzes nun, und kraft seiner Anerkenntniß mittelst des Gewissens macht und erhält der Mensch sich frei. Je gewissenhafter er also in seinen Entschlüssen und Handlungen ist, und immerfort zu seyn strebt, desto freier wird er, und in desto höherm Grade ist Freiheit des Willens (wie sie sich denn auch durch seinen ganzen Charakter offenbart) eine Eigenschaft desselben.

Also: im Gebiete der Gesetze ist die Freiheit für den Menschen, außer demselben nur Sklaverei. Wie der Vogel sich nur in der Atmosphäre, nicht im luftleeren Raume, heben und halten kann: so der Mensch nur im Gebiete der Gesetze.

Wie die sogenannte moralische Freiheit (Geistesfreiheit ꝛc.) eine Modification des Innern, so ist die politische Freiheit (die Unabhängigkeit eines Volkes von andern Völkern) die bürgerliche Freiheit (die Unabhängigkeit der Glieder eines Volks von andern Gliedern), die Preß-Handelsfreiheit ꝛc. jede eine besondere Art der äußern Freiheit. Letztere hat, eben nicht zur Ehre unsers Geschlechts, ein bei weitem größeres Interesse für die Menschen, als die innere, da doch der wahre Werth der äußern Freiheit zuletzt in der innern besteht, diese nur durch jene begünstigt wird; und der Unabhängigste, welcher mithin äußerlich am freiesten ist, dieser Freiheit wegen, sobald er seinen Leidenschaften fröhnt, mit nichten schon achtungswürdig ist. Was das Verhältniß der innern und äußern Freiheit zu einander betrifft, so erhellt aus dem Begriffe beider ganz klar, daß ein Mensch innerlich im hohen Grade frei seyn kann, wenn ihm auch die äußerliche Freiheit ganz mangelt. Und umgekehrt kann ein Mensch äußerlich im hohen Grade frei seyn, und ermangelt doch der innern Freiheit, ist innerlich ein Sklave.

Uebrigens sind hier vorzüglich folgende Schriften zu vergleichen: Ulrich's Eleutheriologie, oder über Freiheit und Nothwendigkeit. Jena 1788. 8. — Heydenreich's Versuch über Freiheit und Determinismus und ihre Vereinigung. Erlangen 1793. 8. — Schelling's Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände; in dessen philosophischen Schriften Bd. I. — Bockshammer, die Freiheit des menschlichen Willens. Stuttgart 1821. 8. — Creuzer's skept. Betrachtungen über die Freiheit des Willens mit Hinsicht auf die neuesten Theorien über dieselbe. Gießen 1793. — Bardili über den Ursprung des Begriffs von der Willensfreiheit. Stuttgart 1796.

Freiheitssucht besteht darin, das der Freiheitstrieb den Charakter der Leidenschaft annimmt, und einen blinden Abscheu gegen alle Einschränkung der eigenen Willkühr durch Gesetze, welche die Vernunft vorschreibt oder die Klugheit empfiehlt, hervorbringt (Schulze).

Freiheitstrieb ist der von Natur aus schon vorhandene Grund, der das sinnliche Begehrungsvermögen treibt, den Zustand der Freiheit (Unabhängigkeit) zu bebegehren.

Freier Geist und **Freigeist**. Wenn Meinecke diese beiden Wörter für gleichbedeutend hält und daher das Wort Freigeist in einer guten und bösen Bedeutung nimmt, so hat er offenbar den Sprachgebrauch gegen sich. Denn diesem gemäß nennt man einen Menschen einen Freigeist, der sich über Alles, was Andern im Punkte des Glaubens, des Thuns und der Hoffnung heilig ist, mit Verachtung alles Vernünf-

tigen Glaubens hinwegsetzt, mit Witz und Spott, anstatt der Gründe, dagegen streiten zu können glaubt, und auf diesem Wege Proselyten des Unglaubens und des Lasters zu machen sucht, und an keine Pflichten gebunden zu seyn glaubt, als worauf seine Theorie abzweckt. Einen freien Geist nennt man hingegen denjenigen, der, seinem freien Willen treu, über Gegenstände des Glaubens, Thuns und Hoffens sich nicht durch fremde Willkühr oder von Leidenschaften und Vorurtheilen, sondern nur durch ein besonnenes, vernünftiges Denken sich leiten läßt. Der freie Geist ist derjenige, der sich von den Banden des Irrthums und des Lasters möglichst loszumachen sucht.

Freimüthigkeit heißt die Wahrhaftigkeit, wenn man aus Besorgniß nachtheiligen Mißfallens seiner Urtheile sich nicht abhalten läßt, seine Ueberzeugung verständlich auszusprechen.

Fremd heißen im weitesten Sinne des Wortes diejenigen, welche in keiner Verbindung mit uns stehen, aus der für uns die Schuldigkeit entspränge, für ihre Angelegenheiten besondere Sorge zu tragen und daran Theil zu nehmen. Es werden also theils völlig Unbekannte, theils Personen, welche zu einer andern bürgerlichen Gesellschaft gehören, theils solche, welche da, wo wir leben, ihren beständigen Aufenthalt nicht haben, wenn sie gleich sonst unsere Mitbürger sind; theils endlich alle die, welche nicht mit uns verwandt sind, Fremde genannt.

Freude ist das angenehme Gefühl, welches mit dem Anschauen und Genusse eines Gutes verbunden ist. Sie kann sich wohl zum Affekte steigern, hat aber ihrem Wesen nach nicht nothwendig die Stärke eines Affekts.

Der höchste Grad der Freude ist die religiöse, wo das höchste Wesen der Gegenstand der Freude ist; wo die Vorstellungen, mit welchen sich angenehme Regungen in uns verknüpfen, entweder ganz und allein zur Erkenntniß und Verehrung Gottes gehören, oder doch in einen Zusammenhang gebracht werden können. (Reinhard.)

Freundlichkeit ist die wohlwollende Aeußerung des Vergnügens, welches man theils überhaupt in dem Umgange mit Menschen, theils insbesondere in dem Umgange mit Personen empfindet, die man vermöge einer nähern Verbindung schätzt und liebt. (Platner.)

Freundschaft ist eine Herzenseinigung zweier oder mehrerer Personen, von welchen die eine in der andern lebt und die Angelegenheiten derselben ganz zu den ihrigen macht, so daß die innige wechselseitige Zuneigung, welche sie umschlingt, sie wie nur zu einer Persönlichkeit vereiniget. Die nothwendige Bedingung aller wahren Freundschaft ist Gleichheit der Gesinnungen und Eigenschaften, denn nur zwischen gleichgesinnten Personen kann eine geistige Wahlanziehung stattfinden. Diese Gesinnungen und Eigenschaften müssen aber edler Art, sittlich guter Beschaffenheit seyn. Zwischen Bösen ist keine Herzenseinigung, keine Freundschaft denkbar. Ihr widerstrebt die Seele des Bösen — die Selbstsucht. Die wahre Freundschaft, als Herzenseinigung, ist ihrer Natur nach uneigennützig. Darum ist der Selbstsüchtige keiner Freundschaft fähig.

Vollkommen, sagt Aristoteles, ist die Freundschaft des Guten, und derer, die an Tugend einander ähnlich sind. Sie sind an und für sich gut, und diejenigen, die dem Freunde um seiner selbst willen Gutes wünschen, sind die innigsten Freunde; denn was sie sind, sind sie durch sich selbst, nicht durch Zufall. Ihre Freundschaft dauert also, so lang sie selber gut sind; Tugend aber ist etwas Dauerndes. Liebe und Freundschaft, sagt Eschenmayer, sind die zwei Brennpunkte des Gemüthes, aber doch von einander spezifisch verschieden. Die Liebe beruht auf Gleichheit der Neigungen und Gefühle, die Freundschaft auf Gleichheit der Gesinnungen und Eigenschaften. Die Liebe ist an das Geschlechtsverhältniß gebunden, die Freundschaft von diesem ganz unabhängig. Liebe ist nur denkbar zwischen zwei Personen, Freundschaft zwischen mehreren.

Wie die Freundschaft von Tugend ausgeht, so kann sie auch nur durch Tugend in ihrer Fortdauer gesichert werden. Nur die Freundschaft guter Menschen, sagt Aristoteles, ist moralisch gut, und wird durch den täglichen Umgang immer enger, sie bessere von Tag zu Tage Einer den Andern, dadurch, daß ein jeder seine guten Eigenschaften immer voll-

kommener entwickelt, und Einer den Andern leitet. Denn Einer nimmt von dem Andern nur das an, was er billigen kann.

So empfangen wir, sagt Fr. H. Jacobi von dem bessern Menschen, ohne zu wissen wie, den Samen seiner Aehnlichkeit. Er strahlt uns sein Bild in's Gemüth und wir lernen froh — wie man sich selbst im Anschauen eines Andern verliert — lernen Freundschaft, Religion, Patriotismus — jede Tugend, alle Wahrheit. — Nur Tugend, sagt Cicero, gründet und erhält die Freundschaft; denn nur durch sie besteht Harmonie, Festigkeit und Treue. Wenn sie hervortritt und sich in ihrem Lichte zeigt, und eben dieses Licht auch bei einem Andern erblickt, so nähert sie sich demselben, und empfängt wiederum vom Andern, was sein ist.

Unter einem rohen Volke und unter dem gemeinen ist Freundschaft nur Mittel und Rückwind zum Weiterkommen, nicht Ziel und in die Brust gesogene Lebensluft; aber die Cultur, die überall mit dem Stahl des Körpers nur Funken der Seele schlagen will, erzieht das Herz für das fremde, und lehret uns die Freundschaft höher achten als die Zeichen und Vortheile der Freundschaft. Wir lieben in der Wissenschaft, in der Tugend und in der Freundschaft anfangs die Renten derselben, dann sie selber auf Kosten unserer Renten. Die Freundschaft roher Zeiten und Menschen fordert nur einträgliche Thaten; die höhere Freundschaft begehrt nichts als ihr tausendsylbiges Echo (J. P. Friedr. Richter).

Die innige, wechselseitige Zuneigung, welche die Freunde umschlingt, vereinigt dieselben wie nur zu einer Persönlichkeit. Darum wird der Freund an dem Glücke, wie an dem Unglücke des Freundes die innigste Theilnahme beweisen. Besonders wird er die im Glück oder Unglück schwankende Tugend seines Freundes aufrecht zu erhalten suchen durch Ermahnung, Belehrung, selbst brüderliche Zurechtweisung. Wer seinen Freund ungewarnt, unbelehrt &c. auf dem Pfade der Tugend kann wanken sehen, dieser kann sich nicht rühmen, dessen Ehre und Glück zu dem seinigen gemacht zu haben, kann sich nicht rühmen, dessen wahrer Freund zu seyn. Stillschweigen ist hier ein um so schändlicherer Verrath an dem Freunde, indem oft schon ein einziger Fingerzeig hinreichte, um den auf dem Pfade der Tugend strauchelnden Menschen aufrecht zu erhalten. Aber die Ermahnung, Belehrung und Zurechtweisung des Freundes muß am rechten Orte, zur rechten Zeit und auf die liebevollste Weise geschehen, indem sie im entgegengesetzten Falle selbst den Bruch des Freundschaftsbundes nach sich ziehen kann. (Nüßlein, Grundlinien der Ethik).

Meide den Freund, der, was du auch sprichst, nur Beifall dir lächelt,
Tücke im Herzen, im Munde gefällige Worte nur führet;
Den verscheuche von dir durch feste Riegel am Thore, (Euripides).

Da die Vorsehung an die Freundschaft viel Gutes geknüpft hat, so wäre Freundschaft zu schließen Pflicht des Menschen, wenn sie nicht schon die Natur zum Bedürfnisse des menschlichen Herzens gemacht hätte. Daher die heiße Sehnsucht des Menschen nach freundschaftlicher Verbindung und das Gefühl der seligen Lust, welches mit dem Besitze eines wahren Freundes verbunden ist. (Nüßlein).

Frevelthat ist ein Verbrechen, das um der Bosheit willen, mit der es verübt ist, eine härtere Strafe verdient.

Friede in moralischer Bedeutung, Friede in und mit sich selbst, ist die Einstimmung der Gesinnungen und Handlungen eines Menschen mit den Forderungen seines Gewissens, oder das Bewußtseyn der durchgängigen Zusammenstimmung seiner Thätigkeit in Beziehung derselben auf seine ganze Bestimmung (Krug), und da nun durch das Gewissen Gott zu uns spricht, so nennt man diesen Frieden des Gewissens auch den Frieden mit Gott.

In juridisch-politischer Bedeutung aber ist Friede überhaupt der Zustand des herrschenden Rechtsverhältnisses, besonders der Zustand der aufgehobenen und drohenden Gewaltthätigkeiten oder der Wiederherstellung des ruhigen und rechtlichen Verhältnisses unter Personen und Staaten, bei welchen dasselbe gestört war.

Friedfertigkeit ist die herrschende Neigung, Frieden mit Andern zu erhalten und zu stiften (Meineke), oder die Neigung, zur Erhaltung und Beförderung eines

freundschaftlichen Verhältnisses unter den Menschen nach Kräften mitzuwirken, und die eigenen Zwistigkeiten sobald als möglich, ja selbst oft mit eigenem Nachtheil beizulegen.

Friedrich II., König von Preußen und Churfürst von Brandenburg, geb. 1712 und gest. 1786, von der Nachwelt der Große, ja sogar auch der Einzige genannt. Als Philosoph ward er schlechtweg der Philoph von Sansouci genannt. Als solcher hat er zwar keine philosophischen Original-Ideen, noch weniger ein System der Philosophie aufgestellt, sondern meist nur eine leichte französische Philosophie im mündlichen und schriftlichen Umgange mit Voltaire, D'Alembert, D'Argens u. A. sich angeeignet. Er theilte zwar mit diesen seinen Lehrern und Freunden die Gleichgiltigkeit gegen alle positiven Religionsformen, tastete aber die allgemeinen Wahrheiten der Moral und Religion nicht an, und förderte durch Beschützung der Denkfreiheit die deutsche Philosophie. Seine philosophischen Versuche finden sich in den Oevres post humes de Frédéric II. Berlin. 1788. 8. 15 Bde., wozu 1789 noch 5 Bde. Supplémens kamen, und in den Oevres de Fr. II. publicés du vivant de l'auteur. Berlin. 1789. 4 Bde. — Oevres complettes. Hamburg und Leipz. 1790. 20 Bde. 8. zum Theil auch deutsch: Berlin. 1788. 15 Bde. 8.

Fries Jak. Friedr., geb. 1773, geht mit Kant auf eine Untersuchung des Erkenntnißvermögens aus, und will eine Verbesserung der Philosophie durch philosophische Anthropologie hervorbringen. Er findet bei Kant zwei Grundfehler: 1) die falsche logische Disposition seiner Lehre, nach welcher er die Naturgesetze der Kategorien durch transcendentale, die Giltigkeit der Ideen durch moralische Beweise zu stützen suchte, anstatt hierin ohne Beweis auf die unmittelbare Erkenntniß der Vernunft zurückzugehen. 2) Die Verwechslung psychologischer Untersuchungen über philosophische Ueberzeugungen mit Philosophie; der psychologischen Hilfsaufgabe mit der Metaphysik selbst. Den größten Gewinn aus der Kantischen Lehre setzt er in die vollständige Nachweisung aller Naturbegriffe und speculativer Ideen; der schönste Theil der Lehre Kant's ist ihm das Leben und die Selbstständigkeit seiner praktischen Philosophie. Fries glaubt nun jene Fehler durch seine Untersuchungen in Kant's Geist gehoben, und namentlich der bei Kant mißlungenen Glaubenslehre, als dem Mittelpunkt philosophischer Ueberzeugung, eine feste wissenschaftliche Haltung gewonnen zu haben. Jene gehen, mit Kant, aus von der Beschränkung des Wissens, weisen dann den reinen Glauben der Vernunft an das Ewige auf, und lassen ihn lebendig werden durch die Ahnung. Nur um sinnliche Erscheinungen wissen wir; an das wahre Wesen der Dinge glauben wir, und das Gefühl läßt uns die Bedeutung des Glaubens in den Erscheinungen ahnen, der aus der Beschränkung des Wissens entspringt. Glaube und Ahnung liegen also noch über dem Wissen; worin sich Fries Jacobi annäherte. Seine Untersuchungen haben für die Ausbildung der philosophischen Anthropologie, welche er für die Grundwissenschaft aller Philosophie hält, besondern Werth, und enthalten viele eigenthümliche Lehren in der Theorie des Geisteslebens, namentlich die Lehre von den drei Grundanlagen: Erkenntniß, Gemüth (das Vermögen sich zu interessiren) und Thatkraft, unter welchen die erstere von allen andern vorausgesetzt wird; von den drei Bildungsstufen: Sinn, Gewohnheit, Verstand (als Kraft der Selbstbeherrschung und Selbstbildung); von einem niedern und höhern Gedankenlauf, von den Schematen, von der qualitativen und quantitativen Abstraction der Einbildungskraft, von der mathematischen Anschauung, der Aufmerksamkeit, dem Unterschiede des Verstandes und der Vernunft. Ebenso enthält seine Logik, die er durch eine anthropologische Untersuchung vorbereitet, viele eigtnthümliche und treffliche Forschungen, namentlich über Schlüsse, Methode, System. Die praktische Philosophie betrachtet er als die Lehre vom Werth und Zwecke des menschlichen Lebens und der Welt, oder philosophische Lehre von der Menschenweisheit. In ihr findet sich die Endabsicht aller philosophischen Untersuchungen. Sie begreift die Ethik und die Religionslehre (Lehre vom Zwecke der Welt. Erstere ist allgemeine Ethik, vom Werth und Zwecke der menschlichen Handlungen, Tugendlehre und Staatslehre.

Fröhlichkeit nennt Schulze die zum Affecte gesteigerte Freude; bestimmter erklärt sie Carus als das lebhafte Wohlgefallen an unserm gegenwärtigen Zustande,

ohne bestimmte Veranlassung und Ursache, verbunden mit dem Bestreben nach einem sanftern Ausdrucke desselben.

Frohsinn ist nach Krug eine Stimmung des Gemüths zur Freudigkeit. Cannabich bezeichnet den Frohsinn als diejenige Stimmung des Gemüths, in welcher alle trüben Gedanken und unangenehmen Gefühle von uns entfernt sind.

Fromm ist derjenige, in welchem das Gefühl für das Höhere lebendig und herrschend geworden ist, in dessen Gemüth das Bewußtseyn der übersinnlichen Welt, die Liebe zu den ewigen Zwecken, die heilige Ehrfurcht vor den Gesetzen Gottes, das freudige Vertrauen zu der Kraft und dem Siege des Guten, die Begeisterung und Hingebung des Gehorsams gegen den Willen Gottes, die zu ihm unwandelbar aufblickende Andacht, und alle die Ruhe, der Friede, die Seligkeit, die damit verbunden sind, lebt, kurz, dessen Gemüth mit der höhern Welt im Einklange und in lebendiger Berührung ist. (de Wette.)

Frömmelei ist affectirte Frömmigkeit, und besteht in dem ängstlichen Bestreben, die äußerlichen Zeichen der Gottesverehrung nicht zu versäumen, ist also eine scheinbare Frömmigkeit, die sich nur in den zu dem religiösen Cultus gehörigen Aeußerlichkeiten beweiset.

Frugalität ist eigentlich das Maßhalten in den Freuden des Wohllebens.

Fühlen, s. Gefühl.

Fülleborn, geb. 1769, gest. 1803, hat sich vorzüglich um die Geschichte der Philosophie verdient gemacht durch seine Beiträge zur Geschichte der Philosophie. Jena 1796 — 99. 3 Bde. oder 12 Stücke. 8.

Fürbitte ist der im Gebete geäußerte andächtige Ausdruck liebevoller Wünsche für das Wohl unserer Mitmenschen.

Furcht ist das unangenehme Gefühl, welches aus der Vorstellung eines in der Zukunft bevorstehenden Uebels entspringt. — Furcht vor Gott (kindliche) ist das hoffnungsvolle, beruhigende Bestreben, des Wohlgefallens und Beifalls Gottes, als des höchsten Gutes, nie verlustig zu werden, die fromme, lebendige, immer zu allem Guten in in Gesinnungen und Handlungen ermuthigende und zugleich erheiternde, nie niederschlagende Scheu vor Gottes Allwissenheit und Allgegenwart. (Meineke.) Wenn man hingegen sich von der Vorstellung von Gottes Gerechtigkeit so beherrschen läßt, daß man dabei gar nicht mehr an seine Güte und Barmherzigkeit denkt, und daher unaufhörlich nur Böses von ihm erwartet, so ist dieß eine knechtische Furcht.

Furchtbar ist das, was durch seine Ueberlegenheit uns mit einem Uebel zu bedrohen scheint, oder das, dem man als einem künftigen gefährlichen Uebel entgegensieht.

Fürchterlich nennt Eberhard dasjenige, was durch einen plötzlichen Eindruck Schrecken, oder durch einen scheußlichen Anblick Grauen verursacht.

Furchtsamkeit ist die Stimmung des Gemüths zur Furcht, oder die Geneigtheit, sich zu fürchten.

Fürsehung (providentia) wird zwar häufig, aber mit Unrecht, für gleichbedeutend genommen mit Vorsehung (praevidentia). Fürsehung wird aber vorzüglich der Gottheit zugeschrieben, und begreift die beiden Acte der Welterhaltung und Weltregierung unter sich. Dagen ist Vorsehung soviel als Voraussicht oder Vorhersehung, und kann in beschränkter Bedeutung auch dem Menschen, ja sogar dem vernunftlosen Thiere (als Vorgefühl oder Ahnung beigelegt werden. In Beziehung auf Gott gehört aber die göttliche Vorhersehung mit zur göttlichen Allwissenheit. (Krug.)

Fürwahrhalten heißt eigentlich nichts anders, als von der Wahrheit eines Satzes oder einer Lehre überzeugt seyn. Alles Fürwahrhalten muß aber, wenn es giltig seyn soll, auf Gründen ruhen, von denen die Stärke der Ueberzeugung oder des Bewußtseyns von der Giltigkeit des Fürwahrgehaltenen abhängt, und in dieser Beziehung unterscheidet Kant vornehmlich drei Grade des Fürwahrhaltens, nämlich das Wissen, Glauben und Meinen oder Wähnen.

G.

Gabler Gg. Andr., geb. zu Altdorf 1786, setzte seine bereits zu Altdorf begonnenen Studien der allgemeinen Wissenschaften von 1804—7 zu Jena fort, wo damals auch Hegel lehrte, dessen eifrigster Zuhörer und Schüler er wurde. Im Jahre 1811 trat er als Oberprimärlehrer in die Sphäre des Schuldienstes in Anspach, wurde von da im Jahre 1817 als Professor an das Gymnasium zu Bayreuth versetzt, und übernahm da, als im J. 1824 über dem Gymnasium noch eine Lyceal-Classe errichtet wurde, zur Professur der classischen Literatur noch das Lehrfach der philosophischen Propädeutik und Logik, erhielt die Direction der gesammten Studienanstalt und wurde überdieß 1824 zum Kreis-Scholarchen ernannt. Auch in dieser Sphäre beschäftigte er sich eifrigst mit der Philosophie, und fand in der Hegel'schen Lehre die absolute Befriedigung seines Denkens und Erkennens. Namentlich bestrebte er sich, durch möglichst klare Darstellung die Principien und den Standpunkt dieses Systems dem allgemeinen Verständnisse zugänglich zu machen, und suchte diesen Zweck durch sein „Lehrbuch der philosophischen Propädeutik als Einleitung zur Wissenschaft; erste Abtheilung: „die Kritik des Bewußtseyns" unter dem Titel: „System der theoretischen Philosophie" (Bd. I. Erlangen 1827.) nicht ohne glücklichen Erfolg zu erreichen; doch ist die Fortsetzung dieses Werkes, welches sich auf dem durch Hegels Phänomenologie des Geistes bezeichneten Wege fortbewegt, ohne es jedoch ganz zu erschöpfen, bis jetzt noch nicht erschienen. Nach Hegels Tode wurde er als Nachfolger desselben nach Berlin berufen, und folgte diesem Rufe um Ostern 1835. Seit der Zeit hat er weiter nichts geschrieben als mehrere, zum Theil ausführliche Rezensionen in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, dann ein Antrittsprogramm: de verae philosophiae ergo religionem christianam pietate (Berlin 1836.), dessen Thema die Uebereinstimmung der Hegel'schen Philosophie mit den christlichen Religionsdogmen ist, und einen in Frauenstädts Schrift: „die Freiheit des Menschen und die Persönlichkeit Gottes" (Berlin 1838) abgedruckten Brief.

Gale Theophilus, ein presbiterianischer Geistliche, geb. 1628, gest. 1677 glaubte, daß die wahre Philosophie in dem Worte Gottes enthalten, und daraus in verschiedenen Epochen und auf verschiedene Weise den übrigen Völkern sey offenbart worden. Die Philosophie müsse sich nach der Theologie richten. Darum sey das Studium der neuplatonischen Philosophie zu empfehlen.

Galenus von Pergamus, geb 131 nach Chr., gest. am Ende des 2. oder zu Anfang des 3. Jahrh. Seine Schriften sind sehr mannigfaltigen Inhalts. Sein Verdienst in philosophischer Hinsicht beschränkt sich, außer der Erläuterung platonischer und aristotelischer Lehren auf Bekämpfung des Skepticismus, Entdeckung einer neuen, der sogenannten 4. oder galenischen Schlußfigur, und einige physikotheologische und psychologische Bemerkungen. In der letzten Hinsicht nahm er einen doppelten Geist im Menschen an, einen Seelengeist und einen Lebensgeist. Jener habe seinen Sitz im Gehirn und sey das eigentliche Princip aller inneren Thätigkeiten, des Empfindens, Denkens, Urtheilens, Schließens ꝛc. Dieser sey eine durch den ganzen Körper verbreitete feine und flüchtige Flüßigkeit, welche durch das Athmen aus der Luft abgesondert werde und den Körper belebe, auch der Grund aller Begierden, Affecten, Leidenschaften sey.

Gall Joh. Jos., geb 1758 zu Tiefenbrunn, einem Marktflecken im badischen Oberamt Pforzheim, gest. zu Montrouge bei Paris 1828, hat sich bekannt gemacht durch seine sogenannte Schädellehre oder Kranioskopie. Er glaubte nämlich bei seinen philosophisch-medizinischen Untersuchungen gefunden zu haben, daß das Gehirn nicht bloß das allgemeine Organ der psychischen Thätigkeit, sondern daß es ein Complex von mehrern besondern Organen sey, denen gewisse Arten jener Thätigkeit entsprechen. So habe das Gedächtniß, die Einbildungskraft, der Verstand, selbst Liebe und Haß, und andere Neigungen und Affecte, die mit der Moralität zusammen hängen, wie Hochmuth, Diebssinn, Mordlust ꝛc. einen gewissen Sitz im Gehirne, d. h. es seyen gewisse Theile des Gehirnes die organischen Bedingungen, von welchen jene psychischen Aeußerun-

gen abhängen. Wenn nun diese Gehirntheile oder diese besondern Organe bei einem Menschen oder Thiere groß und stark ausgebildet seyen, so sey auch die natürliche Anlage zu jenen psychischen Aeußerungen stärker, und da der Schädel durch das Gehirn gebildet oder in seiner besondern Gestaltung bestimmt werde, so könne man auch aus den Erhabenheiten und Vertiefungen des Schädels auf Daseyn und Mangel der Stärke und Schwäche der Anlagen schließen, sobald man nur den Ort kenne, welchen die denselben entsprechenden Organe im Gehirne einnehmen. Darauf gründet nun G. auch eine besondere Art der Physiognomik, welche auf die Gestaltung des Schädels, besonders auf die Erhabenheiten und Vertiefungen desselben Rücksicht nimmt, und eben darum Kranioskopie (Schädelschau) heißt. — Etwas Wahres ist nun allerdings, wie Krug sagt, an dieser Theorie, denn wahrscheinlich ist der innere Sinn eben so, wie der äußere, an gewisse besondere Organe als materielle Bedingungen seiner Thätigkeit gebunden. Daß aber die Theorie bis jetzt noch sehr mangelhaft und in ihrer Anwendung auf das Besondere und Einzelne theils willkührlich, theils übertrieben sey, läßt sich auch nicht verkennen. Jedoch ist der Vorwurf des Materialismus, den man ihr häufig gemacht hat, ungegründet; oder man müßte diesen Vorwurf allen psychologischen und physiologischen Theorien machen, welche im thierischen Organismus materielle Bedingungen psychischer Thätigkeiten anerkennen oder überhaupt von einem physischen Zusammenhange zwischen Leib und Seele reden. Dagegen muß aber erinnert werden, daß nach Gall's Theorie Seele und Leib nicht blos mit einander in Gemeinschaft ständen, sondern daß der Leib als das Princip des Seelenlebens angesehen werden mußte, so daß jeder Leib sich selbst seine Seele bildete, während doch umgekehrt die Seele fast einstimmig als das Princip des leiblichen Lebens anerkannt wird, so daß also jede Seele sich selbst ihren Leib bildet. Uebrigens suchte Gall sich selbst in einer Schrift: „Des dispositions innées de l'ame et de l'esprit, ou du materialisme. Paris 1812. 8. zu vertheidigen. Auch hat er in Verbindung mit seinem Schüler Dr. Spurzheim folgende Schrift bekannt gemacht: Recherches sur le systeme nerveux en general et sur celui du cerveau eu particulier. Paris 1809. 4. Mit dieser Schrift verdient besonders die von Karl Gustav Carus verglichen zu werden: „Versuch einer Darstellung des Nervensystems und insbesondere des Gehirns nach ihrer Bedeutung, Entwickelung und Vollendung im thierischen Organismus. Leipzig 1814. 4.

Gans Eduard geb. zu Berlin 1767, hat seine akademischen Studien im Jahre 1816 in Berlin begonnen, und dann in Göttingen fortgesetzt Er widmete sich der Jurisprudenz. Im Jahr 1818 ging er nach Heidelberg, wo unter seinen Lehrern Thibaut und Hegel, an die er sich innig anschloß, zugleich seine Freunde waren. Im Jahre 1819 erwarb er sich zu Heidelberg die juristische Doctorwürde. Im Jahre 1820 kehrte er nach Berlin zurück. Die enge Verbindung in die er mit Hegel trat, der gleichzeitig nach Berlin gekommen war und dort öffentliche Vorlesungen hielt, war der höhern Ausbildung seines Geistes in vielfacher Hinsicht förderlich. Durch fortgesetzte philosoffhische und historische Studien gewann er den Muth, der herrschenden juristischen Schule, die sich die historische nannte, in seinen Scholien zum Gajus (Berlin 1821) den Krieg zu erklären. Die Tendenz dieser Schrift erweckte allgemeine Sensation. Viele Stimmen erhoben sich gegen Anmassung eines jungen Mannes, der ohne einen andern Titel, als den ihm die Wissenschaft gab, Männer von gereifter Erfahrung und vielseitigen Kenntnissen, die ihn durch Aemter, Rang und Ansehen weit überragten, rücksichtslos anzugreifen wagte. Seine Opposition verschaffte ihm viele Anhänger, die für ihn in die Schranken traten. Als Schriftsteller erwarb er sich um diese Zeit einen geachteten Namen durch ein auf gründlichen historischen Forschungen beruhendes Werk, das mit umfassender Gelehrsamkeit zugleich eine Menge der geistreichsten Ansichten vereinigte. Von diesem Werke: „das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung" erschien 1824 zu Berlin der erste Band. Ein dritter Band schloß 1829 dieses Werk.

Zurückgekehrt von einer für seine höhere Geistesausbildung und besonders für Erweiterung seiner Welt- und Menschenkenntniß wichtigen Reise durch einen großen Theil Frankreichs und Englands, erhielt Gans in Berlin 1825 seine erste Anstellung.

Er ward zum außerordentlichen Professor der Rechte ernannt. Bald nachher (1826) gründete er eine Literaturzeitung „die Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik". Auch als selbstständiger Schriftsteller blieb er thätig, wie unter anderm „sein System des römischen Civilrechts" beweist. Eine seltene Gewandtheit des Geistes, Ideenreichthum und Adel der Gesinnung sprach aus fast allen seinen Werken. Noch bedeutender war seine Wirksamkeit als akademischer Dozent. Seinen zahlreich besuchten Vorlesungen widmete er unausgesetzt die größte Sorgfalt. Mit der gelehrten Welt und mit den politischen Ereignissen blieb er in Verbindung durch Reisen nach München, Wien und andern bedeutenden Städten. Seinen historischen und juristischen Collegien diente die Hegel'sche Staats- und Rechtsphilosophie zur Grundlage. Dabei bewahrte er sich aber die Selbstständigkeit seines Geistes, die ohne blinde Anhänglichkeit an ein System ihren eigenen Weg verfolgt. Dabei hütete er sich aber, Grundsätze zu verbreiten, die dem monarchischen Staat, unter dessen Schutz er lehrte, hätten gefährlich werden können.

In der letzten Zeit seines Lebens war er damit beschäftigt, seine Vorlesungen über die Geschichte der letzten 50 Jahre zum Drucke zu ordnen, ward aber unvermuthet am 1. Mai 1839 von einem Blutschlage getroffen und endete bereits am 5. Mai sein Leben.

Seinen Bemühungen verdankt die Hegel'sche Schule, aus der er nicht hervorgegangen, sondern sich erst später an sie angeschlossen, eine Ausbreitung und Festigkeit, wie sich deren im gleichen Grade kaum irgend eine andere philosophische Schule bisher erfreut hatte. Er war, wie schon oben erwähnt wurde, der eigentliche Stifter der Hegel'schen Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, und hat sich auch um die Anordnung und Herausgabe der Werke seines von ihm innig verehrten Lehrers große Verdienste erworben.

(Heinrich Döring in der allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Herausg. v. Gruber)

Garstig bezeichnet einen höhern Grad der Häßlichkeit, so daß dadurch eine Art von Ekel in dem Wahrnehmenden erregt wird.

Garve Christi., geb. 1742 zu Breslau, gest. 1798. Seine Philosophie ist ihrem Hauptcharakter nach eklektisch und populär, aber anziehend durch eine gefällige Darstellung und durch treffende, aus dem Leben gegriffene Beobachtungen, so wie durch eine sich überall aussprechende edle Gesinnung. Außerdem hat er auch als Uebersetzer philosophischer Schriften aus dem Griechischen, Lateinischen und Englischen ins Deutsche sich verdient gemacht, indem er diesen Uebersetzungen meistens sehr lehrreiche Anmerkungen und Zusätze beigefügt hat.

Gassendi Pierre, geb. 1592, gest. 1655, nach Gibbon „der größte Gelehrte unter den damaligen Philosophen, und der größte Philosoph unter den Gelehrten". Er zeichnete sich durch seine Einsichten in der Mathematik, Physik und Philosophie, durch helles Urtheil und philosophische Bildung und durch seine muthige geistvolle Bestreitung des Aristoteles, des Fludd und Cartesius aus. Das Leben und den Charakter des Epikur stellte er mit strenger Wahrheitsliebe dar, klärte seine Philosophie auf, ohne ihre Fehler in Beziehung auf Theologie und Teleologie zu beschönigen, und benutzte sie als Fundament eines philosophischen Systems über die Natur.

Gaunilo, ein Scholastiker des 11. Jahrh., hat sich dadurch ausgezeichnet, daß er den von seinem Zeitgenossen Anselm aufgestellten antologischen Beweis für das Daseyn Gottes scharfsinnig bekämpfte.

Gaza Theodor, ein griechischer Gelehrter des 15. Jahrhunderts, beschäftigte sich vornehmlich mit Erklärung und Uebersetzung aristotelischer Schriften, und hat dadurch die genauere Bekanntschaft mit dem Grundtexte derselben befördert.

Gebehrde ist jede vorübergehende, äußerlich wahrnehmbare Stellung oder Bewegung des ganzen Körpers oder einzelner Theile desselben. An diese Erklärung von Maaß schließt sich auch Fries an, jedoch mit der Beschränkung, daß er die Gebehrde besonders im Spiele der Gesichtsmuskeln bestehen läßt, was auch in sofern gegründet ist, als die Gebehrdensprache offenbar in der Mienensprache ihren Höhepunkt erreicht. Die Gebehrden des Gesichts, des Antlizes, in welchem, vornehmlich im Auge, der meiste Ausdruck des Innern liegt.

Gebet in der weitesten Bedeutung ist jede, mit frommen Gefühlen verbun-

dene Richtung der Seele auf Gott; in engerer Bedeutung ein längeres Verweilen bei Frommen, mit Rührung verknüpften Betrachtungen über Gott, welchen man sich überläßt, wenn man Kraft und Muße genug hat, mit so erhabenen Vorstellungen und Gefühlen sich zu beschäftigen. (Reinhard.) Oder ist der Ausdruck frommer Empfindungen, eine Richtung und Erhebung des Gemüthes zu Gott entweder durch innere Beziehung der Gefühle auf ihn, oder durch den Ausdruck derselben in Worten und Zeichen; Bekenntnisse unserer Schwachheit; Vorlagen, Sehnsucht, Wünsche und Hoffnungen eines bessern Zustandes sind von ihm unzertrennlich. (Ammon.) Das Gebet kann daher in Bitte, Fürbitte, Dank und Lob Gottes bestehen oder auch alles dieses zugleich umfassen. Nach den Grundsätzen der katholischen Kirche kann der Mensch nicht blos an Gott, sondern auch an die Heiligen und an die Engel Gebete richten. Jedenfalls ist das Gebet ein wirksames Mittel der Geisteserhebung, des Trostes und der Befestigung in guten Gesinnungen, und ward auch zu allen Zeiten dafür erkannt.

Gebot und Verbot sind Bestimmungen dessen, was von einem vernünftigen Wesen gethan oder unterlassen werden soll. Gebot heißt also das Gesetz, in so fern es dem Willen eine gewisse Nöthigung auflegt, eine Handlung zu vollbringen. Gebote heißen auch Imperative und Verbote Prohibitive. Beide können entweder bedingt oder unbedingt seyn. Ein unbedingtes Gebot nennt man auch einen kategorischen Imperativ. Ein solcher kategorischer Imperativ ist ein sittliches Gesetz, welches das schlechthin Gute gebietet, dem daher kein vernünftiges Wesen den Gehorsam verweigern darf, und als ein solcher muß jedes göttliche Gebot angesehen werden.

Gebrauch bedeutet 1) die Anwendung oder Benutzung einer Sache; 2) die Gewohnheit oder die herrschende Art und Weise zu reden oder zu handeln, z. B. der Sprachgebrauch; 3) diesem gemäß nennt man gewisse Handlungswesen, welche in einer Gesellschaft herrschend geworden und das Gepräge einer gewissen Feierlichkeit erlangt haben, Gebräuche, z. B. Hof- und Kirchengebräuche. Die letztern heißen vorzugsweise heilig, weil sie mit der Religion zusammenhängen.

Gebrechen sind empfindliche Fehler und Mängel, und daher versteht man darunter zunächst die hartnäckigen äußern Uebel an einem Theile des menschlichen Körpers, die den Menschen zu mancher nothwendigen Verrichtung untüchtig machen, wenn sie auch nicht immer schmerzhaft sind, und man nennt sie oft ausdrücklich Leibesgebrechen: (Eberhard). Manchmal bezeichnet man jedoch mit diesem Ausdrucke auch Fehler des Geistes oder Sünden.

Gedächtniß ist die Kraft, welche die Erinnerungen dessen, was schon in unserm Bewußtseyn vorhanden gewesen ist, fortdauernd macht, ohne uns jedoch dieselben ununterbrochen vorzustellen. Man nennt es daher auch das Vermögen, schon gehabte Vorstellungen wider zu erkennen und uns derselben zu erinnern. Manche dachten sich dasselbe als eine Art von Behältniß, worin fertige Vorstellungen von dem, was im Bewußtseyn vorgekommen ist, zu einem künftigen Gebrauche aufbewahrt würden, nahmen zu diesem Behufe besondere im Gehirn vorhandene Eindrücke an, die sie materielle Ideen nannten, und versuchten, nicht nur die Thätigkeit der Erinnerungskraft, sondern auch die sich hierauf beziehenden Gesetze aus der Beschaffenheit und dem Zusammenhang jener Eindrücke abzuleiten, was aber eine gänzlich unbrauchbare Erklärung der Natur des Gedächtnisses ist, worüber insbesondere zu vergleichen ist; „Reimarus über die Unmöglichkeit bleibender örtlicher Gedächtnißeindrücke" (Hamburg 1812). Uebrigens ist es allerdings schwer zu erklären, worauf die Wirksamkeit dieses wunderbaren Vermögens beruht. Daß die Vorstellungen selbst einander erregen und nach dem Gesetze der Ideenassociation sich gegenseitig hervorrufen, ist gewiß. Welches aber die organischen Bedingungen dieser Thätigkeit seyen, wissen wir nicht. Schulze äußert sich in dieser Beziehung auf folgende Weise: „Was die Erfahrung betrifft, daß gewisse Krankheiten, Verletzungen des Gehirns, besonders durch starke Schläge und Stöße auf's Hinterhaupt und der Genuß mancher Dinge den nachtheiligsten Einfluß auf das Gedächtniß haben, so geben sie der Behauptung, daß der Grund des Gedächtnisses im Gehirn enthalten sey, noch keine Gewißheit. Man kann nämlich dem Gedächtnisse auch das in jedem Menschen individuell bestimmte Bewußt-

seyn, und eine Fähigkeit des Ich, die dunkelgewordenen ehemaligen Zustände seines geistigen Lebens wieder ins deutliche Bewußtseyn zu bringen zur Grundlage geben, die Aeußerung dieser Fähigkeit aber, wie jede Art des Bewußtseyns, durch einen besondern Zustand des Gehirns in Ansehung der organischen Lebensthätigkeit gewisser Theile desselben bedingt denken, und diese Vorstellung vom Gedächtnisse ist zum wenigsten mit allen Erscheinungen der Stärke, Schwäche und des Verlustes desselben vereinbar. Denn da z. B. ein gutes Gedächtniß sich nicht auf Alles, was im Bewußtseyn vorhanden gewesen ist, sondern nur auf manche Theile davon bezieht, so darf die ihm zu Grunde liegende Kraft, sowie auch die der Erinnerung, welche die zum Bewußtseyn gelangte Aeußerung von jener ausmacht, nicht für eine von den übrigen Kräften des Geistes verschiedene Kraft, sondern nur für einen diesen Kräften wesentlich beiwohnenden Trieb, das Erzeugniß ihrer Thätigkeit zu erhalten und nach gewissen Veranlassungen dazu wieder zum Bewußtseyn zu bringen, dessen Stärke sich daher auch mit nach der Stärke der ersten Aeußerung der Kräfte richtet genommen werden."

Ein gänzlicher Mangel des Gedächtnisses kommt bei keinem erwachsenen Menschen vor. Es ist aber bei verschiedenen Menschen in sehr verschiedenen Graden wirksam in Ansehung seines **Umfangs** (Größe), seiner **Leichtigkeit** (wenn es schnell auffaßt), seiner **Festigkeit** (wenn es lange Zeit behält), seiner **Treue** (wenn es unverfälscht erhält).

Die zu einem guten Gedächtnisse erforderlichen Eigenschaften sind aber selten vereinigt vorhanden, und erstrecken sich nie auf alle Arten von Erkenntnissen, sondern stehen mit den einem Menschen verliehenen Talenten in Verbindung. Insbesondere unterscheidet man auch das **Wort-** oder **Zeichengedächtniß** von dem **Sachgedächtniß**, und auf diesen Unterschied muß bei der Beantwortung der Frage: ob ein gutes Gedächtniß das Zeichen eines guten Kopfes sey, besonders Rücksicht genommen werden.

Die **Gesetze**, worunter die Wirksamkeit des Gedächtnisses und das Erinnern stehen, sind folgende: 1) Beide fangen erst an, sich in einem vorzüglichen Grade zu äußern, nachdem die Empfindungen durch den Verstand zu genaueren Erkenntnissen ausgebildet worden sind, und eine Fertigkeit im Gebrauche der Sprache erworben worden ist; 2) Was stark in die Sinne fällt, z. B. große Gestalten, glänzende Erscheinungen, ferner das Harmonische (z. B. Verse) wird bald in's Gedächtniß gefaßt, lange darin aufbewahrt und leicht in's Bewußtseyn zurückgerufen; 3) Dasselbe gilt von Gedanken, die deutlich gemacht, und den logischen Gesetzen gemäß geordnet worden sind; 4) Alles Interessante, z. B. das Neue und Seltene und was auf Lieblingsneigungen rc. Beziehung hat, stellt sich fast von selbst zu einer zweckmäßigen Erinnerung ein; 5) die Verbindung der Vorstellungen nach den Gesetzen der Ideenassoziation; 6) die Erinnerung des eben erst Erfahrenen und Gedachten ist leichter und treuer, als desjenigen, was vor langer Zeit im Bewußtseyn vorhanden war. Eine Ausnahme hievon kommt bei dem Greise vor, weil im hohen Alter nichts mehr einen lebhaften Eindruck auf den Geist macht.

Wie jede Kraft im Menschen, so ist auch die des Gedächtnisses und der Erinnerung der Uebung bedürftig, um zu einer vollkommnern Thätigkeit zu gelangen. Diese Uebung wird ihr jedoch mehrentheils schon mit der Ausbildung der übrigen Zweige der Erkenntnißfähigkeit zu Theil, und viele Menschen besitzen daher ein gutes oder wohl gar starkes Gedächtniß; bei deren Erziehung zur Verstärkung desselben nichts gethan worden ist. Man kann aber auch durch angemessene Uebungen dessen Wirken sehr erhöhen. Die Regeln, welche hiebei zu befolgen sind, müssen aus den Naturgesetzen des Gedächtnisses und der Erinnerung abgeleitet werden, und liefern eine **allgemeine Gedächtnißkunst** (**Mnemonik**). Die **Kunst des Memorirens** ist von dieser Gedächtnißkunst ein besonderer Theil, und hat zur Absicht, eine nach Regeln verfertigte Rede auswendig herzusagen.

Was aber die oftmals sehr gerühmte Gedächtnißkunst betrifft, wodurch es möglich seyn soll, das geschwinde und treue Behalten sehr vieler Vorstellungen zu einer Vollkommenheit zu bringen, die das gewöhnliche Maß des Gedächtnisses bei weitem übersteigt; so bestehen die Mittel, welche zu dieser Absicht angewendet werden, darin, daß dasjenige, was dem Gedächtnisse eingeprägt werden soll, nach den Gesetzen der Ideenassoziation mit bekannten und bereits geläufigen Vorstellungen in Verbindung gebracht wird. Diese Vor-

stellungen heißen Gedächtnißbilder, und zwar je nachdem sie für das Behalten des Stoffes, oder für das Behalten der Ordnung oder der Folge der Vorstellungen aufgestellt werden. Stoffbilder oder Ordnungsbilder: Was aber diese Gedächtnißkünstler damit bei sich selbst ausrichteten, übertraf niemals dasjenige, was ein sehr gutes Gedächtniß auch ohne dergleichen Hilfsmittel zu leisten vermag. Und das Behalten einer großen Zahl von Gedächtnißbildern setzt ja schon ein gutes Gedächtniß voraus. Auch läßt sich leicht einsehen, daß diese Gedächtnißkunst der wahren Vollkommenheit der Erinnerungskraft und den Gebrauch des Verstandes großen Abbruch thun müsse. Ferner muß durch den häufigen Gebrauch der Gedächtnißbilder ein Mechanismus in der Erinnerung entstehen, welcher den Verlust alles freien Gebrauchs dieser Kraft, besonders den Verlust der Fähigkeit, in den Vorräthen des Gedächtnisses dasjenige aufzufinden, was dem jedesmaligen Zweck angemessen ist, zur Folge hat. Endlich ist auch bei jener Kunst auf dasjenige, was die Erinnnerungskraft am meisten stärkt und belebt, gar keine Rücksicht genommen worden. Die neuesten Versuche, dieser Kunst die größte Vollendung zu geben, sind enthalten in Aretin's systematischer Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik, 1810; und in der Mnemonik oder praktischen Gedächtnißkunst (nach Greg. de Fainaigle.) 1811. S. Schulzes psych. Anthropologie. 3te Aufl. Göttingen. 1826.

Gedanken heißen die Erkenntnisse des Verstandes vermittelst der einander untergeordneten Vorstellungen (Schulze), also alle Begriffe, Urtheile und Schlüsse, und folglich auch alle Gedankenreihen, die durch Verknüpfung derselben in's Unendliche fortgebildet werden können. (Krug).

Gedankenlos heißt im weiten Sinne derjenige, der auf den Gehalt und die Verbindung seiner Gedanken nicht aufmerksam ist, mithin unbesonnen oder übereilt urtheilt und dann wohl auch nach solchen Urtheilen handelt; im engern Sinne derjenige, welcher gar keine Gedanken hat.

Geduld ist nach Platner die Selbstständigkeit im Leiden, d. h. die ruhige, entschlossene Duldung solcher Uebel, die außer unserer Macht sind, entweder weil Nothwendigkeit sie nicht vermeiden kann, oder die Pflicht sie nicht vermeiden will. De Wette nennt sie Standhaftigkeit im Leiden, im Ertragen körperlicher Schmerzen und Mühseligkeiten, und der Schmerzen des Gemüths, aller der Gemüthsbewegungen, welche die Seele niederdrücken, da, wo wir außer Stand gesetzt sind, entgegenzuwirken, und uns durch unsere Handlungen davon zu befreien; auch die Tugend des Ausharrens, wo schwer besiegbare Hindernisse lange den Weg zum Ziele versperren, und wo uns die Gelegenheit zu handeln zu lange ausbleibt.

Gefälligkeit nennt Cannabich das Bemühen, sich nach den unschuldigen Wünschen und Neigungen Anderer zu bequemen und ihnen so viel als möglich, zuvor zu kommen. Reinhard erklärt Gefälligkeit als das Bestreben, jedem zu Willen zu seyn, und durch freundschaftliches Nachgeben allen Menschen angenehm zu werden.

Gefallsucht ist das leidenschaftliche Streben, die Aufmerksamkeit, den Beifall und die Bewunderung Anderer für sich zu gewinnen, oder nach Maß die leidenschaftliche Begierde, durch körperliche Schönheit und Reize zu gefallen.

Gefühl, bezeichnet zuvörderst alle Empfindungen durch den über den ganzen Körper verbreiteten und in den Fingerspitzen am feinsten wirksamen Sinn der Betastung; hernach in weiterer Bedeutung, sowohl alle Empfindungen der äußern Sinne, als auch das Bewußtseyn der innern Zustände und die Bestimmungen des Bewußtseyns aller, sowohl angenehmen als unangenehmen Affectionen unserer Person.

Alles Gefühl ist seinem Wesen nach ein Innewerden des Ergriffenseyns unsers Selbsts. Da aber im Menschen die innigste Vereinigung körperlicher und geistiger Anlagen zu dem Ganzen einer Person stattfindet, so kann er sich wohl das Einemal zunächst von seiner körperlichen, das Anderemal zunächst von seiner geistigen Seite ergriffen fühlen, und daher unterscheidet man körperliche und geistige Gefühle, ohne daß aber das Eine das Andere ausschließt. Es können, sagt Schulze, verschiedene Dinge, wodurch Gefühle erregt werden, zugleich auf das Gemüth Einfluß haben und also an der Erzeugung eines Gefühls Antheil haben. Dieß ist z. B. der Fall, wenn ein körperlicher Schmerz

auch als die Folge eines Betragens gedacht wird, das die Vernunft für pflichtwidrig erklärt und daher verabscheut u. dgl.

Die körperlichen Gefühle entspringen aus der naturgemäßen und naturwidrigen Thätigkeit des organischen Lebens und sind daher Gefühle des Wohlbefindens oder des Uebelbefindens des Körpers. Beide beziehen sich manchmal auf den ganzen Körper, manchmal nur auf einen Theil desselben. In dem den ganzen Körper betreffenden Gefühle können nur wenige besondere Arten der Lust und Unlust von einander unterschieden werden. Zu den auf einzelne Theile des Körpers sich beziehenden Gefühlen, die ihrer besondern Beschaffenheit nach leichter unterschieden werden können, gehören auch die mit den sinnlichen Empfindungen innigst verbundenen. Auf die Gefühle des Wohlbefindens des Körpers hat das Gefühl von dem Werthe unserer Thätigkeit in der Welt, von dem Gelingen unserer Bemühungen in derselben, oder die Zufriedenheit mit unsrem geistigen Seyn, einen jenes Gefühl sehr erhöhenden Einfluß, so wie auch wieder die Unzufriedenheit mit den Ereignissen unsers Lebens das Uebelbefinden des Körpers sehr vermehrt und sogar kleine Störungen in den organischen Verrichtungen desselben zur Quelle peinlicher Gefühle macht, oder solche Störungen, z. B. in der Verdauung, im Blutumlaufe ꝛc. erst hervorbringt.

Die angenehmen und unangenehmen Gefühle des Körpers werden uns aufgedrungen, und wir haben es nicht in unserer Gewalt, uns nach Belieben davon frei zu machen. Aber wir können die Stärke derselben vermindern und die Dauer einschränken. Beschäftigen wir uns nämlich mit andern interessanten Gegenständen und richten die Aufmerksamkeit auf diese, so wird das Bewußtseyn der körperlichen Lust und Unlust sehr geschwächt. In Krankheiten hat dieses Mittel oft mehr gewirkt als die Arznei. Unwiderstehliche Beherrscher unserer Person werden aber auch sogar die noch schwachen Gefühle der körperlichen Lust und Unlust, wenn wir die Aufmerksamkeit gänzlich und anhaltend darauf richten. (Schulze.)

Geistige Gefühle nennt man diejenigen, durch welche zunächst etwas in dem Geiste Befindliches gefühlt wird. Solche Gefühle sind das Wahrheitsgefühl, was manche auch das logische nennen; das moralische; das religiöse; das ästhetische. Wahrheitsgefühl ist das Wohlgefallen, wovon die Erkenntniß des Wahren, blos weil sie eine solche ist, begleitet wird; Das moralische Gefühl ist das Wohlgefallen an den, unserer Erkenntniß vom Sittlichguten angemessenen Handlungen, und das Mißfallen an dem Gegentheil dieser Handlungen (Schulze) oder nach Meinecke, das subjective Vergnügen, das wir an dem Guten als solchem und an seinen Wirkungen fühlen. Das religiöse Gefühl ist der Eindruck, welchen die, im religiösen Glauben enthaltene Einsicht von der Welt, sie mag nun eine bloße Ahnung, oder zu Ideen und Urtheilen ausgebildete Erkenntniß von der Beziehung des Irdischen auf das Ueberirdische seyn, im Gemüth hervorbringt (Schulze). Das ästhetische Gefühl ist das Wohlgefallen, welches der Anblick schöner Gegenstände hervorbringt. (Schulze.) Oder: ist das eigenthümliche Wohlgefallen am Schönen und Erhabenen, oder Mißfallen am Häßlichen und Niedrigen.

Neben den angenehmen und unangenehmen Gefühlen führen Manche auch gemischte Gefühle an. Andere aber läugnen die Realität derselben. Um aber den Streit zu schlichten, kommt alles darauf an, wie man den Begriff des gemischten Gefühles bestimmt. Versteht man unter gemischten Gefühlen solche, in welchem Angenehmes und Unangenehmes im nemlichen Momente zugleich und einander durchdringend stattfinden soll, so liegt hierin offenbar ein Widerspruch, und es kann keine gemischten Gefühle in diesem Sinne geben; denn das Bewußtseyn einer Annehmlichkeit kann nicht auch noch eine Unannehmlichkeit in sich schließen. Beide können aber mit einer solchen Schnelligkeit auf einander folgen, daß ihre Verschiedenheit und ihr Wechsel kaum bemerkt wird, und daß sie daher ein einziges Gefühl zu seyn scheinen, welches vorzüglich der Fall ist, wenn keines davon einen gewissen Grad von Klarheit besitzt. Allerdings bringt jedoch jeder schnelle Wechsel angenehmer und unangenehmer Gefühle, weil sie dadurch einander Abbruch thun, und keines im Gemüthe zu großer Lebhaftigkeit gelangt, eine

Wirkung, besonders in der Empfänglichkeit für Gefühle einer Art, und im Begehren hervor; die von derjenigen, welche jedes Gefühl ohne einen solchen Wechsel gehabt haben würde, verschieden ist. Nennt man nun Gefühle dieser Art als Gemüthszustände, in welchen Angenehmes und Unangenehmes, vorzüglich in Beziehung auf die verschiedenen Verhältnisse eines und desselben Gegenstandes zu unsern Bedürfnissen und Wünschen, so schnell auf einander folgen, daß ihre Verschiedenheit und ihr Wechsel kaum bemerkt wird, gemischte Gefühle, so wird sich wohl die Realität derselben nicht bezweifeln oder läugnen lassen. Gleichgiltige Gefühle, d. i. solche, die weder etwas Angenehmes, noch etwas Unangenehmes enthielten, gibt es aber nicht. Denn das wären keine Gefühle mehr. Es gibt jedoch gleichgiltige Dinge, d. i. solche, an denen wir zwar kein Wohlgefallen finden, die uns aber auch nicht so zuwider sind, daß wir uns von dem Bewußtseyn derselben zu befreien suchten.

Die Gefühle sind und bleiben das Dunkelste im geistigen Leben des Menschen. Indessen unterscheidet man doch zwischen dunklen und klaren Gefühlen, und nennt vornehmlich diejenigen Gefühle dunkle, deren Ursache oder Gegenstand oder Richtung oder Stärke wir nicht angeben können; sie sind mehr bloß Lust, die klaren mehr Wohlgefallen. (Carus.) Schulze nennt das dunkle Gefühl ein sehr schwaches, in Anschauung dessen wenig Bewußtsein stattfindet, das aber gleichwohl von großem Einfluße auf das Begehren seyn kann, oder ein solches, dessen Ursache man nicht kennt, oder endlich dasjenige, in Anschauung dessen man noch nicht weiß, wofür man es nehmen soll, ob wie eine Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit. Das Gegentheil ist das klare Gefühl, wo wir uns, wie Reinhold sich erklärt, über die Billigung oder Mißbilligung unseres gegenwärtigen Zustandes entscheiden können.

Eine besondere Aufmerksamkeit verdienen die sympathetischen oder Mitgefühle, die Mitfreude und das Mitleid. Es findet nämlich unter den Menschen eine besondere Art von Verbindung dadurch statt, daß in ihnen diejenigen angenehmen und unangenehmen Gefühle entstehen, welche andre Menschen durch Fröhlichkeit, Klagen und Weinen zu erkennen gegeben haben. Diese Gefühle — Mitgefühle — sind Nachbildungen der in Andern sich äußernden Gefühle, welche aber diesen in Ansehung der Stärke und des Ausdrucks im Körper bald mehr, bald weniger gleich kommen. Die Die Naturabsicht bei dem Mitgefühl zeigt sich in dem daraus entspringenden Bestreben, die Wohlfahrt derjenigen, mit welchen wir sympathisiren, zu befördern. Von einem solchen Streben begleitet wird es das humane Gefühl genannt, welches zur Verminderung des menschlichen Elends sehr viel beigetragen hat.

Da das Mitgefühl aus einer Affection des Ich entspringt, so hängt es nicht von uns ab, dasselbe nach Belieben entstehen zu lassen. Allerdings aber sind wir vermögend, dasselbe dadurch zu verstärken, daß wir uns vermittelst der Einbildungskraft in die Lage desjenigen versetzen, mit welchem wir sympathisiren, und die Aufmerksamkeit auf seinen Zustand richten.

Im Mitleide und in der Mitfreude fühlt aber der Mensch blos seinen eigenen inneren Zustand, nicht den des Andern, mit dem er sympathisirt (dieser ist nur die Ursache von jenem), und es macht auch kein Mitgefühl mehr aus, wenn der Unterschied der eigenen Person von der des Andern sich aus dem Bewußtseyn verloren hat, denn es fehlt alsdann alle Theilnahme. (Schulze.)

Gefühllosigkeit bezeichnet eine ungewöhnliche Schwäche der sympathetischen Gefühle, Unempfindlichkeit bei anderer Menschen Leiden.

Gefühlsmensch heißt derjenige, der sich bei seinen Ueberzeugungen und Handlungen mehr durch Gefühle, als durch vernünftige Grundsätze leiten und bestimmen läßt.

Gefühlsvermögen ist der innerste Grund oder die ursprüngliche Quelle aller geistigen Lebensregungen, woraus erst durch allmählige Entfaltungen und Steigerungen des Lebens das Vorstellungsvermögen und das Bestrebungsvermögen als bestimmte nach verschiedenen Richtungen wirkende Kräfte hervorgehen; oder ist ein vermittelndes Vermögen zwischen dem Vorstellungs- und Begehrungsvermögen (Krug). Oder nach

Reinhard das Vermögen, durch welches wir gewahr werden, wie sich das, was vorgestellt wird, zu unserm persönlichen Zustande, zu unserer ganzen Verfassung, wie sie ist und seyn soll, verhält.

Gefühlvoll heißt ein Mensch, wenn seine Gefühle sowohl sehr mannigfaltig als auch sehr lebhaft sind.

Gegner ist derjenige, der uns in Beziehung auf die Erreichung unserer Absichten vorsätzlich Hindernisse in den Weg legt, also uns denkend, redend oder handelnd widerstrebt. Ein Gegner ist also nicht nothwendig ein Feind, sondern wird ein solcher erst, wenn seine Absicht bös ist.

Geheimniß ist eigentlich alles Dunkle, Verborgene, Unbekannte; vorzugsweise nennt man aber das Unbegreifliche ein Geheimniß, weil es nicht blos diesem oder jenem, sondern allen Menschen verborgen ist. Die Gewohnheit, das, was unbegreiflich oder nur wenigen bekannt ist, dem Begreiflichen und Bekannten vorzuziehen, und zwar ohne hinreichende Ursache nennt man Geheimnißsucht.

Gehorsam ist die Befolgung des Willens eines Andern, der das Recht hat zu befehlen. Die Pflicht des Gehorsams gegen Gott ist eine unbedingte, weil das, was er befiehlt, nur das Gute ist.

Geilheit ist die Gewohnheit, allen unreinen Wünschen, Begierden und Lüsten nachzuhängen und ihre Befriedigung mit einer gewissen Heftigkeit zu suchen (Reinhard).

Geist ist ein sehr vieldeutiges Wort. Ursprünglich hat es wohl, wie die ihm entsprechenden Ausdrücke in andern Sprachen z. B. Spiritus, πνευμα, nichts anderes als Hauch bedeutet, weßhalb man auch meinte, die Nähe eines Geistes kündige sich durch einen sanften Hauch oder ein leises Wehen der Luft an. Weil nun im Alterthume, selbst unter den Philosophen, sich die Meinung verbreitete, daß die Luft das Princip des Lebens in der Natur sey, so bedeutet Geist auch oft schlechthin so viel als Leben, lebendiges Wesen. Durch fortgesetzte Abstraction steigerte man nun den Begriff eines Geistes immer höher. Man setzte den Geist dem Körper entgegen, der durch ihn beseelt werde. Ja man abstrahirte endlich ganz vom Körper, und dachte sich unter Geist ein intelligentes Wesen überhaupt, ein Wesen, das Bewußtseyn hat und mit Bewußtseyn thätig ist, ein vorstellendes und strebendes, ein denkendes und wollendes Wesen. Ein solches Wesen aber, mit einem Körper verbunden, nannte man auch Seele, und seinen Körper Leib. Manche unterschieden wohl auch noch in Bezug auf den Menschen Geist als das höhere, und Seele als das niedere Thätigkeitsprincip. Daraus entwickeln sich wieder andere Bedeutungen und Gegensätze. So der Gegensatz zwischen Geist und Buchstabe einer Rede oder Schrift, wo jener den innern Gehalt in Ansehung der dem äußern Ausdrucke zum Grunde liegenden Gedanken und Absichten, dieser den blos grammatischen Wortsinn bezeichnet. Darum nennt man auch Menschen, Augen, Physiognomien, Reden, Schriften und Kunstwerke als Erzeugnisse des Geistes bald geistreich oder geistvoll, bald geistarm oder geistlos, in wie fern in ihnen sich der Geist mit mehr oder weniger Kraft und Lebendigkeit ausdrückt. Die Franzosen aber nehmen dieses Wort (esprit) noch in einem engern Sinne, indem sie eben das darunter verstehen, was wir Witz, Laune, Unterhaltungsgabe nennen. Daher kommen dann wieder die Ausdrücke schöner Geist oder Schöngeist (bel-esprit) und Schöngeisterei als Streben, sein Vermögen der Hervorbringung des Schönen oder wenigstens des Wohlgefallens daran und der Beurtheilung desselben zu offenbaren. Ja man hat sogar auch solchen Dingen, welche den Geist auf eigenthümliche Weise beleben, wie Wein und Branntwein geistige Getränke genannt, wo also Geist nichts anderes bezeichnet als denjenigen Bestandtheil, welcher die belebende Kraft hat, als Gegensatz von dem sogenannten Phlegma, welches jenen Geist gleichsam einhüllt. Wenn daher irgenwo vom Geiste die Rede ist, so wird man allemal genau zusehen müssen, was für ein Geist eigentlich gemeint sey (Krug).

Geistererscheinung nennt man gewöhnlich das Sichtbarwerden eines abgeschiedenen Geistes in der Gestalt seines vorigen Körpers. Die Philosophie hat sich zwar gegen die Möglichkeit solcher Geistererscheinungen nachdrücklichst erklärt und alle Beru-

fung auf Erfahrungen mit der Mahnung an die Möglichkeit eines vielleicht optischen Betrugs und einer Selbsttäuschung überreizter Einbildungskraft abgewiesen. Unter den mehreren hieher bezüglichen Schriften führe ich hier nur an „Kant's Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik." Wie tief indessen im Gemüth des Volkes eine geheime Neigung zu diesem Glauben an die Möglichkeit der Geistererscheinungen wurzelt, beweiset der große Beifall, den Stillings Schriften über die Geisterwelt und „Körner's Seherin von Prevorst" (2 Bde. Stuttg. 1829) gefunden haben.

Geisteskrankheiten. S. **Seelenkrankheiten.**

Geistig heißt Alles, was auf den Geist in den verschiedenen Bedeutungen dieses Wortes Beziehung hat.

Geistlich wurde früher auch häufig verwechselt mit geistig, zur Bezeichnung vieler, die ewige Wohlfahrt des menschlichen Geistes betreffenden Dinge. Gegenwärtig aber nennt man nur solche Personen und Sachen geistlich, welche mit der öffentlichen Religionsübung und der kirchlichen Verfassung in einer bestimmten, öffentlich anerkannten Beziehung stehen, und deßhalb durch einen eigenthümlichen kirchlichen Charakter ausgezeichnet sind. Neben dieser blos eine äußere, Geschäft, Bestimmung und Verhältniß andeutenden Beziehung wird aber, was insbesondere geistliche Personen betrifft, auch eine innere, nähere Gemeinschaft mit Dem, dessen Vorahnung bei der Religionsübung und kirchlichen Verfassung bezweckt wird, gefordert. Denn es wird, wie Krug sagt, bei dem Worte „geistlich" an eine höhere, durch die Religion geweihte oder geheiligte, geistige Vollkommenheit gedacht, welche sich zwar alle Menschen aneignen sollen, die man aber doch von dem Diener der Religion oder der Kirche vorzugsweise fordert, weil sie auch andere dazu hinführen sollen. Darum heißen auch diese Personen selbst Geistliche, und ihre Gesammtheit, abstract gedacht, die Geistlichkeit, d. i., Männer, welche von den Kirchenobern für den öffentlichen Vortrag der Religion und die Verwaltung des öffentlichen Gottesdienstes und die Verwaltung der Sakramente angestellt sind, und durch die feierliche Handlung der Ordination eingeweiht worden.

Später wurde, und wird noch, das Wort geistlich auch gleichbedeutend genommen mit religiös, um eine besondere Beziehung auf Gott und Religion anzuzeigen; daher man von geistlichen Gütern, Büchern, Gesängen u. s. w. redet.

Geiz ist diejenige Ausartung des Selbsterhaltungstriebes, vermöge welcher man über der Sucht, sich die Mittel eines frohen Lebens zu verschaffen, den Zweck derselben, das frohe Leben selbst, verabsäumt. Der Geiz charakterisirt sich also als eine leidenschaftliche Begierde nach Reichthümern, nicht um sie gut anzuwenden, sondern nur, um sie zu haben und zu vermehren.

Nachdem das Geld der Stellvertreter des Werthes äußerer Sachen geworden ist, hat der Geiz auch darauf eine vorzügliche Richtung erhalten, und sich in Geldgier, was man auch vorzugsweise Geiz nennt, verwandelt. Diese Geldgier verläßt den Menschen, dessen sie sich einmal bemächtigt hat, auch dann nicht, wenn wegen der vorhandenen Umstände gar keine Möglichkeit zur Benützung des Geldes zur Befriedigung der Bedürfnisse stattfindet. Die Sorge für das gute Auskommen der Zukunft, welche durch die bemerkte Abnahme der Kräfte im Alter vermehrt wird, gibt darüber Auskunft, warum der Geiz gerade in derjenigen Zeit des Lebens zunimmt, worin die Fähigkeit zu genießen abnimmt. Uebrigens zeigt sich diese Leidenschaft beim ersten Anblick als etwas sehr Widersinniges. Ja sie ist, wie Cicero (de amicitia L. II. C. 16.) sagt, eine der verabscheuungswürdigsten Leidenschaften; sie ist eine Art von Wahnsinn, die den Menschen gegen sich selbst und gegen Andere hart, ungerecht und unmenschlich macht, ihn der allgemeinen Verachtung, dem Spotte preis gibt, und seinen moralischen Werth gänzlich vernichtet. Man betrachte den geldgierigen Menschen, der Schätze auf Schätze häuft, und sich weiter keinen Genuß derselben erlaubt, als jenen, den ihm der Besitz des todten Metalls und das sorgfältige Bewachen desselben gewährt; so hat man einen Wahnsinnigen vor sich, der, an voller Quelle sitzend, sich nicht getraut, seinen marternden Durst mit einigen Tropfen zu laben. Er duldet bei seinem Reichthume Mangel an den noth-

wendigsten Dingen, leidet Frost, Hunger und Durst, und ist bei all seinem Vermögen wirklich arm. — Magnos inter opes inops (Horat. Carm. L. III. O. 16.).

Gelassen heißt der Mensch, wie ferner er etwas geschehen oder über sich ergehen läßt, ohne seine Gemüthsruhe zu verlieren, d. i., ohne in Affect oder Leidenschaft zu gerathen. Oft steht daher auch Gelassenheit für Besonnenheit.

Geld heißt im weitern Sinne Alles, was gilt, d. h., einen Werth hat; im engern Sinne aber das, was einen so allgemeinen Werth hat, daß es als Maßstab zur Bestimmung und Vergleichung des besondern Werthes anderer Dinge gebraucht werden kann, kurz ein allgemeiner Werth= oder Vermögenmesser, folglich auch ein allgemeines Tauschmittel oder eine Waare, die mehr als jede andere die erforderlichen Eigenschaften eines schnellen und sichern Verkehrs besitzt. Einen Preis in Geld können aber nur Dinge haben, die durch menschliche Arbeit zu erlangen, und von der Persönlichkeit eines Menschen zu trennen sind; alles Reinpersönliche, alles Moralische, das Leben, die Gesundheit, Freiheit, Ehre, Familienverhältnisse haben keinen Preis, sondern sind unschätzbar. Nur insofern mit ihnen auch ein gewisser äußerer Werth, z. B. eine bestimmte Summe der Arbeit verbunden ist, lassen sie sich auch als äußere, materielle Güter anschlagen, und es ist in verschiedenen Fällen nothwendig, sie auf solche Weise zu schätzen. — Der Preis des Geldes als Waare bezieht sich auf das wirkliche Metallgeld, und auf das Ideal= oder Papiergeld, und beide machen den eigentlichen Geldverkehr aus. Das Metallgeld kann, sagt Krug, auch Weltgeld genannt werden, weil es doch immer einen materialen Werth hat, der ihm wenigstens als Waare bleibt, wenn es auch irgendwo nicht als Geld angesehen und gebraucht würde. Man könnt' es also doch immer gegen andere werthvolle Dinge umtauschen, wenn man auch einigen Verlust dabei hätte. Hieraus ergibt sich auch, wie das Geld zur Waare geworden, im Curse steigen und fallen, und ein Gegenstand weit aussehender Speculation werden könne.

Gelehrsamkeit bezieht sich ursprünglich auf Alles, was gelehrt und folglich auch gelernt werden kann. Eigentlich aber nennt man nur denjenigen gelehrt, welcher umfassende wissenschaftliche Kenntnisse in irgend einem Hauptfache des menschlichen Wissens durch ein methodisches Studium sich eigen gemacht hat. Sein Wissen muß immer umfassend, aber nicht allumfassend seyn, es muß sich aber durch Gründlichkeit, Deutlichkeit, Ordnung und Zusammenhang von der gemeinen Erkenntniß unterscheiden. Uebrigens nimmt man das Wort Gelehrsamkeit theils in objectiver Bedeutung, als Inbegriff von Kenntnissen, die man von einem Gelehrten fordert, theils in subjectiver Bedeutung, den Besitz solcher Kenntnisse bezeichnend, wodurch man ein Gelehrter wird. Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften im 15ten und 16ten Jahrhundert sind auch die Sprachen der Griechen und Römer zum Range gelehrter oder classischer Sprachen erhoben worden, weil die übrig gebliebenen Schriften jener beiden Völker, namentlich die philosophischen, es hauptsächlich waren, welche einen freiern und hellern Geist in der neuern Menschenwelt verbreiteten und immer verbreiten werden, so lange man sich auf den gelehrten Schulen daran halten wird. Das Studium dieser Schrift und die sich vorzugsweise darauf beziehende Philologie ist daher ein Hauptzweig der neuern Gelehrsamkeit geworden, und verdienet daher noch immer ein gründliches Studium. — Zu weiterem Nachdenken über diesen höchstwichtigen Gegenstand verdienen vorzüglich benützt zu werden Fichte's Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten. Jena, 1795; später umgearbeitet unter dem Titel: Vorlesungen über das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinung im Gebiete der Freiheit. Berlin, 1806, und Jacobi's Vorlesung über gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck. München, 1807. 4. (S. Krug's encyclop.=philos. Lexikon.)

Gellert Christ. Fürchtegott, geb. zu Haynichen 1715, gest. als Professor der Moral zu Leipzig 1769. Abgesehen von dem wohlthätigen Einflusse, den seine moralischen Vorlesungen auf das Gemüth der Zuhörer hatten, werden diese immer als eine geistreiche, obwohl mehr populäre als wissenschaftliche, Darstellung der philosophischen Sittenlehre anerkannt werden.

Gelübde sind ausdrückliche Versprechungen, durch welche man sich gegen Gott anheischig macht, etwas zu leisten, wozu man an sich nicht verpflichtet wäre, entweder

um ihn zu bewegen, unsere Gebete zu erhören, unsere Wünsche zu erfüllen und uns seine Gnade zu schenken, oder auch, um ihm unsern Dank zu bezeigen, im Falle er uns etwas gewährt. Mit dieser Erklärung Stäudlin's stimmen alle Andern dem Wesen nach überein. Um nun den Werth und die Giltigkeit der Gelübde zu beurtheilen, muß man mit Krug zunächst, was den Gegenstand des Gelübdes oder das Gelobte selbst betrifft, drei mögliche Fälle unterscheiden: „Entweder ist das Gelobte 1) etwas sittlich Gutes; dann ist es schon an sich geboten, z. B. den Armen eine Wohlthat zu erzeigen, wozu man jederzeit verpflichtet ist, sobald man es thun kann. Das Geloben ist also dann wenigstens überflüssig. Oder 2) das Gelobte ist etwas Beliebiges, wie wenn man z. B. sein Versprechen, den Armen eine Wohlthat zu erzeigen, an die Bedingung knüpft, wenn mich Gott genesen läßt. Oder 3) das Gelobte ist etwas sittlich Böses; dann wäre es schlechthin verboten; denn ein solches Gelübde wäre unmoralisch und irreligiös zugleich. Es soll daher weder gethan, noch, wenn es gethan wurde, gehalten werden.

Ist aber das Gelübde etwas an sich Erlaubtes, so steht es insofern in unserm Belieben, z. B. wenn Jemand eine Wallfahrt zu machen gelobt. Da man aber doch nicht weiß, ob man das Versprechen erfüllen kann, so ist es allemal bedenklich, ein solches Gelübde zu thun.

Der Mensch hat ohnehin Pflichten genug zu erfüllen; er soll sich also nicht noch beliebig dergleichen auflegen. Das Gewissen kann dadurch, leicht beängstigt, mit sich selbst in Zwiespalt versetzt werden."

Gemächlichkeit ist jener geringere Grad von Faulheit, wobei man nicht Nichts, sondern gerade nur so viel thut, als man schlechterdings thun muß, und dabei alles Mühsame von sich abzuwälzen sucht; darum erklärt sie auch Krug nicht mit Unrecht als Liebe zur Bequemlichkeit.

Gemein ist, was mehreren Dingen zugleich zukommt; im verächtlichen Sinne aber nennt man gemein, was im Leben und in Kunst und Wissenschaft dem Ausgezeichneten, Interessanten, dem Edlen oder der feinern Bildung entgegengesetzt ist, also nur dem Pöbel, dem großen Haufen zukommt und zusagt. Als moralischer Fehler ist das Gemeine einer Art zu denken und zu handeln, die einen geringen Grad von Kenntniß dessen voraussetzt, was in den Sitten schön und edel ist. In der schönen Kunst kann das Edle und Gemeine auf zweierlei Weise zum Vorschein kommen, nämlich einmal in Hinsicht auf den Stoff, und dann in Hinsicht auf die Behandlung desselben. Ein Stoff heißt gemein, wenn er dem Alltagsleben oder gar noch einer niederern Sphäre entnommen ist; die Form heißt gemein, wenn sie, anstatt den Stoff zu veredeln, ihn durch geistleere und schmutzige Behandlung noch mehr heunterzieht. Nach Schiller ist in der Kunst auch nur vom Gemeinen in der Form die Rede; denn, sagt er, ein gemeiner Kopf wird den edelsten Stoff durch eine gemeine Behandlung verunehren; ein großer Kopf und ein edler Geist hingegen werden selbst das Gemeine zu adeln wissen, und zwar dadurch, daß er es an etwas Geistiges anknüpft, und eine große Seite daran entdeckt. Deßhalb bleibt auch in der bildenden Kunst der Geschmack der Griechen ewig giltiges Muster, weil sie immer nach dem Idealen strebten, jeden gemeinen Zug verwarfen, und auch keinen gemeinen Stoff wählten.

Gemeingefühl ist das über den ganzen Körper vermittelst der Nerven verbreitete Gefühl, und ist im Allgemeinen nichts anders als die Empfindung des innern Zustandes unsers Körpers. Es begreift in sich das Gefühl des allgemeinen Wohl- oder Uebelbefindens, der Ermattung oder Kraft, der Leichtigkeit oder Schwere, der Wärme oder Kälte, das Gefühl von Beklemmung, Druck, Spannen, Kitzel, Beißen, von Schärfe, Trockenheit xc., alle verschiedene Arten von Schmerzen, wie Hunger und Durst, die Gefühle der physischen Liebe u. s. w., und erstreckt sich also bald auf den Zustand des ganzen Körpers, bald nur auf einzelne Theile. Dieses Gemeingefühl ist zwar auch durch das Nervensystem bedingt, aber nicht durch die in dem Gehirne wurzelnden Sinnennerven, sondern durch das Nervengeflecht des Unterleibes oder das sogenannte Gangliensystem, und die Beschaffenheit dieser Nerven bringt es mit sich, daß die Eindrücke des Gemeingefühls nur dunkel, unbestimmt sind.

Gemeingeist heißt, wie Krug es erklärt, die den Gesellschaftspflichten zu Grunde liegende, und die Glieder einer Gesellschaft bei ihrer Thätigkeit beseelende Maxime, das gemeine Beste oder den Gesammtzweck einer Gesellschaft, deren Mitglied man ist, selbst mit Aufopferung seiner Privatzwecke, jedoch mit steter Rücksicht auf die allgemeinen Forderungen der Sittlichkeit, zu befördern.

Gemeinnützig heißt Alles, was den Vortheil der ganzen Gesellschaft bezweckt, deren Mitglied man ist. Der Gegensatz ist das Gemeinschädliche, worunter man Alles versteht, was für die ganze Gesellschaft, deren Glied man ist, eine nachtheilige Wirkung hat.

Gemeinschaft ist theils der Zustand, wo Mehrern etwas zugleich zukommt oder angehört, theils die Verbindung zwischen Mehrern.

Gemeinschaft der Seele und des Leibes (commercium animi et corporis mutuum) bezeichnet den wechselseitigen Einfluß des Leibes auf die Seele und der Seele auf den Leib. Die Frage ist nämlich, wie auf Veränderungen im Leibe Vorstellungen und Gedanken in der Seele, und auf Vorstellungen und Begierden Bewegungen im Leibe entstehen können. Die Psychologen und Metaphysiker haben nun zur Beantwortung dieser Frage verschiedene Hypothesen aufgestellt, die man auch mit dem Titel der Systeme beehrte. Ausgehend von der Voraussetzung, daß Seele und Leib ganz ungleichartige Substanzen sind, konnte man den Causalzusammenhang zunächst nur auf dreifache Weise zu erklären versuchen. Entweder ist der Zusammenhang wirklich so, daß sie sich einander realiter, durch Ein- und Ausfluß mittheilen; oder er ist nur scheinbar. Im letzten Falle muß die Verbindung oder der Causalzusammenhang entweder durch ein drittes Wesen, vermittelst einer Zwischenwirkung gegründet werden, oder durch eine vorherbestimmte harmonische Verbindung. Im ersten Falle bildet sich die sogenannte Hypothese des physischen Einflusses, welche auch die aristotelische genannt wird, weil sie schon Aristoteles angenommen hat; im zweiten Falle die Hypothese des Cartesius oder das System der gelegenheitlichen Ursachen (systema causarum occasionalium seu divinae assistentiae; im dritten Fall die Leibnitz-Wolfische prästabilirte Harmonie.

1) Die Hypothese des physischen Einflusses (systema influrus physici) nimmt an, daß Leib und Seele gleich andern natürlichen Dingen auf einander wirken und sich wechselseitig bestimmen. Diese Annahme erklärt aber nichts, sondern wiederholt nur das zu erklärende Phänomen, und wenn man dabei von der Ansicht ausgeht, daß Leib und Seele einander direct entgegengesetzt seyen, so ist gar nicht einzusehen, wie ein materielles und ein immaterielles Ding sich gegenseitig bestimmen sollen. Die Scholastiker wollten durch ihre species intentionales, die sie in anderer Beziehung auch visibiles und intelligibiles nannten, die Hypothese des physischen Einflusses verbessern. Es hatten schon mehrere alte Naturlehrer, besonders Demokrit, und vor ihm Empedokles und Leucipp alle Veränderungen und alle Accidenzen der Substanzen in räumliche Bewegung gesetzt. Um aber die Möglichkeit zu erklären, wie aus einem Atom die Bewegung in den andern übergehen könne, nahmen sie besondere poros in den Atomen an. Daraus wurden in der Physik des Demokrit die simulaera, idola, und bei den Scholastikern die species intentionales. Nur daß Demokrit bei seinen simulaeris etwas Materielles dachte, die Scholastiker aber bei ihren speciebus nur Accidenzen. Dadurch verschlimmerten sie aber die Sache nur noch mehr.

2) Die Hypothese der gelegenheitlichen oder veranlassenden Ursachen (systema causarum occusionalium), psychologischer Occusionalismus genannt, wird zwar gewöhnlich dem Cartesius zugeschrieben, allein ihr eigentlicher Urheber ist Grulinx. Man nimmt hier an, daß weder die Seele den Leib, noch dieser die Seele unmittelbar bestimme, sondern es geschehe dieses nur mittelbar durch Gott, welcher durch die Veränderung des einen Theils veranlaßt werde, die demselben entsprechenden Veränderungen im andern Theile hervorzubringen. Diese Annahme beruht aber auf lauter willkührlichen Voraussetzungen, und erklärt nicht nur die Gemeinschaft zwischen Seele und Leib nicht, sondern hebt sie eigentlich auf, indem sie die Zusammenstimmung

der beiderseitigen Veränderungen durch Gott vermittelt werden läßt. Dabei ist auch zu bedenken, daß Gott auf diese Weise an allen Thorheiten und bösen Handlungen des Menschen unmittelbaren Antheil nehmen und sie vollziehen helfen müßte.

3) Die Hypothese der vorausbestimmten Harmonie (systema harmoniae praestabilitae), wie sie Leibnitz und Wolf aufstellten, nimmt an, daß die Seele ihre Gedanken und Begierden durch eigene Kraft in continuirlicher Reihe hervorbringe, ganz unabhängig von dem Leibe, so daß sie auf gleiche Weise, wie jetzt erfolgen würden, wenn auch der Leib nicht da wäre. Ebenso erfolgen die Veränderungen im Leibe, ganz unabhängig von den Thätigkeiten der Seele, so daß sie, wie jetzt, erfolgen würden, wenn auch die Seele nicht vorhanden wäre. Wegen der von Gott ursprünglich gesetzten Harmonie treffen aber die Veränderungen der Seele und des Leibes in der Zeit immer so zusammen, daß sie einander genau entsprechen, ohne daß der eine Theil von dem andern bestimmt wird. — Auch diese Annahme beruht auf willkührlichen Voraussetzungen. Abgesehen davon, daß auch sie den groben Dualismus voraussetzt, erklärt sie eigentlich nichts, indem sie sich auf eine unbegreifliche Wirksamkeit Gottes beruft, hebt die Gemeinschaft im Grunde auf, während sie die menschliche Willensfreiheit gefährdet, und Gott auf unmittelbare Weise an allen auch bösen menschlichen Handlungen theilnehmen läßt; denn es ist ja völlig einerlei, ob Gott gelegenheitlich oder auf einmal ursprünglich Leib und Seele zu harmonischen Veränderungen bestimmt.

Im Grunde beruht die Hypothese der gelegenheitlichen Ursachen, so wie die der prästabilirten Harmonie auf der Voraussetzung des groben Dualismus, nach welchem man die Seele als eine immaterielle, rein geistige, absolut einfache, den Leib aber als eine materielle, aus vielen körperlichen Theilen zusammengesetzte Substanz betrachtete, wornach sie allerdings nicht auf einander einwirken zu können schienen.

Hinweisend auf das Unbefriedigende der verschiedenen Hypothesen zur Beantwortung der Frage: wie es zugehe, daß die Thätigkeiten der Seele und die Thätigkeiten des Leibes so genau zusammenstimmen, bemerkt Krug „daß die einfachste Antwort wohl gewesen wäre: der Mensch ist ein Ganzes, an welchem Alles auf's genaueste verbunden ist, und vermöge dieser Verbindung muß auch die innere Thätigkeit (der Seele) mit der äußern Thätigkeit (des Leibes) zusammenstimmen, weil es eben der ganze Mensch ist, welcher in seiner Thätigkeit sich theils als ein Inneres, theils als ein Aeußeres anschaut." Diese Antwort konnte aber freilich diejenigen nicht befriedigen, welche von Seele und Leib sich solche Vorstellungen machten, daß dadurch ein directer Gegensatz zwischen beiden entstand. Daher nahm man dann seine Zuflucht zu den angeführten Hypothesen.

Uebrigens verweise ich hier in Betreff der Lösung dieser schwierigen Aufgabe auf Ennemoser's neueste Schrift unter dem Titel: „Der Geist des Menschen in der Natur" (Stuttgart und Tübingen. 1849), insbesondere auf das, was er unter der Aufschrift „von der Wechselwirkung des Leibes und der Seele" S. 248 ff. zusammenfaßt.

Ich will hier nur einige Hauptsätze kurz anführen:

Die Verschiedenheit des Leibes und der Seele bei dieser Wechselwirkung setzt schon das Bindewort „und" voraus; wären sie Eins, so könnte von einer Wechselwirkung nicht die Rede seyn.

Die Seele ist eine geistig selbstthätige Potenz im Leibe als ihrem materiellen Organe, in welchem sie sich offenbaret; sie hat den Anfang ihrer Thätigkeit und den Reiz und das eigenthümliche Gesetz in sich selbst, aber nicht als Nerve und Nervenkraft; sie kann den Impuls an die Organe beliebig geben, und die von ihnen empfangenen befolgen oder nicht; sie wirkt selbstthätig auf die Außenwelt und bringt in ihr willkührliche Veränderungen hervor. Die Seele durchwirkt als geistige Potenz stets alle ihre subjectiven Thätigkeiten im Erkenntniß= und Gemüthsorganismus, und erkennt dieselben als die ihrigen an.

Geist und Materie, Seele und Leib sind zwei wesentlich verschiedene Dinge mit ihren eigenthümlichen Gesetzen; sie sind aber zwei für einander bestimmte — coordinirte — Dinge, wobei die Seele, der selbstthätige geistige Factor — das noumenon — den Leib als ihr materielles Organon und Mittel zu ihrer Offenbarung in der Natur — das

phaenomenon — gebraucht, ohne übrigens bestimmen zu können, ob bei dem unzweifelhaften Daseyn beider in der Erscheinung das eine oder das andere als Dinge absolut für sich bestehen können, und was sie in ihren letzten Gründen an sich sind. Indem wir aber genöthigt sind, Leib und Seele in gegenseitigen Beziehungen als Erscheinungswesen anzunehmen, so setzen sie zwar einen transcendentalen Grund voraus, der uns aber weder der Quantität, noch der Qualität, noch der Relation, noch der Modalität nach vollständig gegeben ist. Streng genommen sind wir also eben so wenig den Dualismus als den Monismus zu vertheidigen im Stande, und indem wir die Identität der Seele und des Leibes läugnen, lassen wir die Realität beider in der Art gelten, daß die Seele und der Leib ihren eigenen Gesetzen folgen, aber nur eines mit Hilfe des andern.

Wissen wir gleich nicht, wie ursprüngliche Verbindung und Gemeinschaft zu Stande kommt, und wie sie in Wirklichkeit stattfindet, so sind wir eine solche anzunehmen genöthigt, wenn wir überhaupt von einer Wechselwirkung und von bestimmten Organen für gewisse Thätigkeiten der Seele reden wollen.

Das ursprüngliche Wie der Vereinigung sehen wir weiter nicht ein.

Wie in der Urzeit des Werdens, so ist die Seele als Lebenskraft immerdar auch in dem Gewordenen überall ganz ohne einen besondern Sitz, wenn auch ungleich wirksam in den besondern Theilen u. s. w.

Gemüth nennt man, sagt Schulze, die Gesammtheit derjenigen Aeußerungen des geistigen Lebens im Menschen, welche Gefühle und ein durch diese bestimmtes Begehren ausmachen. Unter dem Worte Geist aber versteht man das Princip des Vorstellens und Denkens. Kant hingegen brauchte das Wort Gemüth zur Bezeichnung des die Sinnenvorstellungen zusammensetzenden, und die Einheit der empirischen Apperception bewirkenden Vermögens. Allein dieser Gebrauch des Wortes Gemüth streitet gänzlich mit der Sprache.

Im weitern Sinne wird Gemüth auch gleichbedeutend genommen mit Seele. Mußmann nennt Gemüth die in sich selbst reflectirte, auf ihre Einzelheit bezogene, und innerlich fühlende Seele. Nach Eberhard und Meineke bezeichnet Gemüth das gesammte Begehrungsvermögen, das sinnliche und das vernünftige.

Gemüthlich heißt eigentlich das, was das Gemüth in einen behaglichen Zustand versetzt, wobei man sich innerlich wohl und heiter fühlt, was sich an das Gemüth gleichsam anschmiegt, also das Anmuthige. Man hat aber neuerlich mit diesem Ausdrucke so gespielt, ja so viel Unfug getrieben, daß man kaum sagen kann, was er eigentlich bedeuten soll. Nicht blos Menschen hat man gemüthlich genannt, sondern auch Dinge außer dem Menschen. So nennt manche Dame ihren Schooßhund, ihr Sopha, ihr Boudoir, ja sogar ihren warmen Unterrock gemüthlich. Wir werden also, um den Begriff der Gemüthlichkeit philosophisch zu bestimmen, eine subjective und eine objective Gemüthlichkeit unterscheiden müssen. Jene wäre dann die Empfänglichkeit eines Menschen für lebhafte Erregung des Gemüthes; diese diejenige Beschaffenheit eines Gegenstandes, wodurch er das Gemüth eines solchen Menschen lebhaft erregt oder ihn wenigstens in eine behagliche, angenehme Gemüthsstimmung versetzt. Uebrigens ist es eine bekannte Sache, daß eben die am meisten von der Gemüthlichkeit reden, die des Gemüthes am wenigsten haben (Krug).

Genauigkeit ist das Streben, alle subjectiv vermeidlichen Ausgaben ganz zu vermeiden (Platner).

Generification und **Specification** sind zwei Verstandsthätigkeiten, die sich wechselseitig auf einander beziehen. Durch die erste führt der Verstand die Arten auf Gattungen (genera) zurück, d. h. er bildet immer höhere Begriffe, indem er durch Absonderung gewisser Merkmale den Inhalt seiner Begriffe vermindert und eben dadurch ihren Umfang erweitert; durch die zweite zerfällt der Verstand die Gattungen in Arten (species) d. h. er bildet immer wieder Begriffe, indem er durch Hinzufügung gewisser Merkmale den Inhalt seiner Begriffe vermehrt und eben dadurch den Umfang vermindert.

Genesis, genetisch. Jenes bedeutet die Zeugung oder Entstehung; dieses, was sich auf die Entstehung eines Dinges bezieht. Darum nennen auch die Logiker eine

Begriffserklärung genetisch, wenn man durch dieselbe einsieht, wie das dadurch gedachte Ding entsteht.

Genie (ingenium) ist die nur besonders Geweihten angeborne Fähigkeit, in irgend einem Zweige menschlichen Wissens und Schaffens Außerordentliches zu leisten. Daher man es gewöhnlich von Genius, als einem nach dem Glauben der Alten dem Menschen inwohnenden höhern Wesen herleitet. Wer schrankenlos in allen Sphären gleich hervorragend sich bewegen könnte, hieße mit Recht ein Universalgenie, wenn es bei der menschlichen Beschränktheit ein solches geben könnte. Es gibt aber besonders drei Hauptsphären, innerhalb deren der menschliche Geist wirken kann, und daher kann man auch drei Hauptarten des Genies unterscheiden, nämlich das wissenschaftliche (scientifische), das künstlerische (artistische), und das pragmatische. In dem wissenschaftlichen Genie tritt vorzüglich die Stärke des Verstandes und der Vernunft hervor, es entdeckt Verhältnisse mit leichter Mühe, die andere bei der größten Anstrengung nicht zu ergründen vermochten. Das künstlerische Genie übertrifft die andern in Einbildungskraft und Dichtungsvermögen, die ihm von selbst Vorstellungen darbieten, welche die Einbildungskraft keines Andern hervorgebracht haben würde, auch bei gleichem Zwecke. Der gewöhnliche, wenn auch übrigens gute Künstler, kann den Geschmack befriedigen; sein Werk kann fehlerfrei seyn; aber eben weil seine Einbildungskraft suchen, weil sie nach Mustern arbeiten muß, verliert sein Werk jenen lebendigen Hauch der Natur, jene Wärme, die das Leben erhält, und erinnert in jedem Augenblicke an die Muster, die dem Künstler vorschwebten und die er nachahmte, während das Genie das Ganze aus Theilen erschafft, die ihm nicht gegeben sind, das Ideal gewissermaßen selbst erblickt, und darstellt, was noch keiner gesehen hat, und doch Alle billigen müssen. Das Genie, das höchste Denkbare, kann daher nicht von der Kunst lernen, sondern die Kunst geht aus dem Genie hervor. Das Genie ist Schöpfer, Originalität ist sein Stempel, und daher der Ausdruck „Originalgenie" ein Pleonasmus; durch seine höhere Geisteskraft öffnen sich dem Genie neue Bahnen, und ihm selbst unbewußt, schafft es leicht und viel, mit dem Werke zugleich Muster und Regel, wenn der natürlichen Anlage die weitere höhere Bildung zur Seite steht; daher das Kunstgenie als die schaffende Kraft des Künstlers erklärt wird, welche nach ihren eigenthümlichen Gesetzen urbildlich wirkt, oder auch als schöpferische Geistes- und Gemüthskraft, eigene Ideale in angemessenen Formen darzustellen. Aber selbst die vornehmsten unserer Genie's bilden sich mit Recht an der idealen Kunst, welche aus dem Urgenie früherer Menschheit hervorgegangen ist. Die zügel- und fessellosen Producte roher oder gar falscher Genialität, sogenannter Kraftgenie's, wie sie uns öfter geboten werden, so originell sie auch manchmal seyn mögen, können allerdings nur als Muster dienen, wie ein Kunstwerk nicht seyn soll.

Nach den verschiedenen Zweigen der schönen Kunst unterscheidet man auch verschiedene Arten des Kunstgenie's, als poetisches, musikalisches, plastisches u. s. w. Auf gleiche Weise unterscheidet man auch nach den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft mehrere Unterarten des wissenschaftlichen Genie's, als philosophisches, mathematisches, historisches u. s. w. (S. Jeitteles ästhetisches Lexikon.)

Das pragmatische Genie zeigt sich vornehmlich in den größern oder öffentlichen Angelegenheiten des menschlichen Lebens, welche oft so schwierig und verwickelt sind, daß nur ein genialer Kopf die besten Mittel zu einem gegebenen Zwecke ausfindig machen kann. Der Staatsmann und der Krieger als Feldherr haben daher die meiste Gelegenheit, in ihren politischen und militärischen Entwürfen jene eigenthümliche Productivität zu zeigen, welche Genialität heißt (Krug).

Häufig verwechselt man das Genie mit dem Talent, obwohl der Unterschied ein wesentlicher ist. Das Talent ist zwar auch eine eminente Fähigkeit, aber mehr in der Nachahmung als Erfindung, auch minder productiv als das Genie. Das Genie, sagt Luden, leuchtet wie ein Firstern durch eigenes krystallhelles Licht, und zeichnet sich durch die Erhabenheit seines Standortes aus; das Talent hat nur ein erborgtes, mattes, farbiges Licht, und zieht wandelbar in weiterer oder engerer Bahn als Trabant um das Genie. Das Genie ist vielkräftig, oder wie Jean Paul sich ausdrückt, das Talent gibt

wie eine Clavierſaite unter dem Hammerſchlage einen Ton; aber das Genie gleicht einer Windharfenſaite; eine und dieſelbe ſpielt ſich ſelber zu mannigfachen Tönen von dem mannigfaltigen Anwehen; daher das Talent auch nur Theile darſtellt, während das Genie das Ganze des Lebens umfaßt.

Gennadius, ein ſpäterer Beiname des Georgius Scholarius, befand ſich unter den griechiſchen Abgeordneten auf der florentiniſchen Kirchenverſammlung 1438, und widerſetzte ſich der Vereinigung der griechiſchen und lateiniſchen Kirche. Als 1453 die Türken Conſtantinopel eroberten, gelang es ihm, die Gunſt des Sultans Muhamed II. zu gewinnen; er ward von demſelben zum Patriarchen von Conſtantinopel ernannt, legte aber nachher dieſes Amt aus Verdruß nieder und ging in ein Kloſter, wo er wahrſcheinlich 1464 ſtarb. Er war ein eifriger Ariſtoteliker, weßhalb er auch den Pletho, einen eben ſo eifrigen Platoniker, verfolgte. Er hat mehrere Schriften des Ariſtoteles commentirt, und einige Schriften der Scholaſtiker aus dem Lateiniſchen in's Griechiſche überſetzt.

Genugthuung iſt die Befriedigung eines Beleidigten, entweder wegen eines zugefügten Schadens durch Erſatz, oder wegen einer verletzten Pflicht, oder eines gekränkten Rechts durch Buße; oder iſt, wie Ammon ſagt, die Sühne des beleidigten Geſetzes, welche die Tilgung der Schuld, Erlaſſung der Strafe zur Folge hat, und unterſcheidet dann die moraliſche Sühne der verletzten Pflicht vor dem himmliſchen Richter, von der rechtlichen oder bürgerlichen Genugthuung, als Sühne des beleidigten Rechts vor dem weltlichen Richter.

Genuß iſt eigentlich der Nutzen, den man von Etwas hat, und bezieht ſich zunächſt auf die Befriedigung des Nahrungstriebes und des damit verbundenen Vergnügens. Man hat aber dieſen Ausdruck auch auf die Befriedigung anderer Bedürfniſſe, ſelbſt der Bedürfniſſe des Geiſtes übergetragen.

Der grobe, ſinnliche Genuß, ſagt Herder, verwandelt in ſich und zerſtört den Gegenſtand, nach dem wir begehrten. Er iſt alſo lebhaft; denn hier findet völlige Vereinigung ſtatt; allein er iſt auch grob und vorübergehend. Je geiſtiger der Genuß iſt, deſto dauernder wird er, deſto mehr iſt auch ſein Gegenſtand außer uns daurend. Laſſet uns aber auch immer dazu ſetzen, deſto ſchwächer iſt er: denn ein Gegenſtand iſt, und bleibt außer uns, und kann eigentlich nur im Bilde, d. i. wenig, oder gar nicht mit uns Eins werden.

Laßt uns als weiſe Kinder des Lebens genießen, weder lecken noch gierig, weder lechzend am übervollen Quell, noch uns in ihm berauſchend. Jeder frohe Genuß ſey uns werth, aber nur als vorübergehender Punkt; unſere Weisheit ſey, genießen und entbehren zu lernen. (Fr. v. Dalberg).

Es gibt, ſagt Streithorſt, einen Lebensgenuß, der uns nie verläßt. Das iſt der Genuß des Geiſtes, genährt durch Wiſſenſchaften; gebildet zum Denken in jeder Lage des Lebens, gewohnt, das Gute, Schöne und Edle zu empfinden, wo er's wahrnimmt; der nicht an die Handvoll Erde gefeſſelt iſt, welche der Fuß jedesmal betritt; der, wenn ihm die Erde unter ſeinen Füßen keinen frohen Anblick gewährt, die Welten über ſich beſchaut, wenn ihm die Gegenwart mißfällt, in die Vergangenheit zurück ſieht, oder in die Zukunft blickt; der ſich durch Belobung ſeiner Lieblingsideen, durch Weckung ſeiner froheſten Empfindungen, durch Anſchauen lieblicher Ideale, durch Erinnerung und Hoffnung, Freuden ſchafft, wo außer ihm keine Freude iſt; der in ſeiner Selbſtthätigkeit den ſchönſten Genuß findet.

Unmäßigkeit iſt eine Peſt des wahren Genuſſes, und Mäßigkeit iſt nichts weniger als ſeine Plage. Sie iſt vielmehr ſeine wahre Würze.

Genußſucht iſt das leidenſchaftliche Streben nach denjenigen angenehmen Gefühlen, welche entweder durch die Wirkſamkeit der äußern Sinne oder durch eine erhöhte Wirkſamkeit der Phantaſie erhalten werden. An dieſe Erklärung Schulze's ſchließt ſich übereinſtimmend an die Erklärung de Wettes, welcher mit Genußſucht alle die Leidenſchaften bezeichnet, die aus den verwöhnten und übermächtigen Begierden des ſinnlichen Genuſſes entſpringen.

Georg von Trapezunt, geb. 1395 oder 96 auf der Insel Creta. Er kam mit auf das Concilium zu Florenz wegen Vereinigung der griechischen und römischen Kirche, und lehrte nachher zu Venedig und Rom Rhetorik und Philosophie. Als Anhänger der aristotelischen Philosophie ging er in seinem Eifer für Aristoteles gegen Plato so weit, daß er sich viele Feinde zuzog, der Cardinal Bessarion gegen ihn schrieb, und selbst sein Gönner Papst Nicolaus V. damit unzufrieden war. Er starb, nachdem er sein Gedächtniß ganz verloren hatte, zu Rom 1484 oder 86. Es existiren noch einige Commentare und Uebersetzungen aristotelischer Schriften von ihm.

Georg von Venedig ein mystisch-kabbalistischer Philosoph des 15. und 16. Jahrhunderts, der in einem Werke über die Weltharmonie (de harmonia mundi cantica tria. Venet. 1525) ein neues philosophisches System aufstellen wollte, das er aus neuplatonischen, neupythagorischen, rabbinischen und kabbalistischen Dogmen zusammensetzte und dem Papst Clemens VII. widmete. Auch wandte er dasselbe, wie es selbst aus der Offenbarung geflossen seyn sollte, wieder auf die Urkunden der Offenbarung an. Seine Schriften sind übrigens so weitschweifig, verworren und dunkel, daß sie wenig gelesen und noch weniger verstanden worden sind.

Gerard Alex., ein brittischer Philosoph des vorigen Jahrhunderts, der sich durch einen Versuch über das Genie (übers. v. Garve. Leipzig 1776. 8.) und durch Gedanken von der Ordnung der philosophischen Wissenschaften (übers. Riga 1770. 8.) bekannt gemacht hat.

Gerbert, Mönch zu Auvillac, zuletzt Papst Sylvester II. (geb. zu Auvergne, Papst 999, gest. 1003). Er besuchte Spanien, studirte zu Barcelona, und selbst unter den Arabern in Sevilla und Cordova, bereisete sodann Italien, Deutschland und Frankreich, lehrte in Rheims Mathematik, Philosophie und classische Literatur, schwang sich, nachdem er vorher Abt zu Bobbio geworden war, dann die erzbischöfliche Würde zu Rheims und Ravenna bekleidet hatte, auf den päpstlichen Stuhl, und starb 1003 mit dem Ruhm eines der größten Gelehrten seiner Zeit. Philosophie und Mathematik waren seine Lieblingsstudien, für deren Ausbreitung er auf das Thätigste wirkte, überhaupt aber für den Flor der Wissenschaften damaliger Zeit eifrig sorgte.

Gerechtigkeit. Um diesen Begriff genau zu bestimmen, muß man zunächst die juridische und allgemeine ethische Bedeutung desselben unterscheiden. Im juridischen Sinne bezeichnet man mit dem Worte Gerechtigkeit diejenige Handlungsweise, welche Jedem das Seine gibt, d. h. das Recht eines Jeden achtet. Im ethischen Sinne aber versteht man unter Gerechtigkeit eine wirkliche Tugend, und zwar diejenige, welche aus Achtung gegen die Menschenwürde alles vermeidet, was den Zwecken der Vernunft in und außer uns Abbruch thun könnte. Die Gerechtigkeit, in diesem Sinne, zählten die Moralisten auch unter die Cardinaltugenden. De Wette erklärt im Allgemeinen die Gerechtigkeit als die Achtung der fremden Person in der gleichen Würde mit der unsrigen, und in freier gleicher Wechselwirkung, in welcher wir mit ihr stehen, die Gesinnung, vermöge deren wir dem Andern die gleiche Stelle und die gleichen Rechte in der sittlichen Gemeinschaft zugestehen, die wir für uns selbst fordern, die Beobachtung jenes Gebots: „was ihr wollt, daß euch die Leute thun, das thut ihnen auch."

Gerhard Ephraim, ein philosophischer Jurist des 17. und 18. Jahrhunderts (gest. 1718), trat in die Fußstapfen des Thomasius, und gab in dessen Geist heraus eine delineatio juris naturalis (Jena 1712).

Gerlach Glo. Wilh., Prof. in Halle, hat mehrere philosophische Lehrbücher geschrieben. Er ist aber nicht zu verwechseln mit Glo. Benj. Gerlach, welcher auch einige philosophische Schriften herausgab. Beide sind auch zu unterscheiden von Joh. Chrstph. Fr. Gerlach, Buchdrucker und Buchhändler in Freiberg, welcher unter dem Namen J. G. Reiche herausgab: Neue kritische Untersuchungen über das Daseyn Gottes und den Ursprung der Welt. Freiberg 1805. Es ist aber unbekannt, ob er auch der Verfasser davon ist.

Gericht bezeichnet theils den Ort, wo gerichtet oder Recht gesprochen wird; theils die absichtliche Beurtheilung der Handlungen eines vernünftigen Wesens nach den

Forderungen eines ihm bekannten und verpflichtenden Gesetzes, theils die Personen, welche zu dieser Beurtheilung befugt und verpflichtet sind.

Gerson Joh., oder eigentlich Joh. Charlier aus Gerson im Districte von Rheims, geb. 1363, ein Schüler von P. d' Ailli und seit 1395 dessen Nachfolger als Kanzler der Pariser Universität, starb 1429 zu Lyon. Er gehört zwar zu den Scholastikern, die sich aus Ekel vor der Scholastik zu dem Mysticismus hinneigten, verwarf aber doch nicht alle Philosophie, und bearbeitete sogar die Logik auf eigenthümliche Weise, um der Schwärmerei entgegen zu wirken. Auch empfahl er vorzüglich das thätige Christenthum und erhielt daher den Namen doctor christianissimus.

Geschenk bezeichnet dasjenige, was man einem Andern aus bloßer Gütigkeit unentgeltlich als Eigenthum überläßt.

Geschichte im weitern Sinne ist alles Geschehene. In das Gebiet der Geschichte im engern Sinne aber, als einer Wissenschaft, fällt nicht alles Geschehene, denn sonst hätte dieselbe weder Maß noch Ziel; sondern die Geschichte als Wissenschaft muß sich auf das beschränken, was man als geschehen wissenschaftlich nachweisen kann, und was auch wissenswürdig für den Menschen überhaupt ist, was also unser Geschlecht interessirt. Die Geschichte wird es daher vorzugsweise mit den bedeutenderen oder wichtigeren Begebenheiten der Menschenwelt zu thun haben, indem sie dieselben in einer zusammenhängenden Erzählung darstellt. Da aber der Mensch auf's innigste zusammenhängt mit der Natur, so wird auch die Naturgeschichte, die aber nicht mit der Naturbeschreibung zu verwechseln ist, in innigem Zusammenhange stehen mit der Menschengeschichte, und daher für den Menschen von höchstem Interesse und zum richtigen Verständnisse der Menschengeschichte unerläßlich seyn. Indem aber die Geschichte das Gesammtleben der Menschheit, wie es sich in der Vergangenheit gestaltet hat, vor unserm Geiste in einer glaubwürdigen Erzählung ausbreitet, durchleben wir es gleichsam selbst, schauen unsere Fähigkeiten und Kräfte in thatsächlicher Wirksamkeit, bald sich verirrend, bald zum Ziele treffend, und bereichern uns so mit den Erfahrungen aller Jahrhunderte, daß wir eben darin den fruchtbarsten Stoff zum Nachdenken, und mithin auch zum Philosophiren finden.

Geschichte der Philosophie ist die durch die freie Thätigkeit des denkenden Geistes angestrebte Wissenschaft von dem letzten Grunde, dem Wesen und dem Endzwecke der Welt. Die Gesetze der Entwickelung, fährt Sigwart fort, sind aber theils die logischen, intellectuellen, theils die sittlichen des allgemeinen Geistes. Der Geist kommt aber nicht blos in dieser Allgemeinheit und nach diesen allgemeinen Gesetzen seines intellectuellen und sittlichen Lebens in Betracht, sondern auch in der Besonderheit des Volksgeistes und in der Einzelheit der Person, des Individuums. Wie in der Weltgeschichte, so auch in der Geschichte der Philosophie dürfen die Individualitäten durchaus nicht als etwas Gleichgiltiges und Zufälliges betrachtet werden; denn nur in dieser individuellen Form kann der Geist dieses bestimmte System erzeugen.

Zu den äußern Momenten, welche auf die Geschichte der Philosophie influiren, rechnet man mit Grund die im Cultus und in der Kirche sich darstellende Religion, die Staatsverfassung, die Wissenschaft und Kunst, die Sitten und die Cultur eines Volkes. Uebrigens ist das Verhältniß dem richtigen Urtheile nach ein Wechselverhältniß, indem eben so gewiß die Philosophie auf das öffentliche Leben in der Religion, im Staate, in den Sitten, den Wissenschaften und Künsten einwirkt, als durch alles Dieses bestimmt wird.

Diese Religion, Staatsverfassung, Wissenschaft und Kunst sind unter den Momenten, welche auf das Schicksal und den Zustand der Philosophie influiren, mittlere, insofern sie einerseits vom Geiste ausgehen, andererseits auf ihn zurückwirken.

Zu den im eigentlichen Sinne äußern Ursachen gehört die den Menschen umgebende Natur, vorzüglich sofern sie den geselligen Verkehr und die Bequemlichkeit des Lebens fördert oder hemmt, und sofern sie, abgesehen von allen materiellen Interessen, der Gegenstand ist, wodurch Sinn, Gefühl, Begierde, Phantasie, Gemüth, Gedanke erregt, bewegt und bestimmt wird.

Geschlechtstrieb ist die durch ein allgemeines Naturgesetz bestimmte Hin-

neigung des Mannes zum Weibe (de Wette). Natürliche Verirrungen desselben sind diejenigen Fehler, bei denen zwar eine natürliche Verknüpfung beiderlei Geschlechter vorkommt, aber eine solche, welche dem Hauptzwecke Gottes bei dieser Einrichtung zuwider ist.

Geschmack wird theils physisch, philosophisch, körperlich oder organisch, theils geistig oder intellectual, ästhetisch genommen. In physischer Bedeutung ist er das Vermögen, durch die Zunge gewisse Eigenschaften und Beschaffenheiten der Dinge wahrzunehmen. Der Geschmacksinn hängt mit der Ernährung und dadurch mit dem ganzen animalischen Leben innig zusammen. Die Eigenschaften und Beschaffenheiten der Körper, welche wir durch diesen Sinn wahrnehmen, sind das Scharfe, Saure, Salzige, Süße u. s. w., und die dadurch erweckten Empfindungen sind die des Angenehmen und Unangenehmen, die aber nach der verschiedenen individuellen Empfänglichkeit nicht nur bei verschiedenen Individuen, sondern auch bei dem nämlichen Individuum zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden sind; daher auch der bekannte Satz: de gustibus non est disputandum (über Geschmacksachen ist nicht zu streiten).

Da nun die Erkenntniß des Schönen mit einem eigenen Genusse, jedoch von edler und geistiger Art, verbunden ist, so legt man auch dem Schönheitssinne den Namen eines genießenden Sinnes bei und nennt ihn Geschmack. Es ist aber dieß der Geschmack ohne Beinamen, der weder mit dem Zeit-, noch Mode- noch Nationalgeschmack verwechselt werden darf. Dieser hängt von zufälligen Verhältnissen und Bedingungen ab, und ist darum bei verschiedenen Menschen und zu verschiedenen Zeiten verschieden; jener ist in der Vernunft gegründet und darum über allen Wechsel erhaben.

Insofern der Geschmack in der Vernunft gegründet, diese aber ein Eigenthum aller Menschen ist, kann derselbe keinem Menschen abgesprochen werden. Das Wohlgefallen am Schönen, sagt darum Kant, kann jedermann zugemuthet werden, oder die Geschmacksurtheile sind allgemein giltig, aber darum sind sie nicht auch allgemein geltend; denn der Geschmack gehört zu jenen seltenen Blüthen, die sich erst spät aus dem Schooße des menschlichen Geistes entwickeln und nur unter vorzüglicher Begünstigung gedeihen. Die Empfänglichkeit für das Wohlgefallen am Schönen ist darum nicht in jedem Menschen in gleichem Maße vorhanden; und es gilt von derselben, was Aristoteles von der Tugend sagt, daß sie in der goldenen Mitte zwischen zwei Extremen besteht, dem Zuviel und dem Zuwenig. Der, welchem der Himmel die Empfänglichkeit für das Wohlgefallen am Schönen im gehörigen Maße verliehen hat, wird das wahrhaft Schöne mit völliger Hingebung auffassen, und dann mit ästhetischem Wohlgefallen oft bis zur Entzückung erfüllt werden. Das Uebermaß, das Zuviel dieser Empfänglichkeit, besteht in übertriebener Sentimentalität, Empfindelei, und das Zuwenig in Stumpfheit des Gefühls, von welchem der Engländer ein Beispiel lieferte, von welchem Winkelmann erzählt, daß er kein Zeichen des Lebens gab, während er ihm im Wagen eine Rede über die Schönheit des Apollo von Belvedere und über andere Statuen erster Klasse hielt.

Es gehört zu dem Charakteristischen des Geschmackes, daß derselbe, gleich dem moralischen Sinne, nicht sowohl durch Regeln, als vielmehr durch Uebungen im reinen Genusse schöner und erhabener Natur- und Kunstprodukte — gebildet werde. Was nämlich auf einer natürlichen Anlage beruht, hat seine Regel schon in sich selbst und bedarf sie nicht erst von außen zu empfangen; aber jede Anlage muß erst geweckt, und nur durch Uebung kann sie zur Kraft, zur Fertigkeit gesteigert werden.

Wie indessen der moralische Sinn eine schiefe Richtung erhalten und gar unterdrückt werden kann, so auch der Geschmack (Schönheitssinn) durch fehlerhafte Erziehung, durch Vorurtheile des Ansehens und der Mode, durch blinde Eingenommenheit, durch Sektengeist, durch Hang zum Sonderbaren, durch ausschweifenden Luxus, durch Verarmung, durch drückenden Despotismus u. s w.

Die Vollkommenheiten des Geschmackes bestehen in Richtigkeit, Feinheit und Vielseitigkeit. Der richtige Geschmack erkennt nur das eigentlich Schöne als solches; der feine erkennt mit dem Offenbaren und Hervorstechenden zugleich auch das Geheimere und Verborgnere, und entdeckt neben dem Hervorschimmernden auch die kleinen Fehler. Dem richtigen und feinen Geschmacke ist entgegengesetzt der

falsche und derbe, welcher Schönheit nur in dem findet, was die Sinne auf eine starke Art reizt. Vielseitigkeit beweiset der Geschmack, wenn er sich über jede Art des Schönen im Gebiete der Natur und Kunst erstreckt. Wenn der Geschmack sich nur auf gewisse bestimmte Kunstwerke, oder auf gewisse Kunstforderungen erstreckt, so heißt er einseitig. Nach Lessing's Behauptung hat man eigentlich keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat.

Geschmackskritik — Geschmackslehre s. Aesthetik.

Gesellschaft im weiteren Sinne nennt man jede für kürzere oder längere Zeit bestimmte Vereinigung von Menschen zu irgend einem durch gemeinsame Thätigkeit zu erreichenden Zwecke. Das Streben nach einer solchen Vereinigung gründet sich aber zunächst auf einen in der Menschennatur gegründeten Trieb, in Verbindung mit seines gleichen zu leben, den man daher Geselligkeitstrieb nennt. Dieser Trieb findet sich aber nicht blos bei den Menschen, sondern auch bei vielen Thiergattungen, die man daher auch vorzugsweise gesellige Thiere nennt, indem sie in Heerden und Haufen zusammenleben. Aber von einer Gesellschaft kann unter Thieren keine Rede seyn. Denn zu einer Gesellschaft wird vor Allem gefordert ein Zusammenleben zu einem durch gemeinsame Thätigkeit zu erreichenden Zwecke. Die Thiere werden aber durch Instincte dazu gebracht, alles zu verrichten, was ihr Beisammenleben befördert und erhält. Der Mensch hingegen gelangt erst zu einer fortdauernden Verbindung mit andern Menschen, und durch eine von seinem Willen abhängige Wechselwirkung, in die er mit denselben tritt, zu dem die Entwickelung der Anlagen in seiner Natur befördernden Daseyn. Zwar ist in ihm auch ein Trieb da, der zu jener Verbindung führt. Allein dieser Trieb schließt nicht schon eine bestimmte Anweisung auf dasjenige in sich, was er zu thun und zu lassen hat, damit die Verbindung befördert, erhalten und mit denjenigen Einrichtungen versehen werde, welche dem Leben in ihr einen wohlthätigen Einfluß auf die Ausbildung der menschlichen Anlagen verschaffen. Dem aufgestellten Begriffe gemäß gibt es so viele Arten von Gesellschaften, als es Zwecke gibt, zu welchen sich Menschen vereinigen können. Die gewöhnlichen sogenannten Gesellschaften haben blos den unbestimmten Zweck einer gegenseitigen Unterhaltung durch flüchtiges Beisammenseyn, Gespräch, Spiel u. s. w. Bestimmtere und höhere Zwecke haben die häusliche, die bürgerliche, die religiöse Gesellschaft. Außer diesen Hauptarten der Gesellschaft gibt es noch eine Menge von geselligen Verbindungen, die sich auf allerlei Zwecke beziehen, als Kunst-, gelehrte, Handelsgesellschaften u. dgl.

Da jede Gesellschaft in rechtlicher Bedeutung einen bestimmten Zweck hat, der durch gemeinsame Thätigkeit realisirt werden soll, so beziehen sich darauf gewisse besondere Rechte und Pflichten, die man Gesellschafts-Rechte und Pflichten nennt. Darum ist der vernunftgemäße Ursprung einer solchen Gesellschaft immer in einem Vertrage zu suchen, es mag derselbe ein ausdrücklicher oder ein stillschweigender seyn. Vereine, wie Banditen, Räuber, Kuppler und Gaunervereine können zwar äußerlich die Form der Gesellschaftlichkeit haben, aber nie wahre Gesellschaften seyn, weil ihrem Wesen, das rechtliche Lebensprinzip derselben, die Idee des Vertrags mangelt.

Gesetz ist überhaupt eine allgemeine Regel, nach welcher die Wirksamkeit gewisser Kräfte so bestimmt wird, daß durch sie etwas geschehen muß oder soll. Man unterscheidet daher Natur- oder Nothwendigkeits-Gesetze und Willens- oder Freiheits-Gesetze. In Beziehung auf die Freiheitsgesetze unterscheidet man aber wieder zwischen Rechtsgesetzen und Tugend- oder Sittlichkeitsgesetzen, je nachdem sie entweder blos die äußern oder auch die innern, von der Gesinnung oder Triebfeder abhängige Einstimmung menschlicher Bestrebungen und Handlungen bestimmen. Ein Gesetz, welches aus der Willkühr eines Gesetzgebers hervorgeht, nennt man ein positives Gesetz, und ein positives Gesetz, welches sich auf die Vollkommenheit und Wohlfahrt einer ganzen bürgerlichen Gesellschaft bezieht, heißt ein bürgerliches Gesetz; ein Gesetz aber, welches Gott durch Vernunft und Schrift hat bekannt werden lassen, nennt man im engern Sinne ein göttliches Gesetz.

Gesetzgeber, Gesetzgebende Gewalt. Die Quelle aller Gesetze ist

die Gesetzgebung, welche daher eben so verschieden ist, als die Gesetze selbst, welche gegeben sind oder gegeben werden. Der wichtigste dieser Unterschiede ist aber der Unterschied zwischen innerer und äußerer Gesetzgebung. Die innere Gesetzgebung ist die der Vernunft, die sich in jedem Menschen durch das Gewissen bald mehr bald weniger klar und vernehmlich ankündigt. Sie wissenschaftlich zu begründen und zu entwickeln ist eine Hauptaufgabe der Philosophie. Die äußere Gesetzgebung ist die des Staats oder jeder andern Gesellschaft, welche das Verhalten ihrer Glieder gesetzlich zu bestimmen sucht. Da die Gesetzgebung des Staats die umfassendste und wirksamste ist, so läßt sich, was von dieser gilt, mutatis mutandis auch auf andere Arten der äußern Gesetzgebung übertragen. Das höchste Princip jeder vernünftigen äußern Gesetzgebung ist aber der allgemeine Grundsatz: Die äußere Gesetzgebung darf nichts bestimmen, was der innern geradezu entgegen wäre, indem diese die nothwendige Norm von jener ist.

Die Verbindlichkeit gegen das Gesetz schließt die Nothwendigkeit in sich, daß die Gesetze allgemein bekannt gemacht seyen. Die Gesetze, sagt Hegel (Grundlinien der Philosophie des Rechts) so hoch aufhängen, wie Dionysius der Tyrann that, daß sie kein Bürger lesen konnte, — oder sie in den weitläufigen Apparat von gelehrten Büchern, Sammlungen, von Decisionen abweichender Urtheile und Meinungen, — Gewohnheiten u. s. w., und noch dazu in einer fremden Sprache vergraben, so daß die Kenntniß des geltenden Rechts nur denen zugänglich ist, die sich gelehrt darauf legen, — ist ein und dasselbe Unrecht.

Für das öffentliche Gesetzbuch sind einer Seits einfache allgemeine Bestimmungen zu fordern, anderer Seits führt die Natur des endlichen Stoffs auf endlose Fortbestimmung. Der Umfang der Gesetze soll einer Seits ein fertiges geschlossenes Ganze seyn, anderer Seits ist das fortgehende Bedürfniß neuer gesetzlicher Bestimmungen. Da diese Antinomie aber in die Specialisirung der allgemeinen Grundsätze fällt, welche fest stehen bleiben, so bleibt dadurch das Recht an ein fertiges Gesetzbuch ungeschmälert, so wie daran, daß diese allgemeinen einfachen Grundsätze für sich, unterschieden von ihrer Specialisirung, faßlich und aufstellbar sind.

Eine Hauptquelle der Verwickelung der Gesetzgebung ist zwar, wenn in die ursprünglichen, ein Unrecht enthaltenden, somit blos historischen Institutionen mit der Zeit das Vernünftige, an und für sich Rechtliche eindringt. Aber es ist wesentlich einzusehen, daß die Natur des endlichen Stoffes selbst es mit sich bringt, daß an ihm die Anwendung auch der an und für sich vernünftigen, der in sich allgemeinen Bestimmungen, auf den Prozeß in's Unendliche führt. — An ein Gesetzbuch die Vollendung zu fordern, daß es ein absolut fertiges, keiner weitern Fortbestimmung fähiges seyn soll, — und aus dem Grunde, weil es nicht so vollendet werden könne, es nicht zu etwas sogenannten Unvollkommenen, d. h. nicht zur Wirklichkeit kommen zu lassen, beruht beides auf der Mißkennung der Natur endlicher Gegenstände, wie das Privatrecht ist, als in denen die sogenannte Vollkommenheit das Perenniren der Annäherung ist, und auf der Mißkennung des Unterschiedes des Vernunft-Allgemeinen und des Verstandes-Allgemeinen und dessen Anwenden auf den in's Unendliche gehenden Stoff der Endlichkeit und Einzelnheit. — Le plus grand ennemi du Bien c'est le Meilleur, — ist der Ausdruck des wahrhaften gesunden Menschenverstandes gegen den eitlen raisonnirenden und reflektirenden. Von den vielen Schriften, welche die größten Denker über die Gesetzgebung herausgegeben haben, will ich hier nur folgende anführen. **Platonis libb. XII. de legibus.** In dessen Werken, auch besonders herausgegeben v. Ast. Leipzig 1814. 2 Bde. — **Ciceronis libb. de legibus.** Besonders herausgeg. von Görenz. Leipzig 1809. Deutsch mit einer krit. Einleitung und historisch-philosophischen Anmerkungen von Hülsemann. Leipzig 1802. — **Montesquieu de l'esprit des loix.** Amsterdam 1759. 4 Bde. 12. London 1768. 3 Bde. Deutsch von Hauswald. Görlitz 1804. 3 Bde. 8. Frhr. v. Creuz, der wahre Geist des Gesetzes. London 1766. — **Linguet theorie des loix civiles ou principes fundamentaux de la societé.** 1767. 2 Bde. 12. **Filangieri, la scienza della legislazione.** Neapel

1783—6. 9 Bde. 8. Deutsch von Link. Ansbach 1784—93. 8 Bde. **Grippa** riflessioni critiche darüber, welche auch den Titel führen: la scienza della legislazione vindicata. Neapel 1785. 8. — **Carmigniani** saggio sulla storia delle leggi civile. Florenz 1794. — **Bergk's** Theorie der Gesetzgebung. Meißen 1802. **Beck's** Grundsätze der Gesetzgebung. Leipz. 1806. 8. — **Zachariä's** Wissenschaft der Gesetzgebung. Leipzig 1806. 8. — **Schlossers** Briefe über die Gesetzgebung. Frankfurt a. M. 1789. Nebst noch 5 Briefen als Anhang. — **Tieftrunk** über Staatskunst und Gesetzgebung. Berlin 1791. 8. — **Hippel** über Gesetzgebung und Staatenwohl. Berlin 1804. — **Weise's** systematischer Entwurf der ganzen praktischen Gesetzgebung. Mannheim 1804. — **Gerstäcker's** System der innern Staatsverwaltung und der Gesetzpolitik. Leipzig 1818—20. 3 Abtheil. 8. (Ein in Bezug auf Philosophie der Gesetzgebung vorzüglich wichtiges Werk). — **Dunker's** Standpunkte für die Philosophie und Kritik der Ordnung und Gesetzgebung. Berlin 1829. — **Charl Comte** traité de legislation ou exposition des loix generales suivant lesquelles les peuples prosperent, deperissent ou restent stationaires. Paris 1827. 4 Bde. — Legislation civile, criminale et commerciale, pr. Mr. le Baron **Locré**. Paris 1827. 3 Bde. 8. — Traité des principes generaux du droit et de la legislation. Par **Joseph Rey**. Paris 1828. — Histoire de la legislation Par Marq. **Pastoret**. Paris 1818—28. 9 Bde. (Ein ganz vorzügliches Werk sagt Krug). v. **Bonald**, Urgesetzgebung. Aus dem Französischen. Mainz 1825. 8.

Gesicht ist der Sinn für das Licht und dessen Modificationen, die Farben, und somit für die Gestalt und das Lagenverhältniß der Körper, die wir durch die Verschiedenheit ihrer Beleuchtung unterscheiden.

Wie wir durch irgend ein optisches Instrument, dessen Wirkung auf Strahlenbrechung durch Linsen beruht, nur Gegenstände, die in einer gewissen Entfernung liegen, genau und klar erkennen, so gibt es auch für jedes Auge eine bestimmte Entfernung, in welcher es am deutlichsten sieht, und man bezeichnet diese mit dem Namen der **mittleren Sehweite**. Unser Auge ist jedoch nicht streng daran gebunden, sondern kann, wenn es überhaupt gut ist, nahe und ferne Gegenstände mit gleicher Schärfe auffassen, es vermag sich für eine größere oder geringere Entfernung zu fügen, besitzt ein sogenanntes **Accodomodationsvermögen**. Die mittlere Sehweite beträgt bei einem gut organisirten Augapfel ungefähr zehn Zoll, bis zu welcher Entfernung wir daher auch unwillkürlich unser Auge einem genau zu betrachtenden Gegenstande zu nähern pflegen. Indessen finden sich ungemein häufig Abweichungen von dieser normalen Sehweite; manche Augen sehen nahe und kleine Gegenstände sehr scharf, entfernte hingegen undeutlich, während bei andern das Gegentheil stattfindet; die erstere Abweichung bildet die **Kurzsichtigkeit**, die letztere die **Weitsichtigkeit**; beiden liegt hauptsächlich zu große oder zu geringe Wölbung der lichtbrechenden Theile des Auges zu Grunde, weßhalb junge Leute, bei denen der Augapfel mehr von Blut und wässeriger Flüssigkeit gespannt und prall ist, häufiger an Kurzsichtigkeit, alte dagegen, bei denen diese Spannung verloren gegangen ist, in der Regel an Weitsichtigkeit leiden. Dr. C. Fr. **Burdach**, **Anthropologie**. 2. Aufl. Stuttgart 1847.

Zuweilen steht Gesicht für **Antlitz** (facies, vultus) und für **innere Erscheinung**, wenn diese wegen ihrer Lebhaftigkeit für eine **äußere** genommen und daher auch eine **Vision** genannt wird. In dieser Bedeutung sagt man auch in der Mehrzahl **Gesicht**, in jener aber **Gesichter**.

Gesinnung ist die dem Handeln eines Menschen zu Grunde liegende Denkart, so daß Wollen und Denken nicht blos in vorübergehenden Gedanken, sondern in bestimmten, die Zwecke des Handelns und den Werth unserer Handlungen in Beziehung auf unsere Bestimmung betreffenden Ueberzeugungen sich auf's innigste durchdringen. Man braucht daher auch Gesinnung oft für Denkart, und beurtheilt die Güte oder Schlechtigkeit der Gesinnung nach der Güte oder Schlechtigkeit der Bestimmungsgründe des Willens.

Gesittet bezeichnet die gute Beschaffenheit des äußern Betragens, und wird also

von demjenigen gesagt, der in seinem Aeußern Alles vermeidet, was seiner Natur nach ekelhaft, beleidigend und unanständig ist (Eberhard).

Gespenster sind Erzeugnisse einer abergläubischen Phantasie. Bald sind es Seelen der Verstorbenen, bald böse Geister, bald andere geistige Wesen, die unter tausendfacher Gestalt, die ihnen der Aberglaube andichtet, unsichtbar, wie die Kobolde, oder in Schatten- und Scheinkörpern den Menschen erscheinen, sie erschrecken, verführen oder sonst ihnen schädlich zu werden suchen (Meineke).

Geständniß ist eine Erklärung, durch welche Jemand etwas in Beziehung auf sich selbst aussagt, was ihm in irgend einer Hinsicht nachtheilig seyn könnte, und wovon er daher Ursache zu haben glaubt, zu wünschen, daß es nicht bekannt werde, es also ungern bekannt macht.

Gesundheit ist derjenige Zustand, in welchem der freieste und ungestörteste Gebrauch der Kräfte des Geistes und Körpers möglich ist, oder ist die Integrität, Unverletztheit, naturgemäße Wirksamkeit unserer Seele und unsers Körpers mit seinen Theilen. Die pflichtmäßige Sorge für unsere Gesundheit besteht demnach in dem Bestreben, Alles zu thun und anzuwenden, was die Verbindung unsres Geistes mit seinem Körper verlängern, und den letzteren bei einer Verfassung schützen kann, in welcher ein freier Gebrauch aller unsrer Kräfte, soweit es nach den allgemeinen Gesetzen der Natur angeht, stattfinden kann. (Reinhard.)

Geulinx Arnold, geb. zu Antwerpen 1625, gest. 1664 oder 1669, entwickelte aus den Grundsätzen des Cartesius das System der gelegentlichen Ursachen (systema causarum occasionalium, Occasionalismus), nach welchem Gott der eigentliche Urheber der Bewegungen der Seelen und Körper ist, diese aber nur Veranlassung dazu geben. Diese Ansicht wurde dann von B. Becker, Volder, Malebranche und Spinoza weiter ausgebildet. Er stellte auch eine reinere Sittenlehre auf, und setzte das Wesen der Tugend in reine Liebe zur praktischen lebendigen Vernunft, oder in den Gehorsam gegen Gott und Vernunft aus Achtung gegen die Vernunft, welche sich in dem Aufmerken, Gehorchen, in der strengen Befolgung ihrer Vorschriften, und in der Nichtachtung alles Uebrigen äußere. Doch blieben seine oft überraschenden, treffenden Ansichten in der Ethik ohne großen Einfluß, weil sie nicht sorgfältig genug begründet, mit dem System des Occasionalismus verwebt waren und zuletzt mit einer blinden Unterwerfung unter Gottes Willkühr endeten, welche der Selbstthätigkeit der Vernunft allen Wirkungskreis entzieht.

Gewalt ist eigentlich eine in der Art waltende und wirkende Kraft, daß sie sich andern Kräften als überlegen zeigt, also eine Uebermacht. Jemanden Gewalt anthun heißt daher, ihn durch Uebermacht in seinem Rechte verletzen.

Gewerbe heißt gewöhnlich jede Beschäftigung, durch welche etwas als Eigenthum erworben werden kann, besonders der Umfang derjenigen Arbeiten, durch deren Verrichtung der Mensch sich seinen Unterhalt verschaffen will. Zur genauern Bestimmung des Begriffs und Wesens der Gewerbe führe ich hier zunächst an, was Friedr. Julius Stahl in seiner Philosophie des Rechts Bd. II. Abthlg. 1. darüber ausspricht.

„In den Gewerben," sagt er, „formt der Mensch die Stoffe für seinen Gebrauch, er theilt ihnen dadurch seinen eigenen Sinn und Gedanken mit, sie werden das Abbild seines eigenen innern Wesens. Es entspricht dieß unter den persönlichen Verhältnissen der Zeugung und Erziehung. Und wie die Familie die Kinder entläßt, auf daß sie sodann als große Masse das Reich des Staates bilden, so geht die Menge der Produkte aus den Werkstätten hervor, um das Reich des Handels zu bilden. Hier ist daher die Tugend nicht Liebe zum Stoff, sondern Liebe zum Werk: Fleiß, Nachdenken, Steigerung, Geschicklichkeit (Industrie); und die Aufgabe ist einerseits Entfaltung, Reichthum, Trefflichkeit der Production, andererseits, nach der Natur aller Vermögensthätigkeit, Versorgung des Arbeiters und der Gemeinschaft — der Absatz. Die Trefflichkeit der Arbeit zu fördern besteht die Einrichtung bestimmter Lehrzeit, die Proben, und so die Stufen der Lehrlinge, Gesellen, Meister; als besondere Anfeuerung zur Steigerung des Gewerbes mittelst Erfindungen, die Privilegien und Monopole. So bildet sich ein besonderes

Gewerbsrecht. Der Reichthum der Production wird ferner gefördert durch die Theilung der Arbeit, durch sie geht aber nothwendig auf der andern Seite die Harmonie, die Schönheit der Arbeit verloren, welche nur dann besteht, wenn sie aus dem bildenden Sinn Eines Meisters hervorkommt. Der Grundsatz der Theilung der Arbeit soll daher nur bis zu einer gewissen Grenze befolgt werden, nur bis dahin, wo nicht Einheit der Production für die Trefflichkeit des Werkes gefordert wird. — Endlich der Absatz kann nur gesichert werden durch eine allgemeine Fürsorge und Aufsicht, daß die Betreibenden an jedem Orte im rechten Verhältniß sich finden, in der beschränkten Zulassung zum Gewerbe. Diese Fürsorge ist zunächst Sache der Genossenschaft, dann der Stadtgemeinde, erst in höchster Instanz der Staatsregierung.

Die wichtigste Frage, welche in unserer Zeit über Einrichtung des Gewerbes herrscht, ist die Gewerbfreiheit. Das Gewerbwesen hat eine doppelte Seite. Es besteht in Production, in schaffender Thätigkeit und fordert insofern Freiheit. Es ist aber nicht auf bloße Production berechnet, wie Wissenschaft und Kunst, sondern auf Absatz und Ernährung, es hat eben dadurch eine locale Grundlage, und fordert Gebundenheit nach den räumlichen, örtlichen Bedingungen. Es ergibt sich hieraus, daß weder ein völliges Binden noch ein völliges Freigeben der Gewerbe das Rechte sey. Es muß vielmehr nach diesen beiden Rücksichten bei jeder bestimmten Art des Gewerbes, und den Umständen, in denen es besteht, die Einrichtung getroffen werden. Hierüber sind bereits richtige Grundsätze ermittelt worden. Zu Gewerben, die gar nicht auf Production, sondern blos auf Absatz berechnet sind, muß der Zutritt am meisten beschränkt seyn (z. B. Wirthshäuser, Zuckerbäcker), niedrigere Gewerbe; bei denen es nicht auf Erfindung und Steigerung ankommt, müssen weniger, die höhern, der Kunst sich mehr nähernden Gewerbe müssen mehr der Concurrenz offen stehen. Gewerbe, die sich in ihrem Absatz weniger auf den Ort bebeschränken, müssen freier seyn in demselben Grade bis zur völligen Freiheit der Fabrik- und Großhandelsetablissements. In kleineren Orten muß die Berechnung auf den Absatz noch strenger eintreten, als in großen. Vorbeugung gegen Collusion der Handwerksgenossen zur Bedrückung der andern Klassen, wodurch sie nach zu theuerem Absatz streben, ist dadurch nirgend ausgeschlossen. In ähnlicher Weise nach den beiden Rücksichten, der Gewerbssteigerung und der Sicherung des Absatzes, muß auch die Frage über Abgrenzung der Gewerbe selbst, und in wie fern Uebergreifen und Verbinden bei ihnen zu gestatten sey, beantwortet werden. Es ist also durchgehends die öffentliche Aufsicht aus Rücksicht auf den Absatz die Grundlage des Gewerbwesens, und erst, wo es dieser Rücksicht weniger bedarf, gebührt der Freiheit des Zutritts und der freien Verbindung und Mischung der Gewerbzweige je mehr und mehr Raum.

Die herrschende Lehre von der Gewerbfreiheit hebt nur den einen Gesichtspunkt hervor, die Production und die Sorge des Producirenden für sich selbst; sie übersieht den andern, die Nothwendigkeit des Absatzes und die gemeinsame Sorge Aller für Alle. Daß ein angehender Gewerbsmann seine natürliche Macht benütze, mit geringem Nutzen für sich dem ganzen Stande bleibenden Nachtheil zuzufügen, ist ihr keine Sache des Anstoßes. — Es wird bei solcher Freiheit die Production nicht etwa durch Anfeuerung verbessert, denn es ist der Reiz des Absatzes mehr für schnelle und wohlfeile, also scheinbare, also für solide Production. Es geht der Gewerbstand zu Grunde; denn wenn gleich der Unsolide, der, Alles unter dem Preis losschlagend, für den Anfang sich Kundschaft verschafft, sie nachher wieder verliert, so ist doch der Schaden, welchen diese kurze Periode dem Soliden zufügt, unwiederbringlich, so gehen denn beide daran zu Grunde. Im Geistigen sind viele Wohnungen, und der Eine verdrängt den Andern nicht. Im Materiellen aber ist Alles in Raum und Zahl beschränkt, und die darin sind, müssen darin geschützt werden. Es ist das Natürliche, daß der Familienvater auf seinen Erwerb rechnen könne, ohne das ist es ein jammervolles und entsittlichendes Daseyn für Alle. Der Landmann hat sein gesichertes Einkommen durch den Boden, der Staatsbeamte durch die Besoldung. Vom Handwerk hieß es sonst, daß es einen goldenen Boden habe; das aber hört auf mit solcher Gewerbfreiheit. Auch das Publikum kann unmöglich bei solchem Hergang gewinnen. Denn theils ist das Publikum selbst zum großen Theil der Gewerbsklasse angehörig, und Wohl-

stand der Gewerbsklasse wäre Wohlstand eines großen Theils des Publikums. Dann aber ist der Nutzen der Käufer nur scheinbar, indem sie an Güte einbüßen, was sie an Preis gewinnen. Sieht man endlich aber auf die große und nachhaltige Wirkung, welche diese Gewerbfreiheit auf die öffentliche Sittlichkeit hat, so stellt sich ihre Verderblichkeit am entschiedensten heraus. Denn sie bewirkt nothwendig einen steten Wechsel des Vermögensstandes unter den Menschen, mit ihm eine beständige ängstliche Spannung, sein Auskommen nicht zu verlieren und ein leidenschaftlich übermäßiges Anstreben über die Andern hinaus. Die Impulse eines geordneten Gewerbwesens, das zwischen Freiheit und Schranke das rechte Maß hält, gegen die natürlichen Versuchungen, nämlich die Anreizung zur Sorgfalt, daß nicht träge Sicherheit eintrete und zum Eifer, das Gewerb und sein Auskommen zu verbessern, werden hier auf's äußerste zu ihrem entgegengesetzten Ende getrieben, und der Gewerbstand muß durch diese Leidenschaften — Angst um Auskommen und übermäßige Begierde — sittlich noch weit mehr verderben, als selbst durch Stockung und Trägheit. Mit ihnen geht nothwendig die Zuverlässigkeit des Charakters, die Bürgertugend zu Grunde, sie sind ganz gegen die göttliche Stille, die im öffentlichen Leben herrschen soll. — Das Publikum aber wird verdorben, indem der Reiz nach Genüssen, die Masse der Bedürfnisse durch die scheinbare Wohlfeilheit der Befriedigung stets gesteigert wird, und dennoch dieselbe nicht so wohlfeil ist, als sie scheint."

Gewinn nennt man Vortheile, die man theils durch seine Bemühungen, theils durch glücklichen Zufall erreicht.

Gewinnsucht ist die leidenschaftliche Begierde, Sachen in seinen Besitz zu bringen und sie zu den seinigen zu machen (Maaß). Cannabich nennt Gewinnsucht die starke, unsere Seele gleichsam beherrschende Begierde, sich immer größere Vortheile selbst aus geringern und unbedeutenden Dingen zu verschaffen. In einem engern Sinne nennt Ammon Gewinnsucht die Verkehrtheit des Willens, welche das Spiel aus Eigennutz in einen Gegenstand des Erwerbes verwandelt.

Gewiß ist das, wovon man sich klar bewußt ist, daß es so sey, wie man es sich vorstellt (Eberhard). Meinecke erklärt diesem entsprechend: Gewiß ist für die Erkenntniß des Menschen das, wovon die Annahme des Gegentheils unmöglich wäre.

Gewissen nennen wir, wie de Wette sagt, theils das Bewußtseyn der sittlichen Gesetze, theils den inneren Richter selbst, welcher das Urtheil über uns ausspricht, theils das Bewußtseyn des ausgesprochenen Urtheils. Gewissen ist so viel als sittliches Selbstbewußtseyn, und bezeichnet in der Sprache alles dasjenige, was in diesem Selbstbewußtseyn vorgeht. — Nüßlein (in seinen Grundlinien der Ethik, Augsburg 1829) erklärt sich über das Gewissen auf folgende Weise: „Die Vernunft, erkennend und richtend im Reiche der Sittlichkeit, führt in Beziehung auf unsere eigenen Handlungen den Namen Gewissen. Das Gewissen darf nicht, wie es häufig geschieht, mit dem moralischen Gefühle verwechselt werden. Das Gewissen ist Erkenntniß und Urtheil, und nicht Gefühl. Es richtet über die Sittlichkeit der Handlung, das moralische Gefühl aber schließt sich dem richterlichen Ausspruche an und lohnt mit Beifall oder straft mit Tadel. Dem Gewissen, könnte man sagen, kommt die oberrichterliche, dem moralischen Gefühle die vollziehende Gewalt zu. — Da das Gewissen die Vernunft selber ist, erkennend und richtend im Reiche der Freiheit, so ist das Gewissen keine Folge der Erziehung, Gewohnheit u. s. w., sondern etwas Ursprüngliches, Angebornes. Es ist aber, wie jede andere Geisteskraft, anfänglich nur in der Anlage da, und muß gleich jeder Anlage erst angeregt und entwickelt werden, wozu es der Uebung bedarf.

Was aber auf einer natürlichen Anlage beruht, kann auf einige Zeit unterdrückt werden, aber nicht verloren gehen. So kann denn auch das Gewissen nicht verloren gehen. Zwar kann es eingeschläfert werden durch Taubheit des Menschen gegen seine Stimme, durch Sinnenrausch u. s. w. aber nur auf kurze Zeit: es erwacht wieder, und die Furien der Hölle sind in dem Gefolge des erwachenden Gewissens.

Das Gewissen erkennt über Gutes und Böses, aber unabhängig von der Erfahrung und dem Erfolge der Handlung. Das Gewissen entscheidet auch in jedem noch unerfahrnen Falle, und wartet den Erfolg der Handlung nicht ab, um darnach sein Ur-

theil zu bestimmen; es urtheilt sogar über Absicht und Gesinnung. Das Gewissen richtet nach einem ewigen Gesetze, welches nicht aus Belehrung stammt, nicht erworben, sondern angeboren ist.

Darum weiset das Gewissen unverkennbar auf einen höhern Gesetzgeber hin, und ist nur durch seine Beziehung auf ihn begreiflich. Ja, es ist die Stimme Gottes selbst, welche in dem Gewissen zu uns spricht; daher steht auch der Mensch vor dem Richterstuhle seines Gewissens, wie vor einem göttlichen Tribunal. In dem Gewissen wird die hohe Bedeutung der Vernunft und die göttliche Abkunft ihrer Ideen recht offenbar.

Das Gewissen ist entweder gesetzgebend oder richtend. Das gesetzgebende Gewissen geht der Handlung voran, und erkennt das Gute und Böse der zu vollbringenden Handlung. Man nennt es das gesetzgebende Gewissen, weil das, was durch dasselbe als gut erkannt wird, zu thun Pflicht ist. Das richtende Gewissen, welches auf die Handlung folgt, entscheidet über den moralischen Werth oder Unwerth derselben.

Ist das Gewissen in seiner Entscheidung über das Gute und Böse einer Handlung sich der Richtigkeit dieser Entscheidung bewußt, und darum ohne Unruhe und Bedenklichkeit, so heißt es gewiß. Schwankt es aber in seiner Entscheidung, welche von mehreren möglichen Handlungen die rechte sey, so heißt es zweifelhaft.

Man unterscheidet auch ein richtiges und ein irrendes Gewissen, je nachdem das ausgesprochene Urtheil der Wahrheit gemäß oder nicht gemäß ist. Die Möglichkeit eines irrenden Gewissens erklärt sich daraus, daß das Gewissen ursprünglich nur der Anlage nach da ist, und wie jede Anlage erst angeregt und entwickelt werden muß, und darum von äußern Ursachen und Bedingungen abhängig ist. Vorzüglich ist es der Geist der Religion, welcher auf die Entwickelung und Leitung des Gewissens einen entschiedenen Einfluß hat, und dasselbe richtig oder irrig leitet, je nachdem Wahrheit oder Irrthum in diesem Geiste herrscht. Bei irrendem Gewissen folgt der Mensch in seinen moralischen Urtheilen wie in seinen Handlungen meistens falschen Religionsbegriffen.

Die Beantwortung der Frage, ob man auch dem irrenden Gewissen folgen müsse, hängt zunächst davon ab, ob man das irrende Gewissen als solches erkennt oder nicht. Erkennt man es als solches, so hört natürlich mit der Erkenntniß des Irrthums die Verbindlichkeit auf, dem als irrig erkannten Ausspruch zu folgen. Erkennen wir aber das Gewissen, obwohl es irrig ist, nicht als ein irriges, so sind wir verpflichtet, seinen Aussprüchen zu folgen. Denn nach seiner innigsten Ueberzeugung dessen, was in jedem einzelnen Falle gut ist, handeln, heißt gewissenhaft und darum gut handeln. Gegen seine Ueberzeugung dessen, was gut ist, handeln, heißt gewissenlos und darum bös handeln. Jede Handlung gegen das Gewissen ist daher Sünde, auch wenn das Gewissen ein irrendes ist; denn gegen seine Ueberzeugung handeln ist Sünde. Doch kann auch eine Handlung nach dem irrenden Gewissen Sünde seyn, wenn nämlich die Verirrung des Gewissens verschuldet ist, wegen Mangel an Untersuchung und Prüfung.

Das richtende Gewissen ist entweder rechtfertigend oder verdammend, je nachdem es über die Pflichtmäßigkeit oder über die Pflichtwidrigkeit der vollbrachten Handlung entscheidet. Das rechtfertigende Gewissen faßt noch unter sich das ruhige und gute Gewissen; das verdammende das unruhige und böse Gewissen. Das ruhige Gewissen beruht auf der Ueberzeugung, bei Handlungen, die von üblen Folgen sind, diese nicht beabsichtigt zu haben. Ihm steht das unruhige Gewissen gegenüber. Das gute Gewissen besteht in dem Bewußtseyn der sittlichen Güte unserer Handlungsweise; das böse im Bewußtseyn des Gegentheiles. Das gute Gewissen ist der Grund von Ruhe und Heiterkeit der Seele, das böse die Quelle peinlichster Unruhe.

Die Entschiedenheit des Willens, den innern Richter über Recht und Unrecht vor jeder Handlung zu fragen, und seinen Aussprüchen unbedingt zu folgen, ist Gewissenhaftigkeit. Das Gegentheil davon ist Gewissenlosigkeit, welche aber nicht in dem Mangel des Gewissens besteht, sondern in der Gewohnheit, der Stimme seines Gewissens kein Gehör zu geben, keinen Richter über seine Handlungen anzuerkennen als seine Willkühr, wodurch das Gewissen am Ende zum Schweigen gebracht zu seyn scheint, aber auch nur scheint; denn es erwacht nach kurzem Schlummer nur desto fürchterlicher in den sogenann-

ten Gewissensbissen, d. i. in den Vorwürfen, welche man sich über sein Verhalten machen muß, und welche eine Selbstverachtung hervorbringen, die mit den peinlichsten Schmerzen verbunden ist.

Die Gewissenhaftigkeit auch in kleinen und an sich unwichtigen Dingen führt den Namen zartes Gewissen; die Gewissenlosigkeit nennt man aber auch abgestumpftes Gewissen. Hier bleiben die Mahnungen des Gewissens auch in großen und an sich wichtigen Dingen unbeachtet. Verbindet sich das zarte Gewissen mit dem zweifelhaften, so entsteht jener peinliche Seelenzustand, den man Skrupulosität nennt. Dem zarten Gewissen ist verwandt das enge, dem abgestumpften das weite. Jenes macht die herrschende Angst zum vergrößernden Maßstab der Pflicht, hält auch erlaubte Handlungen für Sünde. Dieses hingegen macht die herrschende Neigung zum verkleinernden Maßstab der Pflicht, erweitert den Kreis der erlaubten Handlungen über das gesetzliche Maß."

Gewissenspflicht ist eigentlich jede Pflicht, weil alle Pflichten uns durch das Gewissen aufgelegt werden. In der Rechtslehre aber nennt man Gewissenspflichten, welche auch Tugendpflichten heißen, im Gegensatz zu den Rechtspflichten, diejenigen Verbindlichkeiten, welche nicht, wie die Rechtspflichten erzwingbar sind, sondern deren Erfüllung dem Gewissen eines jeden überlassen bleibt.

Gewohnheit nennt man gewöhnlich eine Handlungsweise, die durch öftere Wiederholung zur Fertigkeit und zum Bedürfnisse geworden ist, oder: ist die durch Wiederholung einer gewissen Thätigkeit der Seele entstandene Neigung, die Thätigkeit auf dieselbe Art und in derselben Folge des dazu Gehörigen auszuüben. (Schulze.)

Carus nennt Gewohnheit eine willkührliche Regel, welche sich ein Subject zu eigen machen kann, und welche, einmal angenommen und wirklich eingeprägt, ein Gegengewicht gegen die Wirkungen der Natur enthält.

Gewöhnlich heißt, was der Gewohnheit gemäß ist, oder was wir gewohnt sind wahrzunehmen, zu denken und zu thun. Was davon abweicht, heißt ungewöhnlich oder außergewöhnlich.

Gilbert oder **Guilbert de la Porrée** (Gilbertus Porretanus) aus Gascogne gebürtig, ein scholastischer Philosoph und Theolog des 12. Jahrhunderts, lehrte zu Paris und starb 1154 als Bischof von Poitiers (daher Pictaviensis). Seine Schrift de sex principiis sollte eigentlich eine Einleitung in die aristotelische Kategorieenlehre seyn, ist aber noch dunkler als diese; gleichwohl gelangte sie zu solchem Ansehen, daß sie sogar von Gennadius in's Griechische übersetzt wurde. Man findet sie in den ältern lateinischen Ausgaben der aristotelischen Werke. Auch schrieb er einen Commentar zum Boethius de trinitate, den man in den Werken des letztern findet, ward aber deßhalb von Bernhard von Clairvaux als Irrlehrer angeklagt und zum Widerrufe genöthigt. Als Philosoph scheint er meist dem Abälard gefolgt zu seyn, jedoch mit größerer Hinneigung zum Realismus.

Glafey Ad. Fr., ein Rechtsphilosoph des vorigen Jahrhunderts, der das Naturrecht auf das Princip der Selbsterhaltung, oder auf eine vernünftige Beurtheilung der Natur und Bestimmung des Menschen zu gründen suchte, und zugleich die Geschichte desselben in einer Schrift bearbeitete, die als Materialien-Sammlung noch jetzt ihre Brauchbarkeit nicht verloren hat. S. dessen Vernunft- und Völkerrecht. Leipzig 1723. 4. und, vollständige Geschichte des Rechts der Vernunft. Verbess. Aufl. Leipzig 1739. 4.

Glanvill Jos., gest. 1680, wollte nur den unbescheidenen Dogmatismus, vorzüglich den Aristotelischen und Cartesianischen durch den Skepticismus bestreiten, und den Dünkelzügeln, um der wahren Philosophie Eingang zu verschaffen. Scharfsinnig sind von ihm die Gründe desselben, in Beziehung auf alle wissenschaftliche Gegenstände und die damaligen Entdeckungen in der Physik insbesondere entwickelt. Vorzüglich merkwürdig ist, was er über die Causalität, mit der Ansicht des Algazel und des spätern Hume übereinstimmend sagt. Wir erkennen, behauptet er, keine Ursache unmittelbar durch Anschauung, sondern nur durch mittelbare Vorstellung, d. i. durch Schlüsse, welche aber trüglich sind.

Glauben, seit Kant wurde das Fürwahrhalten angesehen als das Gemein-

same oder generische aller intelligenten Bewegungen in ihrer Richtung auf die Wahrheit selbst hin, und in dieser Beziehung ist das Fürwahrhalten: 1) das Meinen, 2) das Glauben, 3) das Wähnen und 4) das Wissen. Alle vier Bewegungen haben jenes mit einander gemeinsam; dieses Fürwahrhalten aber in seiner abstracten Allgemeinheit ist, in dem Meinen, Glauben rc. ein Besonderes, und so entsteht die Frage: wodurch und wie ist das allgemeine Fürwahrhalten jenes vierfache? Kant hat den Unterschied und woher er komme angedeutet; seine Schule hat sich bemüht, ihn zu entwickeln und das Kantische Glauben geltend zu machen; so namentlich Fries, besonders in der Abhandlung über Glauben, Meinen und Wissen. Was für wahr gehalten wird, heißt mit einem Wort Objectiv, und die im Object enthaltenen Gründe, aus denen es für wahr gehalten wird, sind die objectiven Gründe. Das für wahr Haltende heißt Subject, und die in ihm gegebenen und aus ihm selbst von ihm hergenommenen Gründe des Fürwahrhaltens heißen subjective Gründe. Mittelst dieser Distinction ergeben sich nun für die Unterscheidung von Meinen, Glauben, Wähnen, Wissen im Sinne der kritischen Philosophie folgende Definitionen:

1) Das Meinen ist ein Fürwahrhalten aus objectiv und subjectiv unzureichenden Gründen. Es kann z. B. für wahr gehalten werden, daß auch auf andern Planeten ein intelligentes vernünftiges Leben waltet, und es lassen sich dafür sowohl objective als subjective Gründe anführen, aber zureichend sind weder die einen noch die andern, es ist blos der Schluß aus der Analogie; das Fürwahrhalten aus diesen unzureichenden Gründen ist eine Hypothese; es kann gelten, aber auch nicht gelten.

2) Das Glauben ist ein Fürwahrhalten aus objectiv zwar unzureichenden, subjectiv aber zureichenden Gründen. Von der Meinung, so lieb sie ihm geworden ist, kann der Mensch ablassen, denn er hat gar keine zureichende Gründe des Fürwahrhaltens; vom Glauben, wenn derselbe einmal subjectiv zureichend begründet ist, kann er nicht ablassen. So glaubt der Mensch an die Freiheit seines Willens und an die Unsterblichkeit seiner Seele.

3) Das Wissen ist ein Fürwahrhalten aus objectiv und subjectiv zureichenden Gründen. Das Glauben hat daher, so zu sagen, wenigstens Einen Fuß im Wissen, da es ein Fürwahrhalten aus wenigstens subjectiv zureichenden Gründen ist, das Meinen aber gar keinen. Was gewußt wird, ist für wahr gehalten einerseits aus den Gründen, die sich in ihm, wie es gewußt wird, darbieten, andererseits aus den Bedingungen für das Wissen, wie diese die wesentlichen Elemente des wissenden Subjects selbst sind. Was gewußt wird, ist für wahr gehalten, weil es erfahren wird von dem Wissenden selbst oder von einem Andern; indem es aber erfahren wird, ist es für ihn objectiv vorhanden; je genauer wahrgenommen, je präciser und vollständiger geforscht und das Object erforscht wird, um so vollständiger werden die Gründe des das Object für wahr Haltens.

4) Das Wähnen ist ein Fürwahrhalten, aber aus objectiv und subjectiv unzureichenden Gründen; nicht aber dieß nur, sonst wäre es dasselbe mit der Meinung; sondern es kommt hier noch in Betracht, daß er aus deßhalb unzureichenden Gründen es für wahr hält, weil er gar keine hat, also ein grundloses Fürwahrhalten. Kommen beim Wahne Gründe vor, so sind diese selbst blos gemeinte, gemachte, eingebildete, und auch darin ist der Wahn grundlos.

So wäre, fährt nun Dr. C. Daub (philosophische und theologische Vorlesungen. 2 Bde. Berlin 1839) fort: der Unterschied dieser vier bestimmt und deutlich genug. Er ist daher aus jener Philosophie in's gemeine Bewußtseyn der Menschen eingegangen. Aber

Das Wissen und auch das Glauben machen Anspruch darauf, nicht ein bloßes Fürwahrhalten zu seyn. Wer da glaubt, wenn er sich nicht durch Reflexion Anderer und durch Worte hat irre machen lassen, der spricht: „was ich glaube, das ist wahr," nicht: „das halte ich für wahr;" und vollends der etwas weiß, spricht: es ist wahr; da wollen die genannten Definitionen nicht mehr zureichen. Oder: die Bestimmung des Fürwahrhaltens angehend die dreifache Bewegung ist selbst eine unzureichende Bestimmung. Zu dieser unzureichenden Bestimmung aber ist die kritische Philosophie dadurch gekommen, daß sie, indem sie für die Lösung ihrer Aufgabe: „was kann ich wissen?"

Object und Subject von einander schied, bei diesem Unterschied beharrte, und dort, wo sie der Objectivität ihre Haltung im Subject gab, also insofern von der Objectivität abstrahirte, durch die Subjectivität fixirte und in ihr sich hielt. Alles ist Erscheinung und der Mensch erkennt nicht *ταόντως ὄντα*, sondern nur die Erscheinung; und hieraus, aus dem sich Denken des Subjects mußte jene Bestimmung des Meinens, Glaubens, Wissens, daß es ein Fürwahrhalten sey, kommen. Aber nach Kant wurde durch Schelling und dann von Hegel, wie dort von der Objectivität, so nun von der Subjectivität und deren Anschauungsformen und Kategorien abstrahirt. Zuvor, in der kritischen Philosophie, war die Frage in dem: was kann ich wissen? auch: was ist wahr und aus welchen Gründen kann ich wissen, daß es wahr sey; nun, nach der Abstraction von der Subjectivität war die Frage nicht: was ist wahr, sondern: was ist die Wahrheit? Es galt kein Object mehr, was wahr sey, kein Subject, sondern die Wahrheit. Und damit stellte sich auch der Begriff von Meinen 2c. höher, als durch die kritische Philosophie, und über jenes Fürwahrhalten hinaus.

1) Das Meinen, in der Idee der Wahrheit an sich betrachtet, ist gar kein Fürwahrhalten, sondern ein Wahrscheinen; der ist der Meinende, dem etwas wahr zu seyn scheint, bis er dahin kommt, daß er weiß, es ist wahr oder nicht; dieß Wissen ist dann aber die Wahrheit dessen selbst, was gewußt wird.

2) Was geglaubt wird, ist das Wahre, und hat das Glauben, im Unterschiede von der Meinung in sich die Möglichkeit des Wissens als das Wahrseynkönnen und das Wahrseynwerden. So z. B. wer an eine göttliche Vorsehung glaubt, hält nicht etwa blos für wahr, daß die ewige Gerechtigkeit und Weisheit die Welt regiere, sondern es ist ihm wahr, er glaubt an diese Vorsehung, weil sie die Vorsehung ist. Aber er weiß nicht; die Möglichkeit aber seines Wissens ist in seinem Glauben enthalten. Ich glaube, daß Gott die Welt regiert; ich weiß seine Wege nicht; aber ich habe die Hoffnung, den Glauben, daß diese Wege mir offenbar werden. Und so ist

3) der Gegenstand des Wissens das an und für sich Wahre, nicht die Erscheinung und der Schein; das Wahrseyende und der Inhalt des Wissens ist selbst die Wahrheit, das Wahrseyn. Wie vom Wissen die Wahrheit, so ist von ihm der Glaube unzertrennlich; könnte der Glaube die Möglichkeit des Wissens einbüßen, so wäre er zum bloßen Wahn geworden.

In Beziehung auf den Glauben unterscheidet man verschiedene Arten, von denen vorzüglich drei hervorzuheben sind. Der Gegenstand des Glaubens wie auch des Wissens hat, wie Daub sagt, die Bestimmung des Seyns — was geglaubt wird und gewußt, das ist gegen die Bestimmung des Scheins. Das Seyn nun als diese Bestimmung ist

1) das gewesene, geschehene, und so steht das Seyn in der Vergangenheit;

2) ist es einerseits das gegenwärtige, und geht andererseits auf die Zukunft;

3) ist es unabhängig von der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft als drei verschiedenen Momenten der Zeit.

Der Glaube, dessen Gegenstand das Seyn in der ersten Bestimmung ist, ist der historische, in der zweiten der moralische, in der dritten der Religionsglaube.

1) Der Gegenstand des historischen Glaubens ist jede Begebenheit, die sich wirklich ereignet hat; das an ihr, daß sie sich wirklich zugetragen habe, ist das Wahre, und so ist sie als das Wahre Gegenstand des Glaubens. Wäre der, dem eine vorgebliche Begebenheit kund würde, dessen nicht gewiß, daß sie sich ereignet habe, so glaubt er nicht, sondern kann nur höchstens meinen, und das Aeußerste ist, daß er seine Meinung für einen Glauben ausgibt. Gegenstand des Glaubens aber ist die Begebenheit nur, so fern von ihr berichtet wird; hier tritt also die Autorität des Erzählers ein. Unser Glaube im Historischen ist auf die Zeugen, Augenzeugen, Documente gegründet. Bei diesem Zeugniß aber kommt es auf den sittlichen Charakter der Zeugen an, und geht das historische Glauben auf das moralische; war der Berichterstatter untreu, hinterlistig, wie sollen wir uns auf sein Zeugniß verlassen?

2) Der moralische Glaube. Ist der Gegenstand, dessen der Mensch sich bewußt geworden, ein geschichtlicher, so sind das Glauben und das Wissen, ihn angehend, an

verschiedene Subjecte vertheilt: die einen, welche das erlebt, erfahren haben, was sich ereignet hat, sind die Wissenden; die andern aber, die dessen, was sich in der Vergangenheit begab, nur mittelst der Erinnerung und der davon gegebenen Nachricht bewußt worden sind, sind die Glaubenden. Aber im moralischen Glauben sind es nicht verschiedene Subjecte, von denen das eine das wissende, das andere das glaubende ist; sondern ein und dasselbe Subject.

3) Der **Religionsglaube**. Der Christ in seinem Glauben hat in der Erinnerung — durch die Bibel — das Historische der christlichen Religion, und eben er als der Gläubige hat auch das Sittliche derselben gleicherweise im Bewußtseyn; aber damit, daß er der historisch und moralisch Glaubende ist, ist er noch keineswegs der Christ. Der Religionsglaube nun hat wenigstens Eines mit dem Wissen gemeinsam; nämlich daß das, was geglaubt, wie das, was gewußt wird, das Wahre ist; in Ansehung des Wahren unterscheiden sich religiöses Glauben und Wissen nicht von einander, und wo hier ein Unterschied einträte, da wäre entweder Aberglaube oder Unwissenheit. Aber zwischen dem Wahren und dem Glauben ist der Unterschied ein anderer, als zwischen dem Wahren und dem Wissen. Es ist nicht ein Anderes, was geglaubt, und ein Anderes, was gewußt wird, sondern Ein und Dasselbe; aber dieses Eine und Dasselbe wird anders geglaubt und anders gewußt; — nämlich: als Geglaubtes ist das Wahre ein unbegriffenes; als gewußtes ein begriffenes; das Nichtbegriffen- und das Begriffenseyn macht hier den Unterschied. Dieser bestimmt sich näher so: der Glaube stimmt mit dem Wahren, das geglaubt wird, nur überein; Wissen dagegen und was gewußt wird, sind mehr als übereinstimmend, sind identisch; zwischen Wahrem und Glauben ist ein Consensus, zwischen Wissen und Wahrem eine Identität. Eben weil das Glauben mit der Negation des Begreifens noch behaftet ist, so kann es mit dem Wahren nur übereinstimmen; dagegen das Wissen ist mit dem Wahren durch Begreifen vermittelt, und daher die Identität.

Zu den vorzüglichen, diesen Artikel betreffenden Schriften gehören: **Reeb**, Vernunft gegen Vernunft, oder Rechtfertigung des Glaubens. Frankf. a. M. 1797. — **Weiller's** Ideen zur Geschichte der Entwickelung des religiösen Glaubens. München. 1808. — **Ancillon** über Glauben und Wissen in der Philosophie. Berlin. 1824. — **Krug's** Pisteologie oder Glaube, Aberglaube und Unglaube, sowohl an sich als im Verhältnisse zu Staat und Kirche betrachtet. Leipzig. 1825.

Glaubensnorm ist die Vorschrift oder Regel des Glaubens, die einem Volke oder den Gliedern einer Kirche gegeben wird, damit sich alle daran halten und darnach richten können. Da eine solche Glaubensnorm etwas Positives ist, so ist von selbst klar, daß dieselbe, wenn sie vernünftig seyn soll, sich immer nach Zeit, Ort und der Bildungsstufe der Menschen richten muß.

Glaubenspflicht ist nicht blos die Pflicht, das zu glauben, was man aus überzeugenden Gründen selbst erkennt, sondern sie fordert vielmehr, auch dann zu glauben, wenn andere vernünftige Menschen etwas glauben, und meine Verstandeskraft zu schwach ist, ihre Gründe selbst zu beurtheilen.

Glaubensschwärmer heißen Menschen, die in ihren religiösen Ueberzeugungen sich nicht von der prüfenden Vernunft, sondern blos von der Einbildungskraft, von Gefühlen und Leidenschaften leiten lassen.

Glaubenszwang ist die Forderung, daß ich etwas gegen meine Ueberzeugung nicht blos glauben, sondern bekennen soll, und welche zu diesem Bekenntnisse und also zur Verheimlichung meines Glaubens mich zwingen zu dürfen wähnt. Der Glaubenszwang ist daher eine Beschränkung der Freiheit im Glauben und in Glaubenssachen, und ist entweder positiv, insofern er mich gewaltsamer Weise nöthigt, äußerlich einen Glauben zu bekennen, den ich nicht habe, oder negativ, insofern er mich zwingt, meinen Glauben zu verheimlichen.

Glaubwürdig ist überhaupt etwas, wenn es so beschaffen ist, daß man es vernünftiger Weise für wahr halten kann. Gewöhnlich redet man nun von Glaubwürdigkeit nur in Beziehung auf Zeugnisse aller Art (Aussagen, Berichte, Erzählungen) und legt ihnen Glaubwürdigkeit bei, wenn sie so beschaffen sind, daß man sie für wahr halten

kann, sowohl in objectiver als in subjectiver Hinsicht, d. h. sowohl in Beziehung auf die Thatsache, welche bezeugt wird, als in Beziehung auf die Person, welche das Zeugniß ablegt. In der ersten Beziehung kommt es darauf an, daß die Thatsache selbst so beschaffen ist, daß man sie glauben kann. Ist sie unmöglich, so ist das Zeugniß schlechthin verwerflich. Jedoch muß man dabei eine gewisse Vorsicht beobachten, weil uns manchmal etwas unmöglich scheint, was doch möglich ist. Daher darf man auch bei Wundererzählungen nicht sogleich absprechen, indem wohl etwas an der Sache seyn kann, ohne gerade ein Wunder im strengsten Sinne zu seyn. In der zweiten Hinsicht, nämlich in Hinsicht auf das Zeugniß gebende Subject kommt es zunächst darauf an, ob der Zeuge ein unmittelbarer oder ein mittelbarer (ein Augen- oder ein Ohrenzeuge) ist. Der Erste ist allemal glaubwürdiger als der Mittelbare, weil dieser selbst erst Andern nacherzählt, und, wenn diese Andern nicht bekannt sind, es gar nicht möglich ist, eine gründliche Prüfung seines Zeugnisses anzustellen. Denn es kommt bei dieser Prüfung nicht blos auf die Tüchtigkeit, sondern auch auf die Aufrichtigkeit des Zeugen an, um beurtheilen zu können, ob er die Wahrheit nicht blos sagen konnte, sondern auch wollte. Dieses zu erforschen ist aber unmöglich, wenn diejenigen völlig unbekannt sind, die zuerst etwas als unmittelbare Zeugen berichtet haben. Daher verdienen unbestimmte Gerüchte wenig oder gar keinen Glauben.

Glauko oder **Glaukon** von Athen, ein Schüler des Sokrates, der neun sokratische Dialogen geschrieben haben soll, von denen aber nichts mehr übrig ist.

Gleich (aequale) nennt man, was einerlei ist in Ansehung der Größe. Da aber die Größe nicht blos extensiv sondern auch intensiv ist, so kann man Dinge auch gleich nennen, welche und in wiefern sie einander in Ansehung solcher Eigenschaften gleich sind, die sich unter dem Begriff der intensiven Größe subsumiren lassen, z. B. Gleichheit an Kraft, an Kenntniß, an Fertigkeit ꝛc. Die intensive Größe läßt sich aber nicht so genau bestimmen und abmessen, wie die extensive. Vergleichen wir nun mehrere Dinge mit einander, so werden wir zwar immer Unterschiede zwischen ihnen antreffen; wenn aber diese sehr klein sind, so nennen wir die Dinge doch gleich. Eine absolute Gleichheit aber kann einem Dinge nur in Vergleichung mit ihm selbst beigelegt werden nach dem Grundsatze: Jedes Ding ist sich selbst gleich A=A.

Gleichartig (homogen) heißen Dinge, die von derselben Art oder Gattung sind, indem man hier das Wort Art in der Bedeutung nimmt, daß es ein gewisses Geschlecht der Dinge bezeichnet, und also auch die Gattung einschließt.

Gleichförmig heißen Dinge, insofern sie einerlei Gestalt (Form) haben. Oft wird es auch für gleichbedeutend mit gleichartig gebraucht, weil die Gestalt zum Theil auch die Art bestimmt.

Gleichgeltend ist, was in gewisser Beziehung einem Andern gleich betrachtet oder gebraucht wird. Daraus folgt aber nicht, daß es demselben auch völlig gleich sey oder dieselbe Giltigkeit habe. (Krug).

Gleichgiltigkeit ist der Zustand, wo wir kein klar eingestandenes Interesse, weder Vergnügen noch Mißvergnügen merklich und deutlich empfinden, ohne absoluter Stumpfsinn zu seyn (Carus). Nach verschiedenen Beziehungen unterscheidet man verschiedene Arten der Gleichgiltigkeit gegen Erkenntniß und Wahrheit, gegen das Leben, moralische, religiöse Gleichgiltigkeit. S. die Artikel Adiaphorie und Indifferentismus.

Gleichgewicht (aequilibrium) im physischen Sinne ist der Ruhestand der Körper, hervorgebracht durch gleiche Bewegungskräfte, die gegen einander wirken, wie wenn man in den Schalen einer Wage zwei Körper von gleicher Schwere gegen einander abwiegt. Im logischen Sinne findet ein Gleichgewicht statt, wenn die Gründe für und wider eine Behauptung gleich stark sind. Im politischen Sinne endlich versteht man unter dem Gleichgewichte ein solches Verhältniß der Staaten, vermöge dessen sie ungefähr dieselbe Macht besitzen. Da nun dieses in Ansehung aller Staaten nicht möglich ist, weil ihr Gebiet, ihre Lage, ihre Bildung ꝛc. zu verschieden sind, so bezieht man die Idee des politischen Gleichgewichts nur auf die größeren Staaten, welche dann eben da-

durch den kleineren zum Schutze dienen sollen, daß jene aus Eifersucht gegen einander die Ueberwältigung eines kleineren Staates durch einen größeren nicht zugeben. (Krug).

Gleichheit, persönliche oder **rechtliche** ist nicht eine Gleichheit der Rechte, die einzelnen Menschen zukommen, sondern blos eine Gleichheit des Rechts überhaupt, welches allen Menschen als Personen, d. i. als vernünftigen und freien Wesen ursprünglich zukommt. Darum heißt sie auch die ursprüngliche Gleichheit. Empirisch sind alle Menschen ungleich auf die mannigfaltigste Weise in Hinsicht auf Alter, Geistesanlagen und körperliche Kräfte; noch ungleicher haben uns Erziehung, fehlerhafte Staatseinrichtungen und die vielfachen Verhältnisse des Lebens gemacht. Aber Alle sind mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten geboren; Alle haben die nämlichen Ansprüche auf die Vortheile der Gesellschaft; das Leben, die Ehre, das Eigenthum des Einen dürfen nicht weniger geschützt werden, als des Andern; Fähigkeiten und Tugenden allein berufen zu öffentlichen Aemtern, und jeder Staatsbürger soll entweder durch sich selbst oder durch Stellvertreter zu Bestellung des gemeinen Wesens mitwirken können. Die Natur kennt keine Vorrechte. Aber Rechtsgleichheit ist nicht Gleichheit der Güter, nicht Gleichheit des Genusses; es ist billig, daß der Wirthschaftlichere mehr besitze, als der Verschwender; daß der Arbeitsame mehr genieße als der Müssiggänger. Nur vor dem Richterstuhle des Gesetzes sind wir einander gleich; es mag belohnen oder strafen, so ist das Gesetz für Alle dasselbe.

Gleichmuth oder **Gleichmüthigkeit** ist der Zustand des Gemüths, wo weder Glück noch Unglück im Stande ist, es zu erschüttern und störend auf die Ruhe desselben einzuwirken. Er ist also aus dem religiösen Gesichtspunkte betrachtet, die Beharrlichkeit des Gemüthes, wo man voll Vertrauens auf Gott sich durch nichts in eine Lebhaftigkeit der Affecte versetzen läßt, in der man seiner nicht mächtig ist.

Gleichniß ist eine Gedankenbezeichnung, vermöge welcher eine Vorstellung durch eine andere veranschaulicht, mithin ein Bild in einem Gegenbilde vorgestellt wird. Es wird also zur Veranschaulichung eines Gegenstandes eine Vorstellung mit einer ähnlichen zusammengestellt und dadurch verglichen. Wird nun diese Vergleichung ausgeführt, und so das Gegenbild zur Hauptsache erhoben, so entsteht das Gleichniß, welches, wenn es in einer ganzen Erzählung durchgeführt erscheint, Parabel heißt. — Die wesentlichen Eigenschaften eines guten Gleichnisses sind: Wahrheit, Aehnlichkeit, Würde, gehöriger Umfang, Einheit und Neuheit. Anwendbar sind Gleichnisse und Vergleichungen bei allen belebenden, die Phantasie erregenden Affecten und Leidenschaften, unnatürlich im kalten Zustande, tadelhaft bei tiefem Schmerz, Angst, Verzweiflung, kurz, mit Dambeck zu reden, bei allen entseelenden Gemüthsbewegungen, denn wo soll da die Kraft herkommen, passende Gleichnisse zu finden? (Jeitteles).

Gleißnerei besteht darin, daß man durch erheuchelte Frömmigkeit und Tugend die Augen Anderer auf sich zu ziehen sucht.

Glisson (Francis) ein brittischer philosophischer Arzt des 17ten Jahrh., gest. 1677. Einige glauben, daß Leibnitz durch ihn auf seine Monadologie geführt worden sey, indem Glisson einen tractatus de natura substantiae energetica seu de vita naturae ejusque tribus facultatibus, perceptiva, adpetitiva et motiva (London, 1672) schrieb, worin ähnliche Ideen vorkommen. Ob aber Leibnitz daraus seine Ideen entlehnte, ist sehr zweifelhaft.

Glossen sind Wörter oder Ausdrücke, die etwas Ungewöhnliches, Fremdartiges an sich haben, und daher einer Erklärung bedürfen, weßhalb man auch die Erklärungen derselben selbst Glossen, und Sammlungen solcher Erklärungen Glossarien nennt. In der Dichtkunst heißt eine eigene aus der spanischen und portugiesischen Poesie in die deutsche durch August Wilh. und Friedrich Schlegel verpflanzte Form künstlicher Gedichte Glossen. Sie werden auch Variationen genannt, und bestehen aus einem kleinen Thema, welches aus vier vierfüßigen trochäischen Versen mit eingeschlossenen Reimen besteht, die dann in vier Dezimen weiter ausgeführt, gleichsam erklärt werden. Jede Verszeile des Thema's erscheint in gehöriger Aufeinanderfolge am Schlusse einer jeden Strophe. Eine andere Bedeutung hat Glosse in der Rechtswissenschaft. Als im 11ten Jahrhundert in

den Rechtsbüchern Justinians eine neue Quelle rechtlicher Kenntnisse und eines Systems gesetzlicher Ordnung eröffnet worden war, bestanden die ersten wissenschaftlichen Bemühungen in der Erläuterung dieser Bücher durch Erklärungen, Glossen, die in den Schriften theils zwischen den Zeilen, theils auf den Rand geschrieben wurden.

Accursius, gest. 1260, brachte die Glossen seiner Vorgänger in ein Ganzes, welches nun ausschließlich und allgemein gebraucht wurde. Diese Glosse ist in den glossirten Ausgaben des corpus juris abgedruckt. Die Glossatoren haben ein so großes Ansehen behauptet, daß diejenigen Stücke des römischen Rechts, welche sie nicht mit ihren Erläuterungen versahen, auch keine Giltigkeit erlangt haben. (Brockhaus Convers.-Lexikon).

Glück ist die nicht in unserer Gewalt stehende Zusammenstimmung der Verhältnisse der Natur und der Zufälle des Lebens mit unseren sinnlichen Trieben. **Glücklich** nennt man daher denjenigen, dessen äußerer Lebenszustand den Forderungen des sinnlichen Triebes entspricht und die Mittel zur Befriedigung desselben darbietet.

Glückseligkeit bedeutet bei Kant: das ganze Wohlbefinden eines endlichen vernünftigen Wesens; das Bewußtseyn eines vernünftigen Wesens, von der sein ganzes Daseyn ununterbrochen begleitenden Annehmlichkeit des Lebens. Sie entspringt aus der Befriedigung aller Neigungen, aus der Erreichung aller Zwecke, welche die Sinnlichkeit aufgibt, und ist daher ein Ideal der Einbildungskraft.

Glückseligkeit wird unterschieden von

a) Selbstzufriedenheit, d. i. der Achtung für seine eigene Person, der Zufriedenheit mit seiner eigenen Existenz, welche das Bewußtseyn der Tugend, der Obergewalt über seine Neigungen, der Unabhängigkeit des Willens von denselben, der praktischen Freiheit begleitet.

b) Von der Seligkeit, d. i. der Selbstgenügsamkeit; dem Bewußtseyn der gänzlichen Unabhängigkeit nicht blos des Willens, sondern auch des Wohlseyns von Neigungen, Bedürfnissen und ihren Gegenständen.

Den Trieb nach Glückseligkeit hat zwar jedes vernünftige Wesen, insofern es endlich und sinnlich ist; allein er ist durch die Verschiedenheit der Neigungen und der Bedürfnisse verschieden modificirt, daher auch die Glückseligkeit der Wesen selbst und die Mittel zur Erlangung derselben verschieden sind. Zu Erlangung derselben könnte der bloße Instinct hinreichen; die Vernunft kann zwar auch dazu wirken, Glückseligkeit ist aber nicht das vollständige Gut der Vernunft. — Seine eigene Glückseligkeit befördern ist zwar aus mehreren Gründen Pflicht, aber nicht die einzige und höchste. Das Prinzip, seine eigene Glückseligkeit zum höchsten Bestimmungsgrund des Willens zu machen, heißt das Prinzip der Selbstliebe, der eigenen Glückseligkeit, worunter auch die Beförderung fremder und allgemeiner Glückseligkeit gehört, sofern man sie nur als Mittel zur Befriedigung seiner eigenen Neigungen betrachtet. Glückseligkeit auf Erden ist der Inbegriff aller durch die Natur außer und in dem Menschen möglichen Zwecke desselben. Moralische Glückseligkeit ist die Versicherung von einem immerwährenden Besitze einer im Guten immer fortschreitenden Gesinnung. Physische Glückseligkeit ist dagegen die Versicherung von der Wirklichkeit und Beharrlichkeit der Zufriedenheit mit seinem physischen Zustande; Befreiung von Uebeln und Genuß immer wachsenden Vermögens.

S. C. Christ. Erhard Schmid Wörterbuch zum leichtern Gebrauche der Kantischen Schriften.

Glückseligkeitslehre ist das System der Maximen, die wir zur Gründung und Sicherung unserer Glückseligkeit befolgen müssen. Man unterscheidet aber die natürliche und die moralische. Die natürliche Glückseligkeitslehre (allgemeine Klugheitslehre) beruht auf lauter empirischen und daher nur comparativ allgemeinen Grundsätzen, weil wir das Verhältniß der Dinge zu unserm sinnlichen Begehrungsvermögen nur durch Erfahrung kennen lernen. Sie enthält drei Hauptarten von Regeln oder Rathschlägen:

a) solche, welche uns die Art und Weise vorschreiben, uns die äußern Befriedigungsmittel unserer Neigungen (sinnliche Güter) zu erwerben; z. B. Vermögen, Ehre rc.

b) solche, die uns lehren, wie wir unsere innere Kraft zum Erwerb jener Güter verstärken sollen, z. B. Geistes-Cultur, Uebung und Stärkung des Körpers;

c) solche, die uns zeigen, wie wir unsere Fähigkeiten für sinnliche Genüsse verstärken, und die Empfänglichkeit des Gefühls für den Schmerz vermindern können.

Alle Regeln jeder Klasse schränken sich unter sich selbst vielfältig ein, und werden noch mehr durch die Regeln der beiden übrigen Klassen beschränkt. Ueberdieß erhalten sie noch unendlich viele Modificationen und nähere Bestimmungen durch die jedem Menschen eigenthümliche Gemüthsart, durch die Bedürfnisse, die sich ein jeder angewöhnt hat, durch die Neigungen, welche bei jedem vorzüglich stark geworden sind, durch die äußere Lage und Verhältnisse, worin er sich befindet. Ferner steht die intensive, extensive und protensive Größe des Genusses sehr häufig mit einander in Collision. Lauter Gründe, warum in der Glückseligkeitslehre weder unbeschränkte Allgemeinheit und absolute Nothwendigkeit der Vorschriften, noch eine gleichförmige Anwendung derselben auf das Leben jemals zu erwarten, vielmehr ein unaufhörliches Hin- und Herschwanken zwischen widersprechenden collidirenden Maximen durchaus unvermeidlich ist, wodurch nicht nur der reinen Sittlichkeit, sondern selbst der so ängstlich gesuchten Zufriedenheit und Glückseligkeit Abbruch geschieht. Eine solche Glückseligkeitslehre ist mit der reinen Sittenlehre nicht zu verwechseln, welche, mit Grundsätzen der Religion verbunden, mit der Würdigkeit selbst die Hoffnung der Glückseligkeit verbindet. (S. C. Chr. Erhard Schmid's Wörterbuch zum leichten Gebrauch der Kantischen Schriften.)

Glücksspiele heißen diejenigen Spiele, bei welchen das Ergebniß (Gewinn oder Verlust) nicht vom Verstande oder von der Geschicklichkeit des Spielers, sondern vom Zufalle abhängt. — Ammon erklärt die Glücksspiele als leichte Beschäftigungen zum Vergnügen, in welchem die Kunst mit dem Zufalle zur Erlangung eines ausgesetzten Preises kämpft, und unterscheidet active oder edle, wo eigene Intelligenz und Fertigkeit die Herrschaft des Zufalls leiten und mäßigen kann, und passive oder unedle, die eine fast gänzlichen Unterwerfung unter die Entscheidung des Zufalls fordern.

Gnade ist überhaupt unverdiente Gütigkeit eines Höhern oder Mächtigern gegen einen Niedern oder Schwächern.

Gnadenwahl, ein mehr theologischer als philosophischer Begriff, der im Grunde eben das bezeichnet, was man auch Prädestination, d. i. Vorherbestimmung der Menschen zur Seligkeit und Verdammniß genannt hat. Auf Veranlassung des Briten Pelagius, welcher dem Beistande der göttlichen Gnade bei der Besserung des menschlichen Herzens zu wenig, den eigenen Kräften des Menschen zum Guten zu viel Antheil einräumte, übernahm Augustinus die genauere Erörterung dieser Lehre und es entstand nun der berühmte Kampf gegen die Pelagianer, welcher vom V. Jahrhundert bis über die Zeiten der Reformation hinaus dauerte.

Gnome bezeichnet gewöhnlich einen kurzen sinnreichen Aus- oder Denkspruch, wie die meisten Sprüchwörter sind. Solche Gnomen hat man auch den sieben Weisen Griechenlands beigelegt, und daher auch ihre Weisheit selbst die gnomische genannt. Der Philosophie können aber dergleichen Gnomen nur Stoff zum weitern Nachdenken bieten; sie selbst aber sind noch nicht Philosophie. Die Urheber solcher Gnomen heißen Gnomiker. Sammlungen ihrer Weisheitssprüche haben Glandorf und Fortlage (Leipz. 1776. 2 Thle.), Brunk (Straßb. 1784.), Orelli (Leipz. 1719—21. 2 Thle.) veranstaltet. Auch verdient noch besonders erwähnt zu werden: Münzer's diss. de philos. morali in libro sapientiae, quae vocatur Salomonis, exposita. (Wittenb. 1811. 4.)

Gnosis, Gnostiker. Das Wort Gnosis wurde vorzüglich zur Bezeichnung einer höhern und geheimern Erkenntniß gebraucht; weßhalb man auch die angeblichen Besitzer derselben Gnostiker, und ihre Ansicht oder Denkweise Gnosticismus genannt hat. Die Gnostiker waren meistens Christen, welche als Ketzer betrachtet wurden. Sie suchten ihre vorgeblich höhere Erkenntniß von dem Wesen Gottes und der Welt durch Vermischung persisch-chaldäischer Religionsphilosopheme mit griechischen und christlichen.

Einige schlossen sich an das Judenthum an, andere waren Gegner desselben; einige scheinen keiner bestimmten Religion fest zugethan gewesen zu seyn. Die wichtigsten (meistens Orientalen) waren Simon der Zauberer (Simon Magus), Menander der Samariter, der Jude Cerinthus (alle im I. Jahrh.); ferner der Syrer Saturninus, und die Alexandriner Basilides, Karpokrates und Valentinus, der sich den Neuplatonikern näherte (sämmtlich im II. Jahrh.); Marcion von Sinope, Cerdo und Bardesanes (in der Mitte des II. Jahrh.), beide Syrer, und Manes der Perser, deren Sekten noch in den folgenden Jahrhunderten fortdauerten. Ein Theil derselben nahm ein Princip, Gott, an, und ließ aus demselben als dem Urlichte, niedere Lichtwesen oder Geister, Aeonen, stufenweise hervorgehen; eine andere Partei, wie die des Manes, nahm ein gutes und ein böses Urwesen, als im ewigen Streite mit einander begriffen, an, und eine dritte ließ beide, den Fürsten des Lichts und der Finsterniß, aus einem höchsten Urwesen entspringen. Die Materie wird als das Böse, die Entstehung der Welt selbst als ein Abfall von Gott betrachtet. An diese Hauptideen wurden eine Menge anderer überspannter und abentheuerlicher Vorstellungen angereiht, die jeder auf eine höhere Offenbarung gründete.

Golenius (Rudolph), geb. 1547 zu Corbach und gest. 1628 als Professor zu Marburg, von dem der regressive Sorites seinen Namen hat. Er hat auch eine Psychologie oder vielmehr Anthropologie und einen Abriß der platonischen Philosophie geschrieben; und sein Schüler Otto Casmann fuhr fort die psychologische Anthropologie auszubilden.

Goethals Heinrich, (aus Muda bei Gent, daher auch Henricus de Gandavo oder Gandavensis, mit dem Beinamen doctor solemnis), Lehrer zu Paris, ein Mann von scharf eindringendem Verstande. Er war Realist und verband mit den aristotelischen Formen Plato's Ideen, denen er ein wesentliches, von dem göttlichen Verstande unabhängiges Seyn gab. Er hat mehrere eigenthümliche Ansichten, namentlich in der Psychologie, aufgestellt; auch ahnete er in mehreren Punkten die Verirrung der Speculation, jedoch ohne wesentliche Verbesserung, weil der Hauptfehler in der Methode des Philosophirens unbemerkt blieb. Seinem Zeitgenossen Thomas von Aquino widersprach er in manchen Punkten; unter den Arabern aber folgte er am meisten dem Avicenna.

Gorgias von Leontium (bl. um 440) der berühmte Redner, war ein Schüler des Empedokles, und als Gesandter seiner Vaterstadt (424 v. Chr.) in Athen. Er suchte in seiner Schrift von der Natur durch künstliche Schlußfolgen zu beweisen: 1) daß nichts wirklich sey, weil, wenn etwas sein sollte, dasselbe entweder ein Positives oder ein Negatives (ein Ding oder ein Unding) oder beides zugleich seyn müßte, was nicht möglich ist; 2) es sey, wenn auch etwas wirklich wäre, dasselbe doch nicht erkennbar, weil, wenn die Gedanken nicht die wirklichen Dinge sind, das Wirkliche nicht gedacht werden kann, und wenn die Gedanken die wirklichen Dinge wären, das Nichtwirkliche nicht gedacht werden könnte, folglich alles Gedachte wirklich seyn müßte. Endlich 3) wenn auch etwas erkennbar wäre, so wäre es doch nicht durch Worte mittheilbar, weil die Worte die Dinge nicht ausdrücken, und Niemand dasselbe, was der Andere, denkt. Die Unterscheidung zwischen Objecten, Vorstellungen und Worten, welche hierbei vorkam, war wichtig, aber zunächst noch von geringem Erfolge.

Görres Joseph, (geb. 1776 in Coblenz, gest. 1848 als Professor an der Universität in München) hat in der ersten Epoche seines schriftstellerischen Auftretens, als Professor der Naturwissenschaften an der Secundärschule zu Coblenz, eine Reihe naturphilosophischer Schriften herausgegeben, meist als „Aphorismen", worin er eine begeisterte Anerkennung Fichte's und Schelling's beurkundete und der naturphilosophischen Methode des letztern seinen Tribut bezahlte. In Heidelberg wurde er Romantiker und gab „deutsche Volksbücher" heraus, mit tiefpoetischem Sinne die Schönheit und den Lebensgehalt des Mittelalters schildernd. Seine „Mythengeschichte der asiatischen Welt" entwickelt die Schelling'sche Idee des Urvolks und der Urreligion, deren Spuren und Reste Görres in den Mythen der ältesten Völker aufsucht, indem er durch seine lebensvolle, mit tiefem Natursinne gepaarte Phantasie manche Lichtblicke in das Wesen und den geschichtlichen Fortschritt des religiösen Geistes der Menschheit thut. Nachdem

Görres eine Zeit lang seit 1814 als Publicist für die Freiheit Deutschlands gestritten hatte, ging er später zum Heerlager der Vorkämpfer des sogenannten Ultramontanismus über, dessen Interessen er seit 1827 in München als Professor der Geschichte vertrat. Seine „Geschichte der Mystik" ist eine poetische Reproduction der mittelalterlichen Mystik für Zwecke der Erbauung. (S. Deutschlands Denker seit Kant. Dessau 1851.)

Göthe (Joh. Wolfg. von) geb. 1749 zu Frankfurt a. M., gest. zu Weimar am 22. März 1832) studirte zu Leipzig und Straßburg die Rechtswissenschaft, ergab sich aber vorzugsweise der schönen Kunst, insonderheit der Dichtkunst, trat 1776 als Legationsrath in weimarische Staasdienste, ward 1779 geheim. Rath, 1782 (wo er geadelt wurde) auch Kammerpräsident, und lebte in den letzten Jahren theils zu Jena, theils zu Weimar. Ohne hier zu erwähnen, was er als Dichter, Kunstrichter und Naturforscher geleistet hat, weise ich nur darauf hin, daß er zwar seine philosopischen Ansichten in keinem besondern Werke niedergelegt hat, daß aber sein Wilhelm Meister und seine Schrift: „Aus meinem Leben", so wie manche Aufsätze in Wieland's deutschen Merkur, Schiller's Horen und den von ihm selbst herausgegebenen Propyleen eine so bedeutende Menge von philosophischen Reflexionen enthalten, daß es ein glücklicher Gedanke von Julius Schütz war, eine systematisch geordnete Zusammenstellung seiner Ideen über Leben, Liebe, Ehe, Freundschaft u. s. w. aus seinen sämmtlichen poetischen und wissenschaftlichen Werken, mit einer Charakteristik seines philosophischen Geistes begleitet, herauszugeben (Hamburg 1825 ff. 6 Bde.), wozu 1827 noch ein 7. Band kam, Göthe's Leben enthaltend. Dem Hauptgepräge nach ist das, was man hier findet, die Lebensphilosophie eines von der Natur reich ausgestatteten und durch eigenes Studium sowohl als durch Umgang mit Menschen aller Art hochgebildeten Geistes. (Krug).

Gott. Das Bekenntniß des echt Religiösen: Ich glaube an Gott, hat keinen andern thätigen und lebendigen Sinn als diesen: Ich glaube an die Allmacht des heiligen Willens, an eine Regierung der Welt nach Tugendgesetzen, an eine Vorsehung, nach welcher das Gute unfehlbar siegen wird über das Böse. Dieß, sagt Schaumann, ist der lebendige Sinn, welchen das Wort „Gott" für den wahrhaft Gläubigen hat. Nennt ihn, so ruft er uns zu durch freudiges Rechtthun, nennt ihn ihr endlichen Wesen, mit welchen Namen ihr wollt; nennt ihn Geist, nennt ihn den höchsten Gedanken, das göttliche Ursehn, die göttliche Urkraft, — für mich ist Gott — kein Wort, kein Name, kein todter Begriff: für mich ist Gott ein lebendiges Etwas, welches in Allem, so wie Alles in ihm, lebet und webet.

Das deutsche Wort „Gott" kommt, sagt Krug, unstreitig von gut, bedeutet also das Gute selbst im vollendeten Sinne, das absolute Gut, das Urgut, von dem alles anderweite Gute abhängt, gleichsam der Urquell des Guten. Darum hat man Gott auch das Wesen der Wesen, das höchste Wesen, das allervollkomenste Wesen genannt. Sobald aber diese Idee näher bestimmt und entwickelt werden soll, so geräth der menschliche Geist in die größte Verlegenheit. Daher in Beziehung auf die Beantwortung der Frage: „was ist Gott?" nicht nur die widersprechendsten Einfälle über das göttliche Wesen vorgebracht, sondern auch die heftigsten Streitigkeiten geführt wurden.

Die Hauptpunkte, auf deren Feststellung hier zunächst Alles ankommt, sind die zwei Fragen: a) nach dem Daseyn und b) nach dem Wesen Gottes. Steht die Ueberzeugung nicht fest, daß ein solches Wesen ist, so sind alle andern Fragen in Beziehung auf dasselbe überflüßig. Daher man auch vor allem bemüht war, das Daseyn Gottes auf verschiedenen Wegen zu beweisen, und theilte nun diese Beweise zunächst in theoretische und praktische. Die theoretischen werden geführt entweder aus bloßen Begriffen (ontologischer Beweis), oder aus Thatsachen der Erfahrung und zwar aus dem Daseyn endlicher Dinge überhaupt und an und für sich betrachtet (kosmologischer Beweis) oder aus einer bestimmten Beschaffenheit dieses Daseyns (physikotheologischer Beweis).

An diese reiht sich an der historische, welcher geführt wird aus der Uebereinstimmung aller Völker im Glauben an höhere Wesen.

Diese fünf Beweise nennt man auch manchmal naturalistische, weil in ihnen die Möglichkeit und Wirklichkeit einer Erkenntniß des Seyns Gottes auf natürlichem Wege oder durch bloße Vernunft behauptet wird, und setzt ihnen entgegen den supernaturalistischen, welcher sich auf eine positive Offenbarung stützt.

Der sogenannte moralische oder praktische Beweis charakterisirt sich dadurch, daß die durch denselben zu begründende Ueberzeugung aus unserem freien sittlichen Wesen stammt.

Der **ontologische Beweis** wurde von seinem Erfinder Anselm, Bischof von Canterbury, im 11. Jahrhundert zuerst so geführt: Gott ist das höchst vollkommene (allerrealste) Wesen; das höchst vollkommene Wesen schließt aber die Existenz in sich, also schließt Gott die Existenz in sich — muß existirend gedacht werden. Der ontologische Beweis geht also von dem bloßen Begriffe des allervollkommensten Wesens aus und behauptet, in diesem Begriffe sey nothwendig das Merkmal der Existenz enthalten, das absolut vollkommene Wesen existire als solches vermöge seines Begriffs.

Faßt man diesen Beweis so in seinem Grundwesen auf, so liegt am Tage, daß derselbe sich so auf den Grundsatz stütze, daß das Wissen in Ideen ganz gleich sey der Ueberzeugung von dem Seyn des Gewußten, daß also der Begriff Gottes das Seyn schon in sich fasse, daß also Gott nothwendig der Idee gemäß als existirend gedacht werden müsse.

Hätte man diesen Grundsatz sich zum deutlichen Bewußtseyn gebracht, so würde man auch eingesehen haben, daß der Satz: „es ist ein Gott", der unbewiesenste und unbeweisbarste, die Ueberzeugung von der Wahrheit desselben also die unmittelbarste und an sich gewissestе sey. Da es aber an dieser Einsicht fehlte, und man das Unableitbarste noch ableiten wollte, so mußte das Unternehmen nothwendig mißlingen. Es konnte daher nicht fehlen, daß, nachdem man später den Beweis noch in andere logische Formen eingekleidet, manche unabweisliche Gebrechen desselben entdeckte.

Der **kosmologische Beweis** (argumentum a contingentia mundi) geht von der Voraussetzung der Zufälligkeit der Welt aus und schließt auf das Daseyn eines absolut nothwendigen Wesens, welches den Grund seiner eigenen Existenz und den Grund der ganzen Welt in sich begreift.

Gegen die wissenschaftliche Giltigkeit dieses Beweises wird aber eingewendet: Dieser Beweis stützt sich auf das Princip des zureichenden Grundes, zufolge dessen Alles seine Ursache haben muß. Es ist aber offenbar eine Verkehrtheit, aus diesem Grundsatze beweisen zu wollen, daß es ein Wesen gebe, das keine Ursache hat, ein Absolutes; denn in jenem Grundsatze liegt offenbar die Voraussetzung, daß nichts von sich, d. i. absolut sey. Der Verstand weiß von nichts als von bedingten Ursachen, seine Aufgabe ist ein unendlicher Regressus von Ursache zu Ursache. Wird diesem Regressus ein Ziel gesetzt, so thut dieß nicht der Verstand, denn er würde seinem eigenen Principe zuwider handeln, sondern es liegt dieß in einem andern Vermögen und in einer andern Function, welche eigentlich jenem Grundsatz widersprechen, indem sie geradezu und unmittelbar eine absolute Ursache setzen. Also beweisen läßt sich aus dem bedingten Daseyn das absolute Seyn nicht.

Ferner nimmt dieser Beweis den Grundsatz an, daß das Endliche und Bedingte in einem Unendlichen und Unbedingten gegründet seyn müsse, als Obersatz an, und schließt vom Daseyn endlicher und bedingter Dinge auf das Daseyn Gottes. Es liegt also hier dem Obersatze die durchaus nicht angemessene Ansicht des Absoluten zu Grunde, als wäre es nur, wenn und sofern ein Bedingtes und Endliches ist u. s. w.

Der **physikotheologische** oder **teleologische** Beweis, welchen vorzüglich Raimarus unter den Deutschen ausbildete, schließt von der Ordnung und Zweckmäßigkeit in der Welt auf das Daseyn Gottes.

Man führt diesen Beweis gewöhnlich auf folgende Weise.

„Wo Zeichen von Einrichtungen nach bestimmten Absichten angetroffen werden, da muß ein vernünftiges Wesen als Urheber seyn, mit Eigenschaften, die diesen Ein-

richtungen entsprechen; die Welt verräth aber allenthalben die deutlichsten Spuren solcher Einrichtungen; also muß sie nothwendig einen vernünftigen Urheber haben.

Wo alle Theile sich auf einander beziehen und zu Einem Ganzen zusammenstimmen, da ist nur Ein höchstes Prinzip als Urheber dieser Ordnung anzunehmen; die Welt aber ist, wie wir von dem Theile, den wir kennen, mit Gewißheit einsehen, von dem übrigen aber nach der Analogie mit größter Wahrscheinlichkeit schließen, Ein solches Ganze; also gibt es nur Einen vernünftigen Urheber derselben. Dasjenige Wesen, ohne welches die Möglichkeit der Welt gar nicht gedacht werden kann, ist das absolut nothwendige Wesen; nun kann ohne einen vernünftigen Urheber die Möglichkeit der Welt gar nicht gedacht werden, also ist der vernünftige Urheber der Welt das absolut nothwendige Wesen.

Das absolut nothwendige Wesen ist aber auch das allerrealste Wesen, der Urheber der Welt ist also das allerrealste Wesen.

So überzeugend nun dieser Beweis auch in populärer Hinsicht für den gemeinen Menschenverstand seyn mag, so kann er doch das wissenschaftliche Interesse ebensowenig befriedigen, wie die Vorhergehenden, denn es drücken ihn folgende Mängel:

a) Der Beweis geht von dem Satze aus, daß ein nach Zwecken eingerichtetes und geordnetes Werk nur aus der Causalität eines Wesens, welches Verstand und Willen hat, hervorgehen könne. In dieser Behauptung ist aber nicht mehr enthalten, als daß ein nach Zwecken eingerichtetes und geordnetes Werk, insofern es so eingerichtet und geordnet ist, d. h., daß die zweckmäßige Einrichtung und Ordnung nur aus der Causalität eines Wesens, das Verstand und Willen hat, hervorgehen kann. Man könnte daher aus dem aufgestellten Satze nicht mehr folgern, als höchstens so viel, daß die Einrichtung und Ordnung in der Welt von einem verständigen Prinzip herrühren, daß es einen verständigen Weltbildner, oder einen weisen Weltbaumeister geben müsse.

b) Dieser Beweis beruft sich in Betreff der zweckmäßigen Einrichtung und Ordnung auf die Erfahrung; die Erfahrung kann aber keine vollständige Auskunft geben darüber, wie weit die zweckmäßige Einrichtung und Ordnung reiche, und ob in der Welt eine vollendete Einheit der Zwecke sey. Man schließt also hier blos nach Analogie, ein solcher Schluß kann aber nur Wahrscheinlichkeit, nicht apodiktische Gewißheit gewähren. Wenn man daher nicht in die Conclusion mehr hineinlegen wollte, als die Prämissen begründeten, so dürfte man nach dieser Schlußart nur einen sehr mächtigen, sehr weisen Urheber der Weltform, aber nicht einen absolut vollkommenen Weltschöpfer annehmen.

c) Endlich gründet sich dieser Beweis auf die unerwiesene Voraussetzung, daß die zweckmäßige Einrichtung und Ordnung ihren Grund nicht in den Dingen selbst finden kann, sondern nur in Beziehung auf ein höchstes von der Welt verschiedenes Wesen zu begreifen sey. Schon Hume verwarf die Vergleichung der Welt mit einem Kunstwerke, das einen verständigen Werkmeister als Urheber erfordert. Er vergleicht vielmehr die Welt einer Pflanze oder einem Thiere, so daß sowohl ihre Entstehung als ihre zweckmäßige Einrichtung einer eigenen ihr beiwohnenden Zeugungskraft, nicht aber einem Wesen außer ihr zuzuschreiben wäre. — Ferner ließe, nach dem Systeme des Pantheismus, wo die Welt mit Gott Eins ist, die Zweckmäßigkeit und Ordnung der Welt sich leicht aus ihr selbst begreifen, ohne daß man nöthig hat, ein Wesen außer ihr anzunehmen. — Eben so leicht läßt sich die Gesetzmäßigkeit der Welt, ohne Zuziehung eines Dritten, begreifen nach dem Systeme des Idealismus, dem die Welt nichts anders als ein Product des vorstellenden Subjects ist.

Kant hielt die bisher erörterten Versuche, die Ueberzeugung von Gottes Daseyn allgemein giltig zu begründen nach einer von ihm angestellten Kritik für unzureichend, und stellte daher einen neuen Beweis auf, welchen er den moralischen oder praktischen nannte, weil die durch denselben zu begründende Ueberzeugung aus unserm freien sittlichen Wesen stammt.

Dieser Beweis, der aber eigentlich kein Beweis zu nennen ist, stellt Tugend und eine ihr proportionirte Glückseligkeit als das höchste Gut und die nothwendige Idee der

praktischen Vernunft auf und postulirt, weil jenes höchste Gut, wenigstens nach dem einen Bestandtheile (der Glückseligkeit, weder durch die Causalität der Natur, noch durch die Causalität des Menschen realisirt werden kann, das Daseyn Gottes.

Man hat diesem Beweise bekanntlich mancherlei Wendungen gegeben; Kant selbst schlägt in seiner Kritik der reinen Vernunft einen andern Weg ein, als in seiner Kritik der praktischen Vernunft. Indessen beruht derselbe überhaupt auf folgenden Sätzen:

„Der Mensch ist ein sinnlich-vernünftiges Wesen. Als sinnliches Wesen strebt er eben so nothwendig nach Glückseligkeit, wie als vernünftiges nach Sittlichkeit. Keinen von beiden Zwecken kann er aufgeben ohne seine Menschennatur zu vernichten. Das höchste (vollendete) Gut des Menschen ist demnach Tugend mit einem ihr proportionirten Grad von Glückseligkeit. Dieses höchste Gut sollen wir zu realisiren suchen; es muß also möglich seyn; möglich ist es aber nur, wenn die Natur mit den Zwecken unsers sittlichen Strebens übereinstimmt, weil zur Glückseligkeit mehr erfordert wird als die innere Zufriedenheit, welche die Sittlichkeit begleitet. Da nun die Uebereinstimmung der Natur mit den Zwecken unsers sittlichen Strebens nicht durch uns hervorgebracht, auch von der Natur nicht erwartet werden kann, sondern nur von einer von uns und der Natur verschiedenen und über uns und die Natur erhabenen Ursache, die einer der moralischen Gesinnung gemäße Causalität hat, so ist das höchste Gut nur möglich, sofern eine solche oberste Ursache der Natur angenommen wird. Nun ist ein Wesen, das der Handlungen nach der Vorstellung von Gesetzen fähig ist, eine Intelligenz, und die Causalität eines solchen Wesens nach dieser Vorstellung der Gesetze ein Wille desselben. Also ist die oberste Ursache der Natur, sofern sie zum höchsten Gute vorausgesetzt werden muß, ein Wesen, das durch Verstand und Willen die Ursache (der Urheber) der Natur ist, d. i. Gott. So gewiß wir uns verbunden halten müssen, das höchste Gut zu befördern, so gewiß müssen wir das Daseyn Gottes annehmen, oder: es ist moralisch nothwendig, das Daseyn Gottes anzunehmen.

Das Mangelhafte dieses Kantischen Beweises läßt sich vielleicht auf folgende Hauptpunkte zurückführen:

a) Kant stellt die Glückseligkeit, welche er zu einem Bestandtheile des vollendeten Gutes des Menschen macht, als ein Bedürfniß unserer endlichen sinnlichen Natur dar, und doch zugleich als etwas, was in dieser Periode des Daseyns nicht realisirt wird, wodurch er sich in einen offenbaren Widerspruch verwickelt; denn wenn das höchste Bedürfniß unserer sinnlichen Natur in dieser Periode des Daseyns nicht befriedigt werden kann und doch Befriedigung fordert, so müßten wir ja unsere sinnliche Natur selbst in eine andere Periode des Daseyns mit hinüber nehmen.

b) Indem Kant zur Vollendung des höchsten Gutes eine von der Tugend verschiedene und unabhängige Glückseligkeit nothwendig findet, macht er eine Forderung, die weder von der Tugend, noch von der Vernunft anerkannt wird. Denn die wahre Tugend findet ihre Seligkeit in sich selbst, ist sich selbst Lohn, und erwartet nicht erst eine Glückseligkeit außer ihr als lohnende Zugabe. Und wie könnte auch eine solche Glückseligkeit, bestehend in dem Besitze und Genusse sinnlicher Güter, je Lohn der Tugend seyn, da eben sie unserer Vernunftthätigkeit so oft im Wege steht, und der Charakter der Tugend selbst die Entbehrung und Erhabenheit über die sinnlichen Güter fordert. Die sinnlichen Güter haben für den Tugendhaften nicht an und für sich, nicht als Zweck, sondern nur als Mittel zu höhern Zwecken einen Werth. Darum kennt auch der wahrhaft Sittliche keine von der wahren Tugend verschiedene und unabhängige Seligkeit. Wir können uns ja auch in Gott keine von seiner Heiligkeit verschiedene und unabhängige Seligkeit denken. Nach Aehnlichkeit mit Gott zu streben ist aber das Höchste, wornach der Mensch ringen kann. Das Bewußtseyn, ihm ähnlich zu seyn, wie er das Gute zu wollen und zu vollführen, ist die höchste Seligkeit, so wie das Gegentheil die tiefste Verdammniß.

c) Es wird in diesem Beweise etwas als praktische Forderung aufgestellt, etwas den Zwecken des menschlichen Daseyns beigezählt, was unmöglich zu denselben gehören kann, weil es nicht in des Menschen Macht steht, es zu erreichen, nämlich eine von der Tugend unabhängige Glückseligkeit.

d) Endlich wird in diesem Beweise das Daseyn Gottes nur darum postulirt, damit dem Menschen die verdiente Glückseligkeit, die er sich selbst nicht geben kann, zu Theil werde. Es ist also nicht die Vernunft, welche einen Gott fordert, sondern er wird nur vorausgesetzt zur Beschwichtigung der Sinnlichkeit; der Heiligste wird also herabgewürdigt zum Werkzeuge der Befriedigung des Thiermenschen.

Die Kritik Kant's über die oben angeführten theoretischen Beweise wurde aber von Verschiedenen, insbesondere von Hegel, an den sich auch Daub anschloß, wieder sehr streng kritisirt. Aber auch Hegel's Kritik fand wieder ihre Kritiker. Unter andern führe ich hier sonderheitlich an die philosophische Abhandlung über die Beweise vom Daseyn Gottes von Prof. Dr. Joseph Holzner, (ein Programm des k. b. Lyceums zu Aschaffenburg, 1846).

Der sogenannte **historische Beweis** wird hergenommen aus der Uebereinstimmung aller Völker in Anerkennung und Verehrung höherer Wesen. Was aber durch diesen nachgewiesen wird, ist nur dieses, daß die Ueberzeugung von dem Daseyn Gottes in der Natur und Wesenheit des menschlichen Geistes gegründet seyn müsse. Allein das Seyn Gottes ist nicht von dieser Ueberzeugung, sondern vielmehr diese Ueberzeugung von dem Seyn Gottes abhängig.

Der sogenannte **supernaturalistische** Beweis nimmt die Offenbarung als eine übernatürliche Thatsache zur Grundlage; dreht sich aber im Kreise, da man gar nicht annehmen kann, daß Gott sich dem Menschen geoffenbart und auf eine für uns unbegreifliche Weise auf das menschliche Gemüth eingewirkt habe, ohne schon vom Daseyn Gottes überzeugt zu seyn. Wenn aber in Betreff der Giltigkeit der verschiedenen Beweise für das Daseyn Gottes so unabweisbare Bedenken obwalten; so fragt sich: worauf stützt sich denn doch der allgemein verbreitete Glaube an das Daseyn Gottes? Darauf antwortet man, wie unter Andern Nüßlein in seiner Metaphysik: „Das Daseyn Gottes ist zwar dem Beweise unerreichbar, aber es wird in der Wahrnehmung offenbar; und was wir in der Wahrnehmung erfassen, gewährt uns denselben Grad der Ueberzeugung, als was wir mittelbar durch den Beweis erkennen. — Und diese innere, erhebende und heiligende Wahrnehmung dient dem Wahrnehmenden als das untrüglichste Document von dem Daseyn, von der Wirklichkeit Gottes, wie das Sehen des Lichtes dem Sehenden das untrügliche Zeugniß von der Wirklichkeit des Lichtes gibt.

Diese Wahrnehmung kann zwar dem nicht mitgetheilt werden, welcher sie nicht hat; aber auch das Sehen des Lichtes kann dem nicht mitgetheilt werden, welchem dieses Sehen mangelt, ohne daß hieraus etwas gegen die Wirklichkeit des Lichtes folgt. Der Mensch muß diese geistige Wahrnehmung selbst haben; und die Bedingung, unter welcher er dieser höhern Wahrnehmung fähig wird, ist die Reinigung der Seele. Nur die reinen Herzens sind, werden Gottes inne. Schon Plato stellt als Bedingung des Vernunftwissens die Entsinnlichung auf, d. i. die Zurückziehung der Seele von den sinnlichen Lüsten und Begierden.

Ist aber, fragen die Gegner, diese Wahrnehmung der Vernunft mehr als eine subjective Vorstellung? Entspricht ihr ein wirklicher Gegenstand? Allerdings. Wie der Sinn sich gewiß ist, daß seinen Vorstellungen wirkliche Dinge entsprechen, eben so auch die Vernunft. —

Entspricht ferner der Idee, in welcher die Vernunft Gott erfaßt, kein wirkliches Wesen außer ihr, so ist diese Idee eine Vorstellung ohne Gegenstand, ein Traumbild, und die Vernunft ein Vermögen der Imagination.

Es findet demnach die Alternative statt, entweder den Glauben an die Realität der Vernunft oder den Zweifel am Daseyn Gottes aufzugeben. Der Glaube an die Realität der Vernunft kann aber nicht aufgegeben werden; denn die Vernunft ist sich als Vernunft bewußt: dieses Bewußtseyn dringt sich ihr mit Nothwendigkeit auf, ist mit ihrem Seyn unmittelbar gesetzt, und für sie das Gewisseste aller Gewißheit; daher sie den Glauben an ihre Realität nicht aufgeben kann, ohne unvernünftig und mit ihrem Selbstbewußtseyn im Widerspruche zu seyn. Es muß daher der Zweifel an dem Daseyn Gottes aufgegeben werden. —

Die Vernunft kann sich aber als Vernunft nicht bewußt seyn, ohne sich zugleich der Realität ihrer Ideen, und darum auch der realen Existenz Gottes bewußt zu seyn.

Der Glaube an Gott ist demnach ursprünglich schon in der Vernunft gegründet, und mit ihrem Selbstbewußtseyn ein und derselbe untheilbare Act der Erkenntniß.

Der Zweifel an Gottes Daseyn kann darum nie von der Vernunft ausgehen; nur der Unvernünftige sagt in seinem Herzen: es ist kein Gott.

Auf die Frage: Was für ein Wesen ist Gott? kann eigentlich nur geantwortet werden — ein schlechthin unbegreifliches. Denn wie sollte es der Mensch in seine engen Begriffe fassen können. Was wir daher, sagt Krug, Eigenschaften Gottes (attributa divina) nennen, sind nur Vorstellungen, wodurch wir die Idee Gottes in und für unser Bewußtseyn entwickeln, wodurch also nicht bestimmt wird, was Gott an sich sey, sondern nur, was er für uns sey. — So muß es auch verstanden werden, wenn die Scholastiker sagten, es gebe einen dreifachen Weg, zur Kenntniß der Eigenschaften Gottes zu gelangen, den Weg der Ursachlichkeit, der Verneinung und der Steigerung (via causalitatis, negationis et eminentiae). Denn dieser angeblich dreifache Weg ist eigentlich nur einer. Wir legen nämlich nach unserer Denkweise Gott als Urgrund aller Dinge die Vollkommenheiten seiner Geschöpfe (via causalitatis), jedoch mit Aufhebung aller Mängel oder Schranken derselben (via negationis), folglich im höchsten Grade (via eminentiae) bei.

Der Idee gemäß muß Gott nothwendig gedacht werden mit dem Grundcharakter der Absolutheit, d. i. des Seyns aus und durch sich selbst.

Beruht Gott diesem gemäß auf sich selbst, so ist mit seiner Möglichkeit auch seine Wirklichkeit gesetzt. Möglichkeit und Wirklichkeit sind in ihm eins.

Wenn aber Gott Alles, was er möglicher Weise seyn kann, zugleich und auf einmal ist, so ist von ihm alle Entwickelung, alles Werden ausgeschlossen, er ist der Unveränderliche.

Da nun nur in dem Ewigen und Unveränderlichen wahrhaftes Seyn und wahrhafte Realität ist, so ist nur in Gott wahrhaftes Seyn und wahrhafte Realität. Allen Dingen außer Gott kommt nur wahrhaftes Seyn und wahrhafte Realität zu, insofern sie an dem Wesen Antheil nehmen, welches in Gott ist. Gott ist also das Urwesen aller Dinge.

Da Gott das Urwesen aller Dinge ist, so ist er, indem wahrhaftes Seyn und wahrhafte Realität nur in dem Wahren, Guten und Schönen ist, das Urwesen alles Wahren, Guten und Schönen, er ist das Urwahre, Urgute, Urschöne, in ewiger und untrennbarer Einheit.

Da Gott das Urwahre, Urgute, Urschöne ist, so ist das Wahre, Gute und Schöne in Gott nicht als Prädicat, sondern als Substanz, d. i. als das Wesen und Ansich, welches dem Prädicat als Substrat zu Grunde liegt.

Wahrheit, Güte und Schönheit weisen unmittelbar auf ein geistiges Wesen hin; denn die Wahrheit bezieht sich auf das Wissen, die Güte auf das Wollen, die Schönheit auf das Bilden. Gott ist also ein Geist.

Der Grundcharakter des Geistes ist das Selbstbewußtseyn. Daher kommt Gott nicht ein bloßes Seyn, sondern auch ein Wissen um sich zu. Ein Wesen mit Selbstbewußtseyn ist Person. Gott ist darum Persönlichkeit.

Insofern Gott auch ein Wissen um sich zukommt, ist er Intelligenz. Da das Wissen Gottes um sich selbst zugleich ein Wissen um alle Dinge ist, ist er allwissend.

Da Gott von Ewigkeit und mit seinem Seyn zugleich das Wissen um sich, und mit diesem das Wissen um alle Dinge verbunden ist, so ist auch das Wissen Gottes um sich selbst und folglich durch das Wissen Gottes um alle Dinge ein Wissen von Ewigkeit, und diese Erkenntniß aller Dinge von Ewigkeit nennt man die göttliche Vorhersehung.

Da Gott Intelligenz ist, so sind in ihm auch nothwendig die Attribute der Intelligenz, Verstand und Wille. Gott erkennt aber mit seinem Verstande das Allgemeine und Besondere, unabhängig von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen. Seine Erkenntniß ist kein Forschen, sondern ein Schauen. Sein Verstand ist ein anschauen-

der, und das Charakteristische desselben Weisheit, welche eine unendliche ist, sowohl nach Inhalt als nach Umfang der Erkenntniß.

In Gott als Intelligenz ist nicht nur Verstand, sondern auch Wille. Gott kann aber nur das ihm Gleiche und Verwandte wollen. Darum ist auch sein Wille nur darauf gerichtet, ein Reich der Wahrheit, Güte und Schönheit außer sich zu stiften. Wie der Gegenstand, so muß auch der Antrieb des göttlichen Willens dem göttlichen Wesen gleichartig, mithin ein absoluter Antrieb seyn. Ein solcher heißt Liebe. Von dem göttlichen Willen ist demnach aller Zug des Sinnlichen ausgeschlossen; der göttliche Wille ist ein heiliger Wille.

Zufolge der Heiligkeit seines Willens kann Gott an den guten Handlungen der Menschen nur Wohlgefallen, an den Bösen aber nur Mißfallen haben, was dem Menschen durch die Stimme seines Gewissens verkündigt wird. Mit den guten Handlungen des Menschen ist daher das Bewußtseyn des göttlichen Wohlgefallens, und mit ihm Seligkeit, mit den bösen Handlungen hingegen das Bewußtseyn des göttlichen Mißfallens, und mit ihm Verdammniß verbunden. Man faßt dieß mit dem Ausdrucke zusammen: Gott belohnt das Gute mit Seligkeit und bestraft das Böse mit Verdammniß, und nennt dieß die göttliche Gerechtigkeit, welche darum die unmittelbare Folge seiner Heiligkeit ist.

Der Antrieb des göttlichen Willens ist die Liebe. Der göttliche Wille erglüht von Liebe zum Guten vermöge seiner eigenen Naturvortrefflichkeit, daher ihm die Liebe zum Guten keine zufällige, sondern eine nothwendige Neigung ist. Diese Nothwendigkeit ist aber zugleich wieder mit Freiheit verbunden, denn die Liebe kennt keinen Zwang, sie ist eine in sich fröhliche und darum freie Neigung. Diese mit Nothwendigkeit innigst verbundene Freiheit gibt erst die höchste Selbstständigkeit des Willens. Der göttliche Wille ist daher der selbstständigste Wille.

Der göttliche Wille ist zugleich ein Verwirklichen des Gewollten, der göttliche Entschluß zugleich That und Ausführung. Der göttliche Wille ist unendliche Machtvollkommenheit. Von Gott ist nämlich alle Zeit ausgeschlossen, darum in dem göttlichen Willen kein Vor= und kein Nachher, und deßhalb das Wollen nicht vor dem Vollbringen, sondern zugleich dasselbe ist. Das göttliche Wollen kann ferner nicht, wie das menschliche, als ein Bestreben gedacht werden, um ein Vorgestelltes erst wirklich zu machen, indem dieses von Endlichkeit und Beschränktheit in Gott zeugen würde, mithin nur als ein Wollen, welches zugleich ein Verwirklichen des Gewollten ist. Dei voluntas actio est, sagt der Kirchenvater Gregorius. (S. Nüßlein's Metaphysik.)

(Ueber die einzelnen Eigenschaften Gottes, wie Allmacht, Allwissenheit 2c. sind die betreffenden Artikel selbst nachzusehen).

Gottergebenheit ist die religiöse Gemüthsstimmung, vermöge welcher der Mensch Alles, was ihm begegnet, sey es angenehm oder unangenehm, als göttliche Schickung ansieht, und sich daher gern in den Willen Gottes fügt. Der Gottergebene macht sich daher bei der Möglichkeit unangenehmer Ereignisse, und bei der Unmöglichkeit zu wissen, ob Gott sie von uns abwenden werde, immer im Voraus auf solche gefaßt, und beruhigt sich dabei mit der heiligen Vaterliebe Gottes in seiner Weltregierung, und ist fest entschlossen, sie als moralische Erziehungsmittel zu benützen.

Gottesdienst ist überhaupt Alles, was sich auf Gott in Gesinnungen und Handlungen jedes einzelnen Menschen bezieht, und durch Worte, Mienen und Gebehrden geäußert wird. Die gemeinschaftlichen Andachtsübungen einer zu ihnen versammelten Familie nennt man häuslichen Gottesdienst; die Verehrung Gottes in der Kirche aber öffentlichen Gottesdienst. Uebrigens ist der Ausdruck „Gottesdienst" eigentlich ganz unpassend, weil man Gott vermöge des Begriffes von Dienst, nicht dienen kann. Höchstens paßt das Wort Gottesdienst für solche, welche die Gottesverehrung zu einem bloßen Frohn- und Hofdienste herabwürdigen, die Kirche besuchen, wenn sie entweder ordentlich dazu commandirt, oder durch andere Umstände dazu veranlaßt werden.

Gottesfurcht ist das Bestreben, der Gottheit nicht zu mißfallen, und zwar ein Bestandtheil der Frömmigkeit, aber die Frömmigkeit nicht selbst (Meineke).

Gotteslästerung ist geflissentliche Aeußerung einer Verachtung Gottes und dessen, was sich auf Gott und Gottes Verehrung bezieht, wie z. B. vorsätzliche Schmähungen und Verwünschungen, Aufbürdungen menschlicher Laster, stolze Selbstvergötterung u. dgl.

Gottesverehrung ist der Inbegriff alles dessen, was ein Christ zu thun hat, um die Erkenntniß, welche seine Religion ihm von Gott gibt, und die daraus fließenden Gesinnungen auf eine würdige und gemeinnützige Art an den Tag zu legen. (Reinhard).

Gottlos heißt der Lasterhafte, der sich praktisch von Gott lossagt, sich über die göttlichen Gesetze frech hinwegsetzt, und ohne Scheu vor Gott selbst die gröbsten Verbrechen ausübt.

Gottseligkeit ist ein sittlich gutes und daher seliges Leben in Gott, wie es der echte Gottesverehrer führt. (Krug.)

Gram ist eine anhaltende, starke, tief in's Gemüth eingrabende, und wenn nicht die Zeit ein Heilmittel wird, das Leben verzehrende Traurigkeit, welche daher entsteht, daß man sich ein Uebel als ein solches vorstellt, dessen Folgen sich gar nicht verhindern lassen. (Schulze.)

Gräßlich nennt man, was Grausen, d. h. hohe Furcht, mit Entsetzen verbunden, erregt.

Grausamkeit ist nicht blos Unempfindlichkeit gegen andere empfindende Wesen, sondern auch Vergnügen an ihrer Qual, und äußert sich nicht selten in schrecklichen Mißhandlungen eines Unglücklichen.

Grille ist eine fixe Einbildung, verbunden mit Grübelei, welche ihr vorausgeht und nachfolgt. (Carus.)

Grimm bezeichnet den höchsten Grad des Zorns, der vorzüglich durch eine, von Anderen erfahrene verächtliche Behandlung hervorgebracht wird, und sich auch äußerlich durch entstellende Gebehrden zu erkennen gibt.

Grobheit ist die Handlungsweise, nach der man Andern die schuldige Achtung, sowohl in Handlungen als auch in Worten versagt, und ist von zweierlei Art, nämlich die dumme und die hochmüthige, wovon jene ihren Grund in Mangel an Bildung, diese in unedelem Stolze hat. (Ammon.)

Groll ist eine heimliche eingewurzelte Feindschaft oder ein fortdauernder versteckter Haß.

Größe ist ein Verhältnißbegriff, denn groß nennt man einen Gegenstand nur in Bezug auf das Maß, womit man ihn mißt. Es kann daher ein und derselbe Gegenstand in der einen Beziehung groß, in der andern klein heißen. Im Allgemeinen nennt man groß, was sich durch die Menge seiner Theile und seine weite Ausdehnung, oder durch seine vorzügliche Kraft, Wichtigkeit und Würde vor andern Dingen sehr merklich auszeichnet.

Großmuth bezeichnet eigentlich ein großes Gemüth, das Kleinigkeiten nicht achtet, und daher auch Beleidigungen, die keinen Widerstand fordern, verzeiht, und bei sich darbietenden Gelegenheiten auch dem Feinde Gutes thut.

Großsprecherei heißt die Prahlerei, insofern sie sich im Reden zeigt und diese bloße Erdichtungen und Uebertreibungen enthalten, also wie Meineke sagt, ein Rühmen erdichteter Vorzüge, und meistentheils mit Aufschneiderei verbunden. Der Großsprecher rühmt sich, meistens mit Ungrund, großer, wichtiger Dinge, und verspricht auch wohl viel, was er nicht halten kann.

Großthuerei ist die Sucht, sich durch äußern Prunk ein Ansehen zu geben, oder vor Andern, die in Hinsicht des Standes und Vermögens höher stehen, auszuzeichnen, ohne die zu diesem Prunke nöthigen Mittel, oder die dem äußerlichen Glanze angemessene Bildung zu haben, wobei also oft der Mangel an Vermögen und Bildung durchschimmert. Das Großthun ist daher, wie Platner sagt, die Prahlerei, insofern sie sich in Handlungen zeigt, und die Vollkommenheit blos erdichtet ist.

Grotius (Hugo de Groot) geb. 1583 zu Delft, gest. 1645 zu Rostock, bahnte den Weg zu freieren Untersuchungen über das Rechtliche und Sittliche durch sein berühmtes

Werk, vom Rechte des Krieges und Friedens (de jure belli et pacis), den ersten Versuch eines philosophischen Völkerrechts. Sein sittliches Gemüth ergriff diesen Gegenstand, um die Menge und Grausamkeit der Kriege zu vermindern. Er ging daher von Grundsätzen des Naturrechts aus, und suchte, durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit unterstützt, auf die Uebereinstimmung aller Völker in rechtlichen Begriffen aufmerksam zu machen — der Weg der Induction für die praktische Philosophie, worauf ihn wahrscheinlich Baco's Beispiel geführt haben mochte. Er fing an, sich mehr als seine Zeitgenossen von den Fesseln der Autorität loszumachen, obgleich der Reichthum seiner Belesenheit oft der Untersuchung nachtheilig ist, legte den Grund zur Erörterung des Begriffs des Rechts, als eines moralischen Vermögens, suchte den Grund desselben in der Neigung des Menschen zur Geselligkeit (Socialität; daher das Princip: societatis custodia), unterschied das Naturrecht (als dictamen rectae rationis) von dem positiven (jus voluntarium) sowohl göttlichen als menschlichen Recht, ungeachtet er es für identisch mit einem allgemeinen göttlichen und positiven Recht erklärte. Auch nahm er die Unterscheidung des vollkommenen und unvollkommenen Rechts, der rechtlichen und ethischen Verbindlichkeit an. Wenn auch Grotius in allem diesen nur den Weg bahnte, so hat er doch den Untersuchungsgeist geweckt, und einen reichen Stoff zu weiterer Bearbeitung niedergelegt. Seine Schrift machte Epoche und wurde vielfältig commentirt.

Grotesk ist die Gattung des Niedrigkomischen, welche durch phantastisch launige, oft anscheinend närrische seltsame Verbindung verschiedenartiger Dinge entsteht, eine Art Zerrbild. Es hat seinen Namen von dem italienischen grotta, Höhle, weil man zuerst in den unterirdischen Gemächern, dann in andern römischen Ruinen die besondere und seltsame Gattung von Malereien und architektonischen Verzierungen entdeckte, wo Genien, Menschen, Thiere mit Laub- und Blumenwerk verbunden, chimärisch gebildet erscheinen, die man Grotesken nannte. Man hat sie häufig mit den Arabesken verwechselt, weil sie, wie diese, abentheuerlich gestaltet sind, und zu Ornamenten gebraucht werden; sie unterscheiden sich aber von den Arabesken dadurch, daß sie nicht nur Blumenzüge, sondern auch menschliche Figuren enthalten, die gleichsam aus den Knospen und Blättern hervorzuwachsen scheinen. Wenn man, sagt ein Aesthetiker, das Groteske als etwas Unedles und Abgeschmacktes hat verwerfen wollen, so hat man nur den rechten ästhetischen Gesichtspunkt dafür noch nicht gefunden, den eines umgekehrten Ideals. Von dieser Seite betrachtet erscheint es, wo es nur sonst mit Geist und Herz behandelt ist, als ungemein brauchbar; denn die Satyre reicht der Komik schwesterlich die Hand, um durch das umgekehrte Ideal für das Ideale zu wirken. (Zeitteles).

Grübelei heißt das mühsame, ja oft ganz unnütze und zu nichts führende Nachdenken über einen, bisweilen höchst kleinlichen und unwichtigen Gegenstand.

Gruber Joh. Gottfr., geb. 1774 zu Naumburg hat früher mehrere historische, ästhetische, philosophische Schriften herausgegeben, und gibt jetzt mit Ersch ein großes Realwörterbuch (allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Ordnung. Leipzig 1818 ff. 4.) heraus.

Gruithuisen Franz v. Paula, Doctor der Medizin und ausübender Arzt zu München, hat außer mehrern medicinischen und physikalischen Schriften auch einige philosophische herausgegeben. Er starb im Jahre 1853 als Professor an der Universität in München.

Grund ist eigentlich dasjenige, worauf ein anderes ruht, also die Unterlage eines Dinges. Es gibt aber auch in der Gedankenwelt Gründe, insofern ein Gedanke auf dem andern ruht oder durch ihn begründet wird. Man läßt den einen Gedanken um des andern willen gelten, hält den einen für wahr, weil man den andern schon als wahr anerkannt hat, leitet also einen von dem andern ab, und nennt den abgeleiteten Folge von dem andern. Der Grund ist das, dessen Gesetztseyn ein anderes unwiderstehlich nach sich zieht, Folge aber, was nur gesetzt ist, weil jenes gesetzt ist; das Verhältniß zwischen beiden ist nothwendig, sie sind Correlate. Ein Grund, auf den Nichts folgte, wäre nicht Grund von etwas, und eine Folge, welche nicht aus einem Grunde hervorginge, wäre nicht Folge von Etwas; wenn nichts vorausgeht, kann nichts folgen.

Grundsatz ist ein unmittelbar evidenter Satz, der sich aus keinem höhern ableiten läßt, aus dem sich aber andere Sätze ableiten lassen, oder ist ein subjectiv wahrer, allgemein anerkannter Satz, der keines Beweises bedarf, aus welchem die Wahrheit anderer durch richtige Schlußfolge abgeleiteter Sätze erkennbar ist.

Gundling Nikol. Hieron., geb. zu Nürnberg 1671, gest. 1729 als Professor zu Halle, wo er stets mit großem Beifalle gelehrt hatte. Er philosophirte im Ganzen eklektisch, war aber als speculativer Philosoph vornehmlich dem Empirismus Locke's, zu dessen Verbreitung in Deutschland er viel beigetragen, als praktischer Philosoph hingegen den Grundsätzen des Thomasius ergeben. Von der Leibnitz-Wolfischen Philosophie eignete er sich den Optimismus an. In der Geschichte der Philosophie, mit der er sich auch viel beschäftigte, scheint er eine besondere Neigung gehabt zu haben, überall Atheismus zu finden, selbst bei Plato.

Gunst ist diejenige Aeußerung, vermöge der man sich des Guten freut, das man an Andern findet oder ihnen erweisen kann (Krug).

Gut nennt Kant überhaupt dasjenige, was einen Werth hat; de Wette: dasjenige, was einen bleibendern Werth hat, als das blos Angenehme; Schulze: alles, was Gegenstand des Begehrens ist; Reinhard: „alles, was die Erreichung der Absicht begünstigt, auf welche das ganze Triebwerk eines Geschöpfes gerichtet ist; Zerrener: was so ist, wie es seyn soll, oder was seine Bestimmung erfüllt.

Gut, höchstes, ist im absoluten Sinne der Zustand eines Wesens, welches durch eine reingeistige Selbstthätigkeit Ursache seiner Vollendung und Seligkeit ist. (Ein solches Wesen ist Gott, den wir uns daher als das personificirte höchste Gut denken.) Im relativen Sinne ist es der Zustand eines Menschen, der unter der Beihilfe der Natur durch Weisheit und Tugend den erreichbar höchsten Grad der Gottähnlichkeit errungen hat (Ammon).

Gut, moralisch, ist das, was nach dem Urtheile des Gewissens dem Pflichtgebote entspricht (de Wette).

Gütig heißt derjenige, der stets bereit und geneigt ist, das Beste Anderer, soviel in seinen Kräften steht, zu befördern.

Gutmüthig heißt derjenige, der eine sanfte Gemüthsart hat.

Gutwillig heißt derjenige, welcher aus Gutmüthigkeit bereit ist, das zu thun, was Andere wünschen; es heißt aber auch so viel als freiwillig, d. i. ohne sich zwingen zu lassen.

H.

Habgier und **Habsucht** sind zwar nahe verwandt, lassen sich aber doch, streng genommen, auch von einander unterscheiden. So erklärt Carus die Habgier als das eben so lüsterne und ungenügsame, als unternehmende heftige Verlangen, sich auf Unkosten Anderer zu bereichern; die Habsucht hingegen, als die blinde Begierde zu haben, d. h. zu ergreifen, zu erlangen, nur um zu haben, wäre es auch nur auf den Augenblick, aus Eigensinn, um das Erlangte entweder zu verschenken oder zu verschwenden. Auffallend ist aber die Verschiedenheit von Habsucht und Geiz; dieser ist mehr passiver, jene mehr activer Natur; der Geiz will zunächst nur erhalten, und wenn er mehr wünscht als er besitzt, es nur besitzen, ohne es anzuwenden; die Habsucht hingegen will zunächst nur ihren Wirkungskreis erweitern, um Gewalt zu üben, oder den Besitz auf irgend eine Weise anzuwenden. Der Geiz gibt nicht gern, die Habsucht greift gern nach dem, was Andern angehört. Der Geiz ist immer mit Furchtsamkeit und Aengstlichkeit verbunden, die Habsucht hingegen kühn, gewaltsam und offen; wenn sie sich mit Herrschsucht verbindet, und fremdes Eigenthum an sich reißt, um damit die Diener ihrer Macht geneigt zu machen. Der Jüngling, der genußsüchtig ist, ist mehr zur Habsucht, der Greis hingegen mehr zum Geiz geneigt.

Häcceität, ein barbarisch scholastisches Wort, um die Einzelheit oder Individualität zu bezeichnen.

Hagestolz heißt eine Person, die schon bejahrt ist, sich aber nicht verheirathet hat, obwohl sie hätte heirathen können, wenn sie nur gewollt hätte. Ein bejahrtes, aber unverheirathet gebliebenes Frauenzimmer nennt man Hagestolzin.

Halsgericht heißt das peinliche Gericht, wo über Leben und Tod grober Verbrecher geurtheilt wird.

Halsstarrigkeit ist ein sehr hoher Grad des Eigensinnes, vermöge dessen man sich durch nichts von seiner vorgefaßten Meinung, oder von dem, was man will, abbringen läßt.

Haller Karl Ludw. von, (ein Enkel des großen Albrecht von Haller) war im J. 1795 als Secretär des täglichen Raths in seiner Vaterstadt Bern eingetreten, wanderte 1800 nach Deutschland aus, kehrte aber 1806 als Professor der Geschichte an der Universität nach Bern zurück, wo er 1814 zum Mitglied des kleinen Stadtraths und des großen Raths ernannt wurde. In seiner Lettre á sa famille, pourlui declarer son retour á l'eglise catholique, apostolique et romaine nennt sich Haller peu instruit, dout l' education fut assez negligée, und versichert, noch 1800 keine andere Religion gehabt zu haben, als die natürliche. Nach Umänderung der Aristokratie Berns in eine republicanische Verfassung wanderte H. aus und faßte die gleichsam fixe Idee, daß, um den überall verbreiteten, geheimen revolutionären Gesellschaften entgegen zu wirken, eine geistige Gegenverbrüderung unentbehrlich sey, welche er sich bald nur als eine geistliche dachte. In seinem zur Wiederherstellung von Europa von Gott, wie er hoffte, bestimmten Werke: „Restauration der Staatswissenschaft" vertheidigte er das göttliche Recht der Regenten und der Optimaten, indem er die Lehre vom bürgerlichen Grundvertrage verwarf.

F. J. Stahl spricht sich in seiner Philosophie des Rechts (Bd. II. Abthlg. 1.) über Haller's Restauration auf folgende Weise aus: „Haller's Restauration hat in Deutschland vielleicht am meisten Aufsehen erregt, obwohl sie die werthloseste von allen Schriften dieser Gesinnung ist, so daß sie weder das enorme Lob ihrer Partei, noch die enormen Vorwürfe der despotischen Gesinnung, die ihr gemacht werden, wirklich verdient. Haller ist der Rationalist unter den contrerevolutionären Schriftstellern, er verfolgt nicht, wie die andern, lebendige, mannigfache Anschauungen, sondern führt gleich dem Naturrecht einen obersten Satz mit logischer Folgerichtigkeit durch alle Verhältnisse durch. Sein voluminöses Werk ist in der That bei weitem ärmer an Gedanken, als eine kleine Broschure Ad. Müllers. Es beruht die ganze Masse auf ein paar einfachen, und nicht sehr bedeutenden Sätzen, und man wird die vollkommenste Einsicht in dieselben erhalten, wenn man dem eigenen Motiv Haller's nachgeht u. s. w.

Haltung bezeichnet im Allgemeinen diejenige Beschaffenheit eines Ganzen, vermöge welcher seine Theile so geordnet und verbunden sind, daß einer den andern gleichsam trägt und hält. Von dem Menschen sagt man überhaupt er habe eine gute oder schlechte Haltung, je nachdem das Einzelne der Erscheinung zum Ganzen stimmt oder nicht. Insbesondere schreibt man dem Menschen sittliche Haltung zu, wenn die Grundlage des Charakters eine edle ist. Einem charakterlosen Menschen aber, dessen Bestrebungen, Neigungen, Wünsche und Hoffnungen, dessen ganzes Benehmen überhaupt etwas Unbeständiges, Zerrissenes, widerstreitendes an sich hat, wirft man Mangel an Haltung vor. Eben so sagt man auch von einem menschlichen Werke, daß es ihm an Haltung mangle, wenn man an demselben eine consequente Verfolgung gewisser Grundsätze und Zwecke vermißt.

Hamann Joh. Georg, der sich auf dem Titel einiger seiner Schriften den Magus aus Norden nannte, wurde am 27. August 1730 zu Königsberg in Preußen geboren, und starb zu Münster am 21. Juni 1788, nachdem er ein sehr unstätes Leben geführt und fast immer mit einem kränklichen Körper, oft auch mit Nahrungssorgen gekämpft hatte. Wie sein Geist sich nicht in die gesellschaftlichen Formen des Lebens finden konnte und daher in keinem Lebensverhältnisse lange ausdauerte, so verschmähte

er auch die Fesseln eines regelmäßigen und anhaltenden Studiums irgend eines wissenschaftlichen Gebiets, beschäftigte sich daher nach und nach mit Philosophie, Theologie, Jurisprudenz, Politik, Handelswissenschaft und schöner Literatur, leistete aber eben deßwegen in keinem dieser Gebiete etwas recht Ausgezeichnetes, ungeachtet er mit großen Talenten ausgerüstet war. Auch seine Schriften tragen dasselbe Gepräge des Unsteten und Unzusammenhängenden, sind oft dunkel und unverständlich, enthalten aber doch viel Eigenthümliches und Geistreiches. Man hat ihn daher nicht unpassend den Magus aus Norden genant, denn Vieles klingt wirklich wie ein magischer Orakelspruch. Herder und Jacobi haben zuerst auf dessen anfangs sehr vernachläßigte Schriften aufmerksam gemacht. Auch Jean Paul hat wiederholt auf ihn hingedeutet, wodurch endlich Friedr. Roth veranlaßt wurde, Hamann's Schriften in 8 Bänden (Berlin 1821—25) zu sammeln, in denen allen ein tiefer religiöser Sinn nicht zu verkennen ist, der sich kräftig aber mehr in begeisterten Blicken, als in zusammenhängender Betrachtung über alle wesentliche Gegenstände des Lebens ausbreitet. Fragmente aus Hamann's Schriften enthalten die von Cramer herausgegebenen „Sibillinischen Blätter des Magus im Norden" (Leipzig 1819). — In Jacobi's Briefwechsel finden sich viel interessante Briefe von ihm. Auch hat Göthe im 3. Bd. seiner Biographie eine treffende Schilderung von ihm entworfen. — Daß Kant Hamann's Schriften benutzt und manche seiner Ideen daraus oder auch aus mündlichen Unterredungen mit H. geschöpft habe, ist wohl möglich, aber nicht erweislich.

Handeln heißt entweder überhaupt thätig seyn, insbesondere körperlich thätig seyn, oder es bezeichnet insbesondere das Umtauschen solcher Gegenstände, die zum Eigenthum eines Menschen gehören. In letzterer Hinsicht bezieht sich dann der Handel auf die höhern Zwecke der Menschheit und besteht darin, daß er die Producte der verschiedenen Weltgegenden und die Arbeiten der Menschen gegen einander austauscht, und theils Dinge herbeischafft, welche entweder gar nicht, oder nicht in solcher Vollkommenheit zu haben sind, oder auf deren Verfertigung mehr Kräfte verwendet werden mußten, als die Herbeischaffung erfordert; theils aber auch die Vermittelung zwischen den Hervorbringenden oder Verfertigern und Verbrauchenden übernimmt. In soweit ist der Handel ein realer und solider, dessen charakteristisches Merkmal darin besteht, daß er ein Dienst für das gesammte Menschengeschlecht ist.

Handelsfreiheit bezeichnet die äußere Freiheit des menschlichen Verkehrs im Umtausche von Lebensgütern aller Art. Wenn man erwäget, daß dieser Verkehr nicht blos auf das physische Wohlseyn, sondern auch auf die geistige Bildung des Menschen einen wesentlichen Einfluß hat, indem er nicht blos die menschliche Thätigkeit weckt und dadurch Veranlassung zu einer Menge von Erfindungen gibt, sondern auch Kenntnisse durch Umtausch der Ideen verbreitet; so ist es ohne Zweifel eine Forderung der Vernunft, daß der Handel möglichst frei seyn soll. Da aber die Lebhaftigkeit des menschlichen Verkehrs wesentlich auf Wechselseitigkeit des Umtausches beruht, so muß aller Handel activ und passiv zugleich seyn. Ein freier Handel bei mäßigen Zöllen ist das Zuträglichste für jeden Staat, Handelssperre aber das Nachtheiligste, was die Unklugheit der Finanzmänner ersonnen hat. Eine der besten Schriften über den Handel und die nothwendige Freiheit desselben ist Geier's Vers. einer Charakteristik des Handels. Würzb. 1825 (Krug).

Handlung, psychologisch betrachtet, ist jede aus einem durch die Freiheit bestimmten Entschlusse erfolgende Wirksamkeit unserer Kräfte. (Schulze.)

Handlungsart nennt Krug die Form der Handlung, d. h. die Gesetzmäßigkeit einer menschlichen Thätigkeit, abgesehen von ihrem Stoffe oder Gegenstande. Dann in engerer Bedeutung die Form der vom Willen abhängigen und durch Gesetze der Vernunft bestimmten praktischen Thätigkeit des Menschen. Nach Meineke aber bezeichnet Handlungsart die Materie der Handlung (d. h. das, was durch dieselbe bewirkt wird und werden soll) ihren einseitigen, vielseitigen und allseitigen Zweck. Davon unterscheidet er nun die Handlungsweise, d. i. die Form der Handlung als das, was bei der Handlung von mir selbst abhängt, je nachdem ich blos thierisch, oder verständig oder vernünftig handle.

Hang ist eine starke, habituell gewordene Begierde, oder ein stärkerer Grad der Neigung d. h. des durch öftere Befriedigung einer Begierde zur Gewohnheit gewordenen Begehrens.

Hansch M. G., geb. 1683 bei Danzig, gest. 1752 zu Wien, einer der ersten deutschen Philosophen, welche sich für die Leibnitzische Philosophie erklärten und dieselbe auch in Schriften erläuterten und vertheidigten.

Harm heißt der Gram, wenn er mit der Ueberzeugung verbunden ist, daß das Uebel in allen künftigen Zeiten fortdauern werde. Eberhard erklärt Gram als Schmerz über die Unwiederbringlichkeit und Unersetzlichkeit eines verlornen Gutes, das man zu seiner Glückseligkeit für unentbehrlich hält.

Hartley Dav., geb. 1704 zu Illingworth, gest. 1757 zu Bath, ein philosoph. Arzt, der den Locke'schen Empirismus auf die Erklärung psychologischer Erscheinungen anwandte, indem er alle geistige Thätigkeit auf Ideenassociation, Nerven- und Aetherschwingungen zurückführte, weßhalb er sich auch für den Determinismus erklärte, Gott und Unsterblichkeit aber trotz seiner materialistischen Ansicht vom Menschen bestehen ließ.

Hartherzigkeit ist die Unempfindlichkeit gegen die Leiden Anderer, also der Mangel der angemessenen Empfänglichkeit für das Mitleiden.

Hartnäckigkeit ist Eigenwille, verbunden mit Unnachgiebigkeit, oder der Fehler, vermöge dessen man weder durch richtige Vorstellungen Anderer, noch auch durch eingetretene Veränderung der Umstände von der Ausführung eines Beschlusses abgehalten wird.

Haß ist ein starkes Verabscheuen einer Sache oder eine leidenschaftliche Verabscheuung einer Person. Er ist daher seiner Natur nach mit dem Streben verbunden nach einer Trennung von der gehaßten Person, hat wohl auch ein Wohlgefallen an ihrem Uebelseyn, und ist auch, wenn er in höherem Grade stattfindet, mit Anwendung der Kräfte verbunden, um dieses Uebelseyn zu bewirken und zu vermehren. Die höchsten und bis zur Leidenschaft gesteigerten Grade des Hasses sind Mißgunst, Neid, Rachsucht und Boshaftigkeit.

Hausrecht begreift im weitern Sinne alle Glieder der häuslichen Gesellschaft in ihrer Vollständigkeit gedacht, also das Recht der Ehegatten gegen einander, das Recht der Eltern und Kinder, der Herrschaft und Dienerschaft, das Recht der ganzen häuslichen Gesellschaft gegen andere Gesellschaften derselben Art und gegen den Staat. Da aber die häusliche Gesellschaft ein Element der bürgerlichen ist, so muß sie auch den Gesetzen dieser unterworfen seyn, jedoch muß sich der bürgerliche Gesetzgeber hüten, sich nicht in Dinge einzumischen, die ihn eigentlich nichts angehen. (Krug.)

Hauswirthschaft ruht auf allgemeinen Grundsätzen des Rechts, der Sittlichkeit und der Klugheit, und die Entwickelung dieser Grundsätze fällt der Hauswirthschaftslehre der Oekonomik zu, die man in früherer Zeit auch als einen Theil der Philosophie betrachtete. S. Aristotelis Oeconomia. Wolfii Oeconomia. Halle 1750.

Hebräische Philosophie. Die Hebräer oder Israeliten haben uns in ihren heiligen Schriften, welche aus verschiedenen Perioden sind, die ältesten Philosopheme über Weltschöpfung, Weltregierung und Ursprung der Sünde überliefert und einen durchgreifenden Monotheismus aufgestellt. Moses Schriften enthalten sinnvolle Sagen und Anordnungen, aber keine Philosophie. Die Könige David und Salomo waren Männer von hoher Lebensweisheit. Sie und die Propheten haben vorzüglich die Sittenlehre in Gnomen vorgetragen. Die wissenschaftliche Philosophie aber ist von den Israeliten erst später bearbeitet worden. Die Sekten der gesetzlichen Pharisäer, der freidenkerischen Saduzäer und der beschaulichen Essäer, welche Josephus in seinen hebräischen Alterthümern mit den Schulen der Stoiker, Epikureer und Pythagoreer vergleicht, haben nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit mit diesen. Später nahmen zwar die Hebräer Antheil an philosophischen Forschungen, wie Philo's von Alexandrien Schriften beweisen. Aber sie fielen auch bald auf kabbalistische Träumereien und rabbinische Spitzfindigkeiten, welche der Philosophie mehr schadeten, als nützten. In neuerer Zeit ist aus diesem in alle Welt zerstreuten Volke einer der größten Philosophen —

Spinoza — hervorgegangen, in dessen Fußstapfen neuerdings mehrere eingetreten sind, aber ohne ihn zu erreichen.

Hedonismus ist diejenige moralische Theorie, welche das Vergnügen oder den Sinnengenuß für das höchste Gut erklärt, wie dieß Aristipp und die von ihm gestiftete kyrenaische Schule gethan hat.

Heereboord, Adrian, ein holländischer Philosoph des 17. Jahrhunderts (gest. 1659), war Professor der Philosophie zu Leyden und insbesondere der kartesianischen Philosophie ergeben.

Hegel, Georg Wilh. Friedr., geb. am 27. Aug. 1770 zu Stuttgart, gest. an der Cholera am 14. Nov. 1831 zu Berlin. — Zum theologischen Studium bestimmt, bezog er im Herbst 1788 die Universität Tübingen, wo er als herzoglicher Stipendiat das sogenannte theologische Stift bezog. Nachdem er den für die Stiftler vorgeschriebenen zweijährigen phylosophischen Cursus durchgemacht hatte, erwarb er sich in seinem zwanzigsten Jahre die Würde eines Magisters (Doctors) der Philosophie.

Mit seinem Stiftsgenossen Hölderlin trat er in die innigste Freundschaftsverbindung; er studirte mit ihm und andern Freunden Platon, Kant, Jacobi u. A. Im Jahre 1790 trat der erst fünfzehnjährige, frühreife Schelling in den Hegel'schen Kreis, und der politische Clubb brachte ihn mit Hegel in nähere Berührung und wissenschaftlichen Umgang. Nachdem er im Herbste die gesetzmäßige Candidatenprüfung absolvirt und einige Wochen in Stuttgart verlebt hatte, nahm er in Bern eine Hauslehrer-Stelle an, und beschäftigte sich mit theologischen und historischen Studien. Das zuversichtliche und ruhmgekrönte schriftstellerische Auftreten Schellings weckte Hegel aus seinen stillen Studien und Entwürfen zu Anknüpfung einer Correspondenz mit Schelling, worin Theologisches und Philosophisches besprochen wurde.

Im Jahre 1796 verschaffte Hölderlin dem Freunde in der Schweiz eine Hauslehrerstelle in Frankfurt, die er im Januar 1797 antrat. Die sorgenfreiere und mußevollere Stellung, die Hegel hier fand, ließ ihm zu größern literarischen Arbeiten Zeit. Hier war es auch, wo das Hegel'sche System der Philosophie mit stiller Allmählichkeit aus seinem Geiste hervorging.

Nach dem im Jahre 1799 erfolgten Tode seines Vaters faßte er mit einem Vermögen von etwas über 3000 Gulden den Entschluß, in die akademische Sphäre überzugehen, und kündigte seinen Plan, nach Jena sich zu begeben, seinem Freunde Schelling an. Als er im Januar 1801 nach Jena übersiedelte, beurkundete er zunächst seine philosophische Physiognomie durch die bis zum Juni 1801 verfaßte Schrift: „Die Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems," worauf er seine Habilitation als Privatdozent der Philosophie betrieb, so daß er im Wintersemester 1801—2 zuerst mit Logik und Metaphysik auftrat.

Als akademischer Lehrer besaß Hegel nicht den zuverläßigen und hinreißenden Vortrag, wodurch Schelling in Jena Glück machte. In den Jahren 1802—3 gab Hegel mit Schelling ein kritisches Journal der Philosophie heraus, woran jedoch Schelling nur geringen Antheil nahm. Nachdem aber dieses Journal bereits zu Anfang des Jahres 1803 zu erscheinen aufgehört hatte, ging Schelling im Sommer dieses Jahres als Professor nach Würzburg, und Hegel befreite sich seitdem mehr und mehr von dem mystischen Elemente, in welches die Schelling'sche Philosophie auszuarten anfing. Er muthet jetzt der Philosophie zu, die Religion zu ersetzen.

Aus den Einleitungen zur Logik und Metaphysik, in denen Hegel den Begriff der Erfahrung entwickelte, welche das Bewußtseyn von sich selbst mache, entsprang seit 1804 die Anlage zur Phänomenologie des Geistes, welche im Jahre 1807 als 1. Theil seines Systems wirklich herauskam.

Hegel's Wunsch, nach Heidelberg berufen zu werden, ging dießmal nicht in Erfüllung. Die Jenenser Katastrophe im Herbste 1806 veranlaßte Hegel, im Frühjahr 1807 nach Bamberg zu übersiedeln, wo ihm sein Freund Niethammer eine Stellung als Redacteur einer politischen Zeitung verschaffte, die er jedoch nur bis zum Herbste 1808 versah. Durch die Bemühungen des mittlerweile als Oberstudienrath nach München versetzten

Niethammer erhielt Hegel im November dieses Jahres die Stelle eines Rectors am Aegidien-Gymnasium zu Nürnberg, wo ihm namentlich oblag, den Unterricht in der Philosophie und Religion zu ertheilen.

Im Sommer des Jahres 1816 erhielt Hegel einen Ruf als Professor der Philosophie nach Heidelberg, welchen er auch sogleich annahm, während ihm fast gleichzeitig eine Professur in Berlin auf den noch nicht wieder besetzten Lehrstuhl Fichte's angetragen war. In Heidelberg trat er zum erstenmal mit dem Ganzen seiner Philosophie hervor, indem er zum Gebrauch für seine Vorlesungen den im Wintersemester 1816—17 daselbst gehaltenen Vortrag „der Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften" dem Drucke übergab. Zugleich übernahm er an den Heidelberger Jahrbüchern für Literatur die Redaction der philosophischen und philologischen Abtheilung.

Obwohl sich nun Hegel in seinen dortigen Verhältnissen ganz zufrieden befand, so nahm er doch einen ihm vom Minister Altenstein, auf Vorschlag Solger's, gemachten Antrag an Fichte's Stelle nach Berlin zu gehen, alsbald an, bewerkstelligte seinen Ueberzug dorthin im Herbst 1818 und eröffnete mit dem Beginne des Wintersemesters seine Vorlesungen. Seinen Eintritt in die Akademie der Wissenschaften hintertrieb aber Schleiermacher, mit dem er innerlich gespannt lebte, weil er den Standpunkt Schleiermacher's, welcher für die Religion das Gefühl als Prinzip genommen, indirect, ohne den Namen zu nennen, angegriffen hatte.

Im Jahre 1827 wurde auf Hegel's Anregung, unter Unterstützung der Regierung, eine kritische Zeitschrift unter dem Titel: „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" gegründet, welche fortan das Organ der Hegel'schen Schule wurde. Allmählig hatte sich die Hegel'sche Philosophie auch über die Grenzen Deutschlands verbreitet und in Frankreich durch Victor Cousin, in den Niederlanden, in Holland, in Dänemark, in Finland durch Schüler und Anhänger Hegel's Vertreter.

Je mehr nun die Berliner Jahrbücher zur Propaganda der Hegel'schen Lehre sich ausbildeten, und je größer in kurzer Zeit der Kreis davon wurde, die sich ihnen als rüstige Mitarbeiter anschlossen und gegen die andern philosophischen Richtungen Opposition bildeten; um so entschiedener und heftiger wurden auch die Angriffe, welche von Seiten der Theologie und anderer Philosophien gegen die neue philosophische Macht erhoben wurden.

Kurze Andeutung des Hervorganges des Systems der Hegel'schen Philosophie aus der Schelling'schen Identitäts-Philosophie die Schrift: „Ueber die Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems" und Hegel's Abhandlungen im kritischen Journal für Philosophie zeigen uns den Hervorgang des Hegel'schen Standpunktes aus dem Schelling'schen.

„Wenn das Absolute, so wie seine Erscheinung, die Vernunft, ewig Eins und Dasselbe ist, so hat jede Vernunft, die sich auf sich selbst gerichtet und sich erkannt hat, eine wahre Philosophie producirt und sich die Aufgabe gelöst, welche zu allen Zeiten dieselbe ist. Was einer Philosophie eigenthümlich ist, kann eben darum, weil es eigenthümlich ist, nur zur Form des Systems, nicht zum Wesen der Philosophie gehören; das wahrhaft Eigenthümliche einer Philosophie ist die interessante Individualität, in welcher die Vernunft aus dem Bauzeug eines besondern Zeitalters sich eine Gestalt organisirt hat. Entzweiung ist der Quell des Bedürfnisses der Philosophie; solche fest gewordene Grundsätze von Vernunft und Sinnlichkeit, Intelligenz und Natur, Subjectivität und Objectivität aufzuheben, ist das einzige Interesse der Vernunft; für den Standpunkt der Entzweiung ist die absolute Synthesis ein Jenseits, und die Aufgabe der Philosophie besteht darin, diese Voraussetzungen zu vereinen, das Seyn in das Nichtseyn als Werden und die Entzweiung in das Absolute als dessen Erscheinung, das Endliche in das Unendliche als Leben zu setzen.

Das Werkzeug des Philosophirens ist die Reflexion als Vernunft; nur insofern die Reflexion Beziehung auf das Absolute hat, ist sie Vernunft und ihre That ein Wissen. Durch diese Beziehung vergeht aber ihr Werk und nur die Beziehung besteht, und ist die einzige Realität der Erkenntniß. Diese Beziehung der Beschränktheit auf das

Absolute, in welcher Beziehung nur die Entgegensetzung im Bewußtseyn, hingegen über die Identität eine völlige Bewußtlosigkeit vorhanden ist, heißt Glaube, dessen unmittelbare Gewißheit die Vernunft selbst ist, die sich aber nicht erkennt, sondern vom Bewußtseyn der Entgegensetzung begleitet ist. Außer dieser negativen Seite hat das Wissen eine positive Seite, die Anschauung. Das transcendentale Wissen vereinigt beides, die Reflexion und Anschauung; es ist Begriff und Seyn zugleich; im philosophischen Wissen ist das Angeschaute eine Thätigkeit der Intelligenz und der Natur, des Bewußtseyns und des Bewußtlosen zugleich.

Es ist nur Eine Philosophie und Eine Wissenschaft der Philosophie; was man verschiedene philosophische Wissenschaften nennt, sind nur Darstellungen des Einen und ungetheilten Ganzen der Philosophie unter verschiedenen ideellen Bestimmungen oder in verschiedenen Potenzen. Die Vollendung der Wissenschaft erfordert, daß ebensowohl die Anschauung und das Bild mit dem Logischen vereinigt und in das rein ideele aufgenommen sey, als daß der abgesonderten, obzwar wahrhaften Wissenschaft ihre Einzelheit genommen und ihr Prinzip nach seinem höhern Zusammenhang und Nothwendigkeit erkannt und eben dadurch vollkommen befreit werde. Der Punkt, über welchen Manche in der Philosophie nicht hinauskommen, ist die unbedingte Forderung, das Absolute außer sich zu haben oder umgekehrt, das Ich außer dem Absoluten zu halten; unmöglich also auch, daß in der Zeit eine Ewigkeit sey und das Endliche sich die Unendlichkeit vorausnehme.

Die Wirkung des Christenthums, das die ganze Cultur der spätern Welt allgebietend bestimmte, ist die Aufnahme des Absoluten in die innerste Subjectivität. Was bleibt ist nur, was alle Entzweiung aufhebt; denn nur dieses ist wahrhaft Eins und unwandelbar dasselbe. Einzig aus diesem kann sich ein wahres Universum des Wissens, eine Alles umfassende Gestaltung entwickeln. Nur was aus der absoluten Einheit des Endlichen und Unendlichen hervorgeht, ist unmittelbar durch sich selbst fähig, in der Religion objectiv, ein Quell neuer Anschauung und ein allgemeiner Typus alles desjenigen zu werden, worein das menschliche Handeln die Harmonie des Universums auszudrücken und abzubilden bestrebt ist. Das wahre Wissen ist nicht ohne die vollendete Einbildung oder Auflösung des Besondern im Allgemeinen, d. h. ohne die sittliche Reinheit der Seele; die Sittlichkeit, welche vom Intellectuellen sich trennt, ist nothwendig leer; denn nur aus diesem nimmt sie den Stoff ihres Handelns.

Der Keim des Christenthums war das Gefühl einer Entzweiung der Welt mit Gott; seine Richtung war die Versöhnung mit Gott durch ein Endlichwerden des Unendlichen, durch die Menschwerdung Gottes. Die Einheit des Christenthums ist Einbildung des Unendlichen in's Endliche, Anschauung des Göttlichen im Natürlichen; das Christenthum steht durch die Natur, als den unendlichen Leib Gottes, bis in das Innerste und den Geist Gottes. Das Christenthum, als Gegensatz, ist nur der Weg zur Vollendung; in der Vollendung selbst hebt es sich als Entgegengesetztes auf; dann ist der Himmel wahrhaft wieder gewonnen und das absolute Evangelium der Versöhnung der Welt mit Gott verkündigt, indem die zeitlichen und blos äußern Formen des Christenthums zerfallen und verschwinden.

Die neue Religion, die sich schon in einzelnen Offenbarungen verkündet, welche Zurückführung auf das erste Mysterium des Christenthums und Vollendung desselben ist, wird in der Wiedergeburt der Natur zum Symbol der ewigen Einheit erkannt. Kunst und Speculation sind ihrem Wesen nach der Gottesdienst, Beides ein lebendiges Anschauen des absoluten Lebens und somit ein Einsseyn mit ihm."

(S. Deutschlands Denker seit Kant.)

Um nun nicht zu weitläufig zu werden, will ich in Beziehung auf den Inhalt des Hegel'schen Systems hier nur die Darstellung desselben aus W. G. Tennemann's Grundriß der Geschichte der Philosophie nach der dritten Bearbeitung von Amadäus Wendt aufnehmen:

„Nachdem Hegel die intellectuelle Anschauung der Naturphilosophie verworfen hatte, strebte er die Philosophie zu einem begreiflichen Wissen durch Dialektik

auszubilden. Er erklärt sie für die Wissenschaft der Vernunft, in sofern sie ihrer selbst als alles Seyns in seiner nothwendigen Entwickelung, in der Idee bewußt wird; ihr Princip ist: alle besondern Principien in sich zu enthalten. Weil die Idee nun die sich selbst gleiche Vernunft ist, welche, um für sich zu seyn, sich gegenüber stellt, und sich ein Anderes ist, aber in diesem Audersseyn sich selbst gleich ist, so zerfällt die Philosophie in 1) Logik, als Wissenschaft der Idee an und für sich; 2) Naturphilosophie, als Wissenschaft der Idee in ihrem Andersseyn oder in ihrer Entäußerung (der Vernunft, die sich in der Natur wiederfindet); 3) die Philosophie des Geistes, als der Idee, die aus ihrem Andersseyn in sich zurückkehrt. In allem Logischen gibt es drei Momente: das abstracte oder verständige, welches den Gegenstand in seiner Bestimmtheit auffaßt und seinen Unterschied von Andern festhält; das dialektische oder negativ-vernünftige, welches in dem Sichaufheben solcher Bestimmungen, und ihrem Uebergehen in ihre entgegengesetzten besteht, und das speculative, wodurch die Einheit der Bestimmungen in ihrer Entgegensetzung aufgefaßt wird. Hiermit ist die Methode bestimmt, welche die Philosophie zu befolgen hat, und welche er häufig die immanente Bewegung (Selbstentwickelung des Begriffs) nennt. Die Logik ist wesentlich speculative Philosophie, da sie die Bestimmungen des Denkens an und für sich selbst, und so die concreten reinen Gedanken, d. i. Begriffe, mit der Bedeutung des an und für sich seyenden Grundes von Allem betrachtet. Ihr Element ist die Einheit des Subjectiven und Objectiven, welche absolutes Wissen ist, und zu welcher der Geist, als zu seiner absoluten Wahrheit sich erhoben hat; die Wahrheit, daß das Seyn reiner Begriff an sich selbst, und nur der reine Begriff das wahre Seyn ist. Dieses Resultat ist der Punkt, durch welchen Hegel's absoluter Idealismus mit Schelling's Identitätslehre zusammenhängt, der sie in der Methode ganz entgegengesetzt ist. Die Logik tritt in dieser Bedeutung an die Stelle der sonstigen Metaphysik und der sogenannten Kritik der Vernunft. Als Einleitung der reinen Wissenschaft behandelte Hegel früher die Phänomenologie des Geistes, oder wissenschaftliche Entwickelung des Bewußtseyns, welche jetzt Theil der Geisteslehre wird. Die reine Wissenschaft aber, oder die Logik zerfällt 1) in Logik des Seyns, 2) des Wesens, 3) des Begriffs oder der Idee. Die beiden erstern Theile machen die von ihm sogenannte objective, der letztere, auf dessen Inhalt sich die gewöhnliche Logik beschränkt, die subjective Logik aus. Nur diesen ersten Theil seiner Philosophie und die Philosophie des Rechts hat Hegel ausführlich behandelt, die übrigen nur im Umrisse. Das Wesentliche im Menschen ist ihm das Denken, — Wissen, das aber keineswegs als abstract Allgemeines dem Besondern gegenüber steht, sondern das Besondere enthält (die concrete Allgemeinheit); daher unterscheidet er das gewöhnlich sogenannte Denken von dem begreifenden. Das Denken bleibt auch nicht blos ein inneres, subjectives, sondern es entschließt sich und macht sich dadurch als Wille (prakt. Geist) objectiv. Wollen und Wissen sind daher ungetrennt, und die Freiheit des Menschen besteht wesentlich darin, die ihm gegenüberstehende, gegenständliche Welt zu der seinigen zu machen, und den ihm eingebornen Gesetzen zu gehorchen, weil er will. Das Recht besteht darin, daß ein Daseyn überhaupt Daseyn des freien Willens sey. Dieses geht über in die Moralität, in welcher Pflicht und Neigung gegenüberstehen, und über diese erhebt sich die Sittlichkeit, welche darin besteht, daß das Handeln nach den wahrhaft vernünftigen Zwecken des Menschen eigene Natur ausmacht. Letztree wird objectiv im Staate und in der Weltgeschichte. In Beziehung auf das Verhältniß des Denkens, und mithin der Philosophie, zur Wirklichkeit hat Hegel den merkwürdigen Satz aufgestellt: was vernünftig ist, ist wirklich (ist kein Jenseitiges, abstract leeres), und was wirklich ist, ist vernünftig; wobei es darauf ankommt, in dem Scheine des Zeitlichen und Vorübergehenden die Substanz, die immanent, und das Ewige, das gegenwärtig ist, zu erkennen. Diese Ansicht wendet er auf die Staatswissenschaft an, als Versuch, den Staat, als ein in sich Vernünftiges, zu begreifen und darzustellen — nicht zu construiren. In der Anwendung der fortschreitenden Methode zeigt sich großer Scharfsinn, aber die Darstellung hat eine Trockenheit und Härte, welche das Verständniß ungemein erschwert."

Hegel's Gegner, Schüler und Anhänger.

Außer der großen Zahl derjenigen, welche in der Weise der Dilettanten sich mit Hegel beschäftigten und als Gegner und Widersacher seiner Philosophie auftraten, hat Hegel und seine Philosophie auch auf Seiten solcher, die sich mit der Philosophie als ihrem Berufe befassen und nöthigen Ernst der Wissenschaftlichkeit besaßen, eine große Anzahl von Gegnern gefunden, unter welchen z. B. Fries, Herbart, Hartenstein, Trendelenburg hervorzuheben sind. Andere haben nur bedingt und kritisch die Berechtigung der Hegel'schen Philosophie anerkannt, ihre Mängel und Lücken, Einseitigkeiten und Schwächen hervorgehoben, ohne sie ganz und gar zu verwerfen. Es fanden sich nicht wenige Männer, welche aus der Hegel'schen Philosophie sich einen etwas modificirten Standpunkt bildeten, die Hegel'sche Methode sich aneigneten, ohne die Resultate dieser Philosophie zu billigen.

Unter denjenigen, welche dem Talent und Verdienste Hegel's große und wahre Achtung zollten, ohne ihm selbst anzuhängen, ist auch Wilh. v. Humboldt zu nennen.

Uebrigens läßt sich die Hegel'sche Schule am besten in eine ältere und jüngere Seite unterscheiden, die man wohl auch als rechte und linke Seite bezeichnet hat. Die ältere Schule Hegel's besteht vorzugsweise aus denjenigen seiner Anhänger, welche seine unmittelbaren Schüler waren, oder wenigstens noch vor seinem Tode als seine Anhänger auftraten, und als deren Organ sich die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik ansehen lassen.

Innerhalb dieser ältern Schule Hegel's ahnte man vor Hegel's Tod kaum eine Verschiedenheit der Ansichten in der Auffassung der Lehren des Meisters. Durch die eifrige Betheiligung der Schule an jener Zeitschrift wurde die Hegel'sche Philosophie bald eine wirkliche Macht in der Literatur, welche in der Geschichte der Philosophie sich mehr und mehr zur ausschließenden Herrschaft brachte. Anders wurde es jedoch nach Hegel's Tod, als allmählig seit 1832 die Vorlesungen Hegel's im Druck erschienen. Es erhoben sich im Schooße der Schule namentlich über die Persönlichkeit Gottes (ob Hegel einen pantheistischen oder theistischen Gott lehre oder nicht?), über die Unsterblichkeit des Geistes (ob Hegel eine persönliche Unsterblichkeit des Individuums lehre, oder nur eine Ewigkeit des Geistes überhaupt?) und über Christologie (ob Hegel die Einzigkeit Christi im Sinne der Kirchenlehrer festhalte oder die menschliche Gattung als Gottmensch fasse?), Differenzen, welche die Schule in zwei Lager theilten, indem die Jüngern von theologischer Orthodoxie innerhalb der Hegel'schen Philosophie nichts wissen wollten, und jene Fragen in einem Sinne lösten, der den Altheglianern bedenklich schien. Da die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik solchen freiern Tendenzen sich mehr und mehr ungünstig zeigten und allmählich zu einem einseitigen und exclusiven Formalismus erstarrten, der die philosophische Forschung im Innersten zu vernichten drohte; so wurden die im Jahre 1838 von Ruge und Echtermayer gegründeten und später von Ruge allein fortgesetzten Hallischen Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst das befreiende Organ der jüngeren Hegel'schen Schule, deren Streben und Richtung nach dem Untergang der genannten Zeitschrift von den in Tübingen (1842) gegründeten Jahrbüchern der Gegenwart, herausgegeben von Schwegler, so wie von den „Jahrbüchern für speculative Philosophie" seit 1846 von Noack herausgegeben, fortgesetzt wurde, während der jüngere Fichte seit 1837 in einer Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie die halben und unentschiedenen Hegelianer mit ihren vermittelnden Tendenzen vereinigte. Die drei letztgenannten Zeitschriften hat die Bewegung des Jahres 1848 gleichzeitig vom Schauplatz der Literatur weggeschwemmt.

Ihre revolutionäre Macht und epochemachende Bedeutung hat die Hegel'sche Philosophie ganz besonders durch den Einfluß bewährt, den sie auf die sogenannten positiven Wissenschaften ausübte. Es war keine Wissenschaft, wenn sie sonst einen Anknüpfungspunkt für die Philosophie darbot und durch ihren Stoff nicht geradezu derselben widerstrebte, welche nicht die philosophischen Principien und die Methode Hegel's in sich aufgenommen hätte.

Während nun unter Hegel's Schülern und Anhängern Gabler in Berlin, Hin-

rich's in Halle, Schaller in Halle, Werder in Berlin, Erdmann in Halle u. A. sich mit der weitern Ausbildung der Logik auf Hegel'scher Grundlage beschäftigten, ist die Naturphilosophie durch C. H. Schulz-Schulzenstein, Bayrhoffer in Marburg, Schaller in Halle, Menzzer in Halberstadt, Ernst Kapp in Minden; die Psychologie durch Rosenkranz in Königsberg, Michelet in Berlin, Erdmann in Halle, Wirth in Winnenden, Daub, gest. in Heidelberg u. A.; die Rechtsphilosophie durch Gans, gest. in Berlin, Göschel in Magdeburg, Hinrich's in Halle, Besser, Bitzer, Oppenheim, Friedländer, Köstlin in Tübingen u. A.; die Philosophie der Geschichte von Christian Kapp in Heidelberg, Rosenkranz, K. Hermann in Leipzig, Lieszkowsky in Berlin u. A.; die Geschichte der Philosophie von Michelet in Berlin, Bayrhoffer in Marburg, Feuerbach in Bruckberg, Marbach in Leipzig, Schwegler in Tübingen, Zeller in Marburg, Carriere in Giessen u. A.; die Moral und Ethik von Henning, Michelet, Daub, Wirth, Valke u. A.; die Aesthetik von Rosenkranz, Hotho und Rötscher in Berlin, Weisse in Leipzig, Vischer in Tübingen u. A.; die Religionsphilosophie und speculative Theologie von Daub, Marheinecke in Berlin, Rosenkranz in Königsberg, Conradi in Rheinhessen, Bruno Baur, Bauer in Tübingen, Valke in Berlin, Noack in Giessen, Zeller in Marburg, Biedermann in Zürich u. A. bearbeitet worden.

Hegesias, ein Philosoph der kyrenäischen Schule, vielleicht aus Kyrene selbst gebürtig, Schüler des Paräbates, lehrte zu Alexandrien Philosophie im 3. Jahrh. vor Christus. Er zeichnete sich vor andern kyrenäischen Philosophen zunächst dadurch aus, daß er die Glückseligkeit, als einen Zustand des höchsten Vergnügens, worin jene Schule ihr Ziel und ihren Endzweck setzte, für etwas Unmögliches und Eingebildetes erklärte, und daraus die völlige Werthlosigkeit des menschlichen Lebens folgerte, so daß dem Weisen Leben und Tod gleichgiltig seyn müßten. Da er nun sowohl mündlich als schriftlich die Mühseligkeiten des menschlichen Lebens mit so grellen Farben schilderte, daß viele seiner Zuhörer des Lebens überdrüßig und dadurch zum Selbstmorde verleitet wurden, so erhielt er den Beinamen πεισιθανατος (der Ueberreder zum Tode), und der König Ptolemäus gebot ihm ebendeßhalb Stillschweigen. Seine Anhänger wurden nach ihm Hegesiaker genannt.

Heigel oder **Heigl** Gg. Ant., früher in Salzburg, dann Professor am Gymnasium zu Passau und zuletzt Professor der Philosophie am Lyzeum zu Regensburg, hat eine platonische Dialektik (Landshut 1813) und eine platonische Physik (Ebendas. 1815) geschrieben, worin er nach Schelling'scher Ansicht philosophirt.

Heilig, Heiligkeit. „Bekanntlich heißt dasjenige heilig, welches von dem gemeinen Gebrauche für das Leben ausgeschieden oder abgesondert wird und zu einem religiösen Gebrauche bestimmt ist. Jenen Sinn des separaten und religiösen Gebrauchs kann irgend ein Object doch nur haben durch seine Beziehung auf den Gegenstand, welcher in der Religion verehrt, angebetet, in Ansehung dessen geglaubt wird; aus dieser Bestimmtheit, die er hat, und welche die Heiligkeit ist, kann solchen Dingen nur die Bestimmtheit von den Menschen gegeben werden, in der sie heilige sind. Für die Erkenntniß der Heiligkeit wird also von allen solchen heilig genannten Dingen, und von dem Sinn, wenn sie heilig heißen, zu abstrahiren, und auf den Gegenstand, auf welchen sie sich alle beziehen, mit der ganzen Religion zu reflectiren seyn. Dieser Gegenstand nun ist nicht

a) und kann nicht seyn irgend ein Object als solches, wie dasselbe von den Menschen wahrnehmbar ist und zu erfahren steht. Heiligkeit ist keine Beschaffenheit, geschweige eine Eigenschaft natürlicher Dinge, im Besondern in der Natur überhaupt. Diese hat zwar zu ihrem Wesen die Wahrheit und Wahrhaftigkeit, allein willenloser und gedankenloser Weise, und so steht ihre Weisheit anzuerkennen, kann sie auch die allgütige Natur genannt werden, aber nicht Heiligkeit. Der Gegenstand der Religion kann aber, wie es der polytheistische und pantheistische wirklich ist, ein Object seyn, und zwar ein natürliches, so daß in diesem Objecte das göttliche Wesen anerkannt und verehrt wird, und dann erhält dasselbe, aber von außen her, die Bestimmtheit des Heiligen. Mit dem

erwachenden Nachdenken des Menschen, und mit der zunehmenden Aufklärung, nimmt die Richtung seiner Religion auf jedes solche Object ab, und hört allmählig auf, für ihn die Bestimmtheit des Heiligen zu haben.

b) Die Heiligkeit ist aber auch keine Eigenschaft des Menschen, des Subjects in seinem Verhältnisse zu ihm selbst, des Einen zu dem Andern, und Aller insgesammt zu der sie umgebenden Natur. Er, der Mensch, ist zwar gegen die willenlose und gedankenlose Natur als Mensch der denkende und wollende, auch geht sein Wollen und Denken wohl auf die Wahrheit und deren Erkenntniß, aber zuerst zum unmittelbaren Gebrauch für ihn in seinem Leben. Im Verhältnisse zu ihm selbst und zu allen unter dem Gesetze stehend, und auf einfache oder mannichfache Weise verpflichtet, gibt der Mensch sich durch's Gesetz wollend und denkend bestimmt, den sittlichen Character. Aber wie schwer immerhin die Sittlichkeit sich aneigne, zur Heiligkeit bringt er es in diesem Verhältnisse zu sich und zu andern nicht. Auch hat das Gesetz, worunter die Menschen stehen, sofern ihr Verhältniß das eines jeden zu ihm und aller zu einander ist, gar nicht die Liebe zu seinem Elemente, sondern die strenge und spröde Gerechtigkeit allein. Das Recht und die Gerechtigkeit, und das nur das Recht angehende Gesetz, hat die Bestimmtheit des Heiligen keineswegs. Das Aeußerste, wozu es der Mensch bringt in dem erwähnten Verhältniß, ist, daß er den Charakter des Besonnenen, des Weisen hat, aber kein Weiser hat Anspruch auf Heiligkeit gemacht. In der Religion des Menschen jedoch, wie sie die seines Volkes ist, verhält er sich mit seinem Volke nicht lediglich zu seinem Volke und zu ihm, sondern zu dem, welcher in der Religion für den Gegenstand der Verehrung anerkannt wird. Der war in der polytheistischen Religion kein heiliger; Wahrheit, Wahrhaftigkeit, das Gesetz der Liebe selbst zeigt sich nicht in diesen Religionen. Der ist er jedoch in der monotheistischen Religion der Juden und Muhamedaner. Allein durch den Nationalgeist des jüdischen Volkes ist diese Heiligkeit, wie sie als die des Jehova anerkannt wird, und eben so in der muhamedanischen Religion, eine noch sehr dürftige. In der christlichen Religion wird erst die Erkenntniß davon, daß Gott an und für sich der Heilige sey, möglich und verwirklicht sie sich, denn in ihr ist er anerkannt als der Alliebende, der Alliebende aber ist der Heilige. Ohne Wahrheit und Wahrhaftigkeit keine Heiligkeit, aber ohne Liebe keine Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Die christliche Religion also hat, indem sie den Gegenstand ihres Glaubens wesentlich in der Bestimmtheit der unendlichen Liebe hat, ihn in der Bestimmtheit heilig, wahrhaft, wirklich. — Daher heißen auch diejenigen, welche zur christlichen Religion sich bekennen, die Heiligen, und die Gemeinde der Gläubigen die Gemeinde der Heiligen. Sie heißen aber nur darum so, daß und weil sie der Liebe, Wahrheit und Wahrhaftigkeit mittelst des Glaubens an die Wahrheit theilhaftig werden, und nur so weit, als sie sich dieser Wahrhaftigkeit theilhaftig gemacht haben. (S. Daub's philosoph. und theologische Vorlesungen. 7. Bd. Berlin 1844.)

Die gewöhnliche Erklärung des Begriffs des Heiligen, wie sie auch Krug in seinem philosoph. Lexikon gibt, ist folgende: „Heilig wird bald im weitern, bald im engern Sinne gebraucht. In jenem bedeutet es alles vom Gemeinen Abgesonderte und höhern Zwecken Geweihte, besonders wenn es in einer gewissen Beziehung auf das Höchste oder Göttliche gedacht wird. So gibt es nicht nur heilige Oerter, Gebäude, Gefäße, Gebräuche, Reden, Gesänge, Schriften, sondern auch heilige Gefühle und Gedanken. Ja es kann auch die Wahrheit, das Recht, das Gesetz in diesem Sinne heilig genannt werden; denn es sind dieß Ideen, die den Menschen weit über das Gemeine erheben und mit dem Göttlichen in Verbindung bringen. Im engern Sinne aber heißt nur das Göttliche selbst heilig, und dann wird auch die Heiligkeit als eine ausschließliche Eigenschaft Gottes gedacht. Man versteht nämlich darunter die sittliche Vollkommenheit, als etwas Absolutes gedacht, mithin so, wie sie dem Menschen als Ideal vorschwebt, nach welchem er streben soll, wie es in der hl. Schrift heißt: „Ihr sollt vollkommen seyn, wie euer Vater im Himmel."

Heilige sind nach dem katholischen und griechischen Lehrbegriffe Menschen, welche den höchsten Grad sittlicher Vollkommenheit erreicht haben; die Protestanten aber verwerfen die Lehre von den Heiligen und deren Verehrung als in der hl. Schrift nicht

gegründet, ohne deßhalb wahrhaft um die christliche Kirche verdienten Männern die ihnen gebührende Achtung zu versagen, oder mit Krug zu behaupten, daß die meisten sogenannten Heiligen nicht einmal wirklich tugendhafte Menschen gewesen, sondern Schwärmer oder Heuchler, die man auch Scheinheilige nennt. Die katholische Kirche hat ihre Ansicht in folgendem Decrete der 25. Sitzung des Conciliums zu Trient ausgesprochen: „Die heilige Synode befiehlt allen Bischöfen und sonstigen Kirchenlehrern und Seelsorgern, daß sie die Gläubigen über die Fürbitte der Heiligen und deren Anrufung und über die Ehre der Reliquien, so wie den gesetzmäßigen Gebrauch der Bilder nach dem Gebrauche der katholischen und apostolischen Kirche, so von den ersten Zeiten der christlichen Religion an angenommen worden, und gemäß der Uebereinstimmung der heiligen Kirchenväter und den Decreten der heiligen Concilien unterrichten, und zwar sie lehren: daß die Heiligen mit Christus regieren, daß sie ihre Gebete für die Menschen Gott darbringen, daß es gut und nützlich, nicht nothwendig sey, sie flehend anzurufen und wegen der von Gott durch seinen Sohn, unsern Herrn Jesum Christum, welcher allein unser Erlöser und Seligmacher ist, zu erlangenden Wohlthaten, zu ihrem Gebete und Hilfe Zuflucht zu nehmen; daß aber diejenigen, welche läugnen, daß die Heiligen, ewiger Seligkeit im Himmel genießend, anzurufen seyen, oder die behaupten, daß sie für die Menschen nicht bitten, oder daß deren Anrufung, daß sie für uns bitten, Abgötterei sey oder mit dem Worte Gottes streite, und der Ehre des einzigen Mittlers Gottes und der Menschen, Jesu Christi, widerstreite, oder daß es thöricht sey, die im Himmel Regierenden mit Worten oder im Gemüth zu bitten, nicht gottselig denken. Die Synode befiehlt ferner zu lehren, daß der heiligen Märtyrer und übrigen bei Christus lebenden heiligen Leiber, welche lebendige Glieder Christi und ein Tempel des heiligen Geistes waren, von Christus zum ewigen Leben erwecket und verherrlichet, von den Gläubigen verehrt werden dürfen, wodurch den Menschen viele Wohlthaten von Gott geleistet werden, so daß diejenigen, welche behaupten, daß den Reliquien der Heiligen Verehrung und Ehre nicht gebühre, oder daß sie und andere Denkmäler von den Gläubigen unnützer Weise verehrt werden, und daß das Andenken der Heiligen, um ihre Hilfe zu erlangen, vergebens begangen werde, allerdings zu verdammen seyen, gleichwie sie die Kirche schon früher verdammt hat, und noch jetzt verdammt. Die Synode befiehlt endlich zu lehren, daß die Bilder Christi, der Jungfrau Gottesgebärerin und übrigen Heiligen vorzüglich in den Kirchen zu haben und zu behalten, und ihnen die schuldige Ehre und Verehrung zu widmen sey, nicht als ob man glaube, daß ihnen eine gewisse Göttlichkeit oder Kraft inwohne, wegen welcher sie zu verehren, oder daß von ihnen etwas zu bitten, oder daß auf Bilder das Vertrauen zu setzen sey, wie ehemals geschah von den Heiden, welche auf ihre Götzen ihre Hoffnung setzten, sondern darum, weil die Ehre, welche man ihnen erweist, auf das abgebildete Wesen, welches sie vorstellen, bezogen wird, so daß durch die Bilder, welche wir küssen, und vor denen wir das Haupt entblößen und knieen, Christum anbeten, und die Heiligen, deren Aehnlichkeit sie darstellen, verehren, wie es in den Decreten der Concilien, vorzüglich der zweiten nicäischen Synode gegen die Bilderstürmer geordnet worden ist“.

Hieraus ist von selbst klar, daß, nach dem kirchlichen Lehrbegriffe, nicht das Bild, sondern der Heilige selbst zu verehren, und daß diese Verehrung wesentlich von der Anbetung Gottes verschieden sey.

Heiliger Geist. Ich führe hier in Betreff dieses Dogma's blos an, wie Klee in seinem System der katholischen Dogmatik (Bonn 1831) sich darüber ausspricht: „So wie die zweite Person symbolisch Sohn genannt ist, so die dritte Geist, wodurch wiederum deren Beziehung zu den beiden andern Persönlichkeiten, aus denen sie hervorgeht, zum Universum und zur Menschheit ausgesprochen wird. So wie durch das Wollen in dem Wollendem keine Ausscheidung bewirkt wird, so ist aus den beiden ersten göttlichen Personen in der Wechselliebe die dritte ohne Ausscheidung hervorgegangen. Die dritte Person geht aber nicht von beiden unter Form der Erkenntniß, sondern des Willens, der Liebe hervor, weßhalb deren Hervorgehen nicht Zeugung, und sie nicht Sohn, sondern, weil die Liebe oder der Wille Bewegung ist, Geist genannt wird. Wie der Geist in Gott die ewig substanzielle immanente Willensbewegung ist, so ist er in Beziehung auf

die Creatur die Lebensbewegung, Freiheit verleihende, die Welt formende Kraft. Paraklet ist der andere Name der dritten göttlichen Person, Ausdruck ihres innigen Verkehrs, ihrer Mit-, Durch- und Einwohnung in der gläubigen Seele und in der Kirche.

Jesus redet von dem Geiste als einem von ihm und dem Vater zu sendenden, bezeichnet ihn als seinen Nachfolger, der zu ihnen kommen, sie alle Wahrheit lehren, ihm Zeugniß geben, die Welt bestrafen, ihn verherrlichen, was er von ihm gehört, reden, ihnen die Zukunft verkünden und bei ihnen bleiben werde. Auch hat Christus gewiß nicht im Namen eines unpersönlichen Wesens die Taufe zu geben befohlen; und dem Vater und dem Sohne dasselbe beigeordnet.

Der hl. Geist wird von Christus Geist der Wahrheit schlechthin genannt, als der heilige, allwissende, allgegenwärtige, der in allen Gläubigen, in allen Zeiten und Orten seyende, als der in die göttliche Erkenntniß einführende, göttliche Gnadenstärkung, ewiges Leben spendende bezeichnet; daß so die Gottheit des Geistes durch Zulegung göttlicher Eigenschaften und Thätigkeiten in aller Weise vom Sohne Gottes offenbart ist, so wie auch dadurch, daß er dem Vater und dem Sohne nach seiner Autorität und Majestät, in Einem Namen in dem Taufritus beigeordnet ist, und besonders noch dadurch, daß die gegen ihn begangene Sünde mit der gegen den Menschensohn begangenen verglichen und nach ihrer Unendlichkeit dargelegt wird.

Der Geist geht vom Vater aus, weßhalb er auch Geist des Vaters genannt, und als Verheißung des Vaters, und von ihm gesandt dargestellt wird. Nicht in Weise der Generation geht der Geist vom Vater aus, denn nie wird der Ausgang Generation, und der Geist nie Sohn, und der Sohn ausdrücklich der Eingeborne genannt, sondern er geht von ihm in einer uns unbekannten, nicht näher zu bezeichnenden oder eben spiratio zu nennenden Weise aus. Auch von dem Sohn geht der Geist aus und hervor, denn nur aus diesem Ausgehen kann verstanden werden, was Christus sagt: „Er wird mich verherrlichen, weil er von dem Meinigen empfangen wird." Wie der Sohn von dem Vater empfängt, von ihm hört, ihn sieht und ihn verherrlicht, so empfängt und hört der Geist von dem Sohne, welchen er hinwiederum auch verherrlicht. Wegen dieses Ausgehens von dem Sohne heißt er auch dessen Geist. Und daß der Sohn den Geist in die Welt gesandt, oder daß der Vater ihn in des Sohnes Namen sendet, hat eben des Geistes Hervorgehen aus dem Sohne zum Grunde. Endlich wäre ohne solches Hervorgehen des Geistes aus dem Sohne auch kein Verhältniß beider gegen einander.

Es ist aber klar, daß der Geist von dem Vater und dem Sohne nicht als zwei für sich gesondert geistigen Principien ausgeht, sondern von dem Vater und dem Sohne oder durch den Sohn, als zu Einem geistigen Principe in der Wechselliebe verbundenen, in welcher letztern Formel (aus dem Vater durch den Sohn) der Vater als Urquell, als Princip des Sohnes, und als der in der Wechselliebe, wie in dem Seyn als der zuerst zu denkende bezeichnet ist.

Der Geist ist Nach-Schöpfer und Erlöser der Creatur, deren anderer Paraklet und Mittler. Er gliedert die vom Sohne geschaffene Weltmasse zur Welt, ihr Gestalt und Leben verleihend, aus, und erfüllt die potentiell intelligente Natur, die vom Sohne hervorgebrachte, mit Bewußtseyn und Heiligkeit, gliedert die geistige Weltmasse durch höhere Lebendigkeit und Freiheit zur eigentlichen geistigen Welt aus, und vollendet so die Schöpfung des Logos. Er bringt die gefallene Creatur zur Erkenntniß und Liebe des Logos, seiner Wahrheit und Gnade, bewirkt und vermittelt ist deren Aufnahme in das innerste Wesen des Menschen, und vollendet so das Erlösungswerk des Logos. Nur in dem Geiste wird der Logos geschaut, in welchem als dem wesentlichen Abbilde der Vater geschaut wird; in ihm haben wir durch Christus Zutritt zu dem Vater. Nach seiner Auffahrt zum Vater sandte er den Logos den Geist, um in der Kirche und den Gläubigen nun sein Leben zu entwickeln, und darin die Menschheit umzugebären und zu der Vollendung hinan zu entwickeln. Durch den auf sie herabgekommenen Geist kamen die Apostel erst in rechter Weise zum Logos-Christus und dem Stand, die Welt zu ihm zu bekehren. Die Kirche belebendes, regierendes, den Vorstehern derselben vorstehendes Princip ist er; vom Vater und Sohn in ewig immanentem Hervorgange ausgehaucht

wehet er äußerlich, zeitlich in der Kirche, in deren innerem Leben, Lehren, Sacramenten. Als Geist des Sohnes bewahrte er und entwickelte er in dem alten Prophetenthume das Gesetz und die Verheißung.

Heineccius (J. G. Heinecke) geb. 1680 zu Eisenberg, Prof. der Philosophie und Jurisprudenz zu Halle, gest. 1741, hat unter andern auch eine Logik und ein Natur- und Völkerrecht geschrieben, und war ein Anhänger der Wolf'schen Schule. Auch hat er elementa histor. philos. (Berlin 1743) herausgegeben.

Heinroth (J. Ch. Aug.) geb. 1773 zu Leipzig, widmete sich vorzugsweise der Medizin, huldigte aber auch der Philosophie und der schönen Literatur. Im J. 1797 ward er Doctor der Philosophie, 1805 Doctor der Medizin, 1812 außerordentlicher Professor der psychischen Heilkunde, 1819 ordentl. Professor der Medizin. In seinen philosophischen Schriften bekämpfte er nicht selten die Philosophie selbst, stellte sie wenigstens als unzulänglich zur Befriedigung des menschlichen Geistes dar, und empfahl eine, sich etwas zum Mystischen hinneigende Ansicht der Dinge. Seine neuesten Schriften sind: Psychologie der Selbsterkenntnißlehre, Leipzig 1827. — Ueber die Hypothese der Materie und ihren Einfluß auf Wissenschaft und Leben. Leipzig 1828. Von den Grundfehlern der Erziehung und ihren Folgen. Leipzig 1828.

Heliodor, Sohn des Hermias, Bruder des Ammonius und Schüler des Proklus, lehrte Philosophie zu Alexandrien und commentirte Schriften von Plato und Aristoteles. Von diesem Commentare ist aber nichts mehr vorhanden.

Hellsehen s. Magnetismus.

Helmont Joh. Bapt. von, geb. zu Brüssel 1577 und gest. zu Vilwoorden bei Brüssel 1644, verband die Naturforschung mit Mystik. Er wurde durch die Einsicht in die Leerheit der Scholastik, welche ihm zu Löwen und bei den Jesuiten gelehrt worden war, so wie durch die Lectüre der Schriften von Tauler und Paracelsus ein schwärmerischer Arzt, der jedoch neben vielen willkührlichen Fictionen manche richtigere Idee aussprach und manchen Irrthum aufdeckte. Um eine Umgestaltung der Medicin durch Alchymie und Philosophie, welche sein Hauptzweck war, zu bewirken, suchte er eine Philosophie über das Universum. Er schloß sich hierbei am meisten der Lehre des Paracelsus an, und leitete alle wahre Erkenntniß und Weisheit aus unmittelbarer Erleuchtung der Vernunft durch Gott ab. Die ganze Natur ist ihm beseelt; aber die Dinge und ihre wirkenden Ursachen machen keinen Theil Gottes aus. Alle Körper sind mit Geistern erfüllt, welche aus Wasser und Luft, den einzigen Elementen, durch Fermente alles hervorbringen. Dieß ist die Grundlehre der spiritualistischen Physiologie. Sein Sohn Franc. Mercurius v. Helmont, geb. 1618, gest. 1699 strebte die heilige Kunst (Theosophie) zu erweitern, und durch Eintheilung der Wesen und Beziehung derselben auf das Eine ein System aufzustellen, in welchem er platonische, kabbalistische und christliche Lehren originell verband. Er lehrte vornehmlich eine allgemeine Sympathie der Dinge, ein Uebergehen des Geistes und Körpers in einander, weil beide nur der Form, nicht dem Wesen nach, verschieden sind, und sich wie Weibliches und Männliches verhalten, und darum auch in jedem sichtbaren Geschöpfe vorhanden sind; Nothwendigkeit der Belohnung und Strafe nach dem Tode, womit er eine Art von Metempsychose verband.

Helvetius (Claude-Adrien), einer der sogenannten Philosophen, welche in Frankreich den Sturz alles Positiven im 18ten Jahrhundert vorbereiteten, wurde 1715 in Paris geboren, und erhielt eine sorgfältige Erziehung. Auf dem Collegium Ludwigs des Großen, wo er studirte, flößte ihm Locke's „Versuch über den menschlichen Verstand" Liebe zu philosophischen Forschungen ein, und er blieb dieser Neigung getreu, trat bald in enge Verbindung mit den berühmten Männern seiner Zeit, Diderot, d'Alembert, Holbach und den übrigen Encyklopädisten, und beschloß, wie sie sich berühmt zu machen. Im J. 1758 erschien sein Werk „de l'esprit." Paris, 1758. Um den Unannehmlichkeiten, die ihm hierauf überall bereitet wurden, auszuweichen, ging er 1764 nach England, und im Jahre darauf nach Deutschland, wo ihn Friedrich II. mit vielen Beweisen der Hochschätzung aufnahm. Am 26. Dezember 1771 starb er. Sein hinterlassenes Werk „De l'homme, de ses facultés intellectuelles el de son education" ist als

Fortsetzung und Commentar des ersten zu betrachten. Seine **oevres** sind mehrmal gedruckt. Lüttich, 1774. Paris, 1795 und 1818. — Die Philosophie, welche Helvetius in diesen Schriften vortrug, war nun zwar ihrem Wesen nach nichts anders als Empirismus und Materialismus, wobei nur eine Moral des Interesses übrig blieb, und der religiöse Glaube keinen Boden gewann, auf dem er gedeihen konnte. Indessen enthalten doch jene Schriften manche feine Bemerkungen über die menschliche Natur und über die Art und Weise, den Menschen zu einem nützlichen Gliede der Gesellschaft zu erziehen.

Hemerose ist eigentlich Bezähmung wilder Thiere, dann aber im moralischen Sinne Bezähmung der Affecte und Leidenschaften, welche von den Moralisten häufig mit wilden Thieren verglichen werden. Diese Beherrschung seiner selbst als unumgängliche Bedingung der Tugend nannte Pythagoras auch schlechthin die Bezähmung der Natur, nämlich der natürlichen Triebe, wodurch der Mensch zur Aehnlichkeit mit Gott gelange.

Hemert, Paul van, ein holländischer Philosoph, der seinen Landsleuten die Kantische Philosophie bekannt machte, später aber sich zu Fichte hinneigte.

Hemsterhuis, Franz, geb. 1720, gest. 1790, hat sich nicht nur als einen geschmackvollen Archäologen, sondern auch als einen philosophischen Denker in populärer, aber sehr gefälliger Manier gezeigt. Die meisten seiner philosophischen Arbeiten, sind in dialogischer Form geschrieben.

Henaden sind Einheiten. Plato nannte seine Ideen so oder auch Monaden.

Hennings, Leopold von, schrieb im Sinne der Hegel'schen Ansicht Prinzipien der Ethik in historischer Entwickelung. Berlin, 1825.

Hennings, Justus Christi, geb. 1731, gest. 1815 als ordentl. Professor der Philosophie zu Jena, gehört zu den Eklektikern, und hat mehrere philosophische Werke herausgegeben, vorzüglich aus dem Gebiete der Anthropologie und Psychologie.

Henotik ist Vereinigungskunst, besonders in Bezug auf die verschiedenen Religionsparteien. Man nennt sie auch Irenik, weil man durch eine solche Vereinigung den kirchlichen Frieden herzustellen sucht. Daß eine solche Vereinigung nicht durch hinterlistige oder gar gewaltthätige Mittel angestrebt, sondern nur durch Belehrung und gütliche Uebereinkunft versucht werden soll, ist an und für sich klar.

Henrici, Gg., hat mehrere im Geiste der kantischen Philosophie abgefaßte Schriften herausgegeben, von denen ich hier nur anführe dessen „kritischen Versuch über den höchsten Grundsatz der Sittenlehre. Thl. 1. Leipz., 1799.

Heraklides, Ponticus von Heraklea in der klein-asiatischen Landschaft Pontus, hörte in der Akademie den Plato und Speusipp, und im Lyceum den Aristoteles, weßhalb er bald zu den Akademikern, bald zu den Peripatetikern gerechnet wird. Von seinen vielen theils philosophischen, theils historischen Schriften haben sich nur Bruchstücke erhalten, gesammelt und herausgegeben von Köler, 1804, Halle.

Heraklit aus Ephesus, bl. um 500, ein durch seinen Charakter, seinen forschenden Geist und den Einfluß seines Systems merkwürdiger Denker, der viele Anhänger erhielt (Herakliteer, Heraklitisten). Er war sehr ernster Gemüthsart, unzufrieden mit der Demokratie seiner Vaterstadt und tadelsüchtig. Seine Bekanntschaft mit den abweichenden Philosophmen früherer Denker trieb ihn zum Zweifel, von welchem er aber nachher geheilt wurde. Die Resultate seines Denkens legte er in einer dunkel abgefaßten Schrift nieder, die ihm in den folgenden Zeiten den Beinamen des Dunkeln (*σκοτεινος*) zuzog. Den Eleaten entgegengesetzt, faßte er das Reale als absolutes Werden und Bewegung auf, und in dieser Bewegung das Feuer, weil es das gewaltigste, beweglichste und feinste unter allen Elementen ist, als das thätige, sich immer umwandelnde Prinzip. Die Welt, sagte er, ist weder von Menschen noch von Göttern gemacht, sondern ein immer lebendes, sich nach einer gewissen Ordnung entzündendes und verlöschendes Feuer. Jenes stete Werden bezeichnet er durch den Fluß aller erscheinenden Dinge, worin eben das Leben besteht. Hiermit steht in Verbindung a) das stete Verbrennen und Verlöschen; die entgegengesetzte Richtung der Verwandlungen oder der Weg nach Oben und Unten, wovon der erstere auf Ausdünstung beruht; b) die Verwandlungsstufen Feuer, Wasser und Erde, wovon jenes die oberste ist; c) das periodische

Uebergewicht des Feuers in der Weltverbrennung; d) das Entstehen aller Veränderungen durch Streit oder Entgegensetzung nach festen unveränderlichen Gesetzen. Die Grundkraft ist auch der Grund des Denkens oder die ursprüngliche Denkkraft. Die ganze Welt ist mit Seelen und Dämonen angefüllt, die an dem Feuer Antheil haben. Die trockene Seele ist die beste, oder die beste Seele ist ein reiner Glanz. Durch die Verbindung mit der göttlichen Vernunft im Wachen erkennt die Seele das Allgemeine und Wahre, durch die Sinne das Veränderliche und Individuelle. So faßte Heraklit mehrere für seine Zeit treffliche und neue Ideen, auch über sittliche und politische Gegenstände, in ein System zusammen, das wir aber sehr unvollständig kennen, und das für Plato, die Stoiker und Annesidem folgenreich war.

Herbart, Jos. Friedr., geb. zu Oldenburg, Prof. zu Königsberg, hat, früher vornehmlich durch Fichte angeregt, eine eigenthümliche Ansicht, größtentheils im Gegensatze der herrschenden Systeme, ausgebildet, und in verschiedenen Lehrbüchern und Abhandlungen meist in polemischer Kürze mitgetheilt. Er behauptet, die Philosophie müsse die in neueren Zeiten ihr fälschlich zum Verdienst angerechnete psychologische Richtung wieder verlassen; das Unternehmen, die Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens auszumessen, und dann die Metaphysik zu kritisiren, setze die ungeheure Täuschung voraus, als ob das Erkenntnißvermögen leichter zu erkennen sey, als das, womit sich die Metaphysik beschäftige, da doch alle Begriffe, durch welche wir das Erkenntnißvermögen denken, metaphysische seyen; auch seyen die psychologischen Voraussetzungen, auf welche die Kritik sich gründe, meist erschlichen. Ihm ist die Philosophie eine Bearbeitung der Begriffe, welche durch Sammlung und Vereinigung der über dieselben anzustellenden Betrachtungen geschieht. Seine Methode ist die Methode der Beziehungen, d. h. die Methode, nothwendiger Ergänzungsbegriffe, wenn sie versteckt sind, aufzusuchen, und sie gründet sich auf die Annahme von Widersprüchen in dem Gegebenen, welche zu einem höhern Denken hintreiben. Die Bearbeitung der Begriffe ist aber theils Aufklärung und Verdeutlichung; hieraus entsteht die Logik, die er von psychologischen Einmischungen frei gehalten wissen will; theils Veränderung, Berichtigung, Ergänzung; hieraus die Metaphysik, in welcher er zuweilen auf die Lehre der Elemente zurückkommt. Psychologie, Naturphilosophie und philosophische Religionslehre sind ihm Theile der angewandten Metaphysik. Die Wissenschaft derjenigen Begriffe aber, welche mit einem Urtheile des Beifalls oder Mißfallens verbunden sind (ästhetische oder moralische Begriffe), ist die Aesthetik, welche, auf das Gegebene angewandt, in eine Reihe von Kunstlehren übergeht, unter welchen die, deren Vorschriften den Charakter der nothwendigen Befolgung an sich tragen, Tugend- und Pflichtenlehre (praktische Philosophie) ist. In allen diesen Theilen stellt der Verfasser sehr eigene, scharfsinnige, aber oft durch Kürze dunkle Ansichten auf, welche jeden philosophischen Selbstdenker zur Prüfung anregen können, z. B. die Theorie von den Störungen und Selbsterhaltungen der Wesen, in seiner durch Mathematik begründeten speculativen Psychologie, und die Ansicht von den Vorstellungen als Kräften; so wie überhaupt die ganze Prüfung der herrschenden, psychologischen Grundvorstellungen, ferner die Kritik der Kantischen Freiheitslehre und seine eigene deterministische (im Sinne Leibnitzen's) sehr beachtenswerth ist. Uebrigens ist Herbart mit seinem Philosophiren lange ganz und gar isolirt geblieben. Die Bildung des Zeitalters zeigte sich unempfänglich für seine Methode und die Resultate seiner Forschungen, und selbst Anhänger, die er früher erworben hat, Keyserlink und Ohlert haben sich alsbald nicht ohne Bitterkeit wieder von ihm abgewandt. Neuerdings, besonders seit seiner Wirksamkeit in Göttingen hatte er sich eine große Anzahl von Freunden und Anhängern erworben, welche seine Lehre auszubreiten und zum Theil auch fortzubilden bestrebt sind. Unter den selbstständigen Anhängern Herbart's ist Einer der Ersten Hartenstein, der gegenwärtig Herbart's sämmtliche Werke zu veröffentlichen begonnen hat. In einem freieren, die Prinzipien fortbildenden Verhältnisse zu Herbart steht Math. Drobisch in Leipzig. Zu den bedeutendsten Herbartianern gehört auch Fr. S. Exner (erst in Prag, gegenwärtig in Wien). Unter den übrigen sind noch hervorzuheben: Griepenkerl in Braunschweig, Bobrik in Zürich, Strümpell in

Prag, **Tauter** in Königsberg, **Th. Waitz**, **Wittstein** in Hannover, **Lott** in Göttingen, **Stephan** in Göttingen. Ueber den logischen Begriff des Widerspruchs entspann sich zwischen dem Herbart'schen und Hegel'schen System ein Streit, welcher von einseitiger Verwerfung allmälig zu gegenseitiger Annäherung und Vermittelung der Prinzipien geführt hat. Doch bereitet sich in der Herbart'schen Schule gegenwärtig eine ähnliche Spaltung vor, wie in der Hegel'schen.

Herbert, Lord Eduard von Cherbury, geb. 1581, gest. 1648, hatte vorzüglich die Religionsphilosophie im Auge. Er behauptete **angeborne Erkenntnisse**, hielt nicht Sinn und Verstand, sondern einen **Instinct der Vernunft**, dem dieselben untergeordnet sind, für die Quelle unserer Erkenntniß; und gründete nicht, wie Hobbes, alle Religion auf historische Ueberlieferung, sondern auf ein ursprüngliches unmittelbares Wissen, so wie überhaupt seine Forschungen mehr die ideale als empirische Richtung nahmen, und tiefer in die Untersuchung über die Natur der Wahrheit eindrangen. Letztere unterwarf er einer besondern Betrachtung. Die Seele sah er nicht als eine **unbeschriebene Tafel** an, sondern als ein **verschlossenes Buch**, welches auf Veranlassung der Natur sich öffnet. Sie trägt in sich selbst allgemeine Wahrheiten, in welchen die Menschen einstimmig sind, und nach welchen alle Zweifel und Streitigkeiten im Gebiete der Theologie und Philosophie gehoben werden können. Der Mangel an Deutlichkeit in seinem Gedankengange und Ausdrucke, so wie die Herrschaft der entgegengesetzten empirischen Richtung unter seinen Zeitgenossen machte, daß seine Ansichten geringen Eingang fanden. Von den Theologen wurde er als Naturalist und als Feind des Christenthums verschrieen.

Herder, Joh. Gottfr., geb. 1744 zu Morungen in Ostpreußen, und gest. 1803 zu Weimar, wohin er 1776 als Oberhofprediger und Generalsup. berufen wurde. Um einem seiner Söhne den Besitz eines in Bayern gekauften Gutes zu sichern, ließ er sich i. J. 1801 in den Adelstand erheben, und starb im 59sten Lebensjahre 1803.

Herder war ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller, der seinen Geist jeder freien Bewegung der Literatur geöffnet hatte. Nur der kleinste Theil seiner Schriften gehört dem philosophischen Gebiete an. Der Einfluß Kant's auf Herder's philosophischen Standpunkt war nur gering, viel mehr hat er von Spinoza gelernt, dessen Lehre er sich auf eigenthümliche Weise aneignete, so daß sein Philosophiren nicht unpassend ein Schauen des Spinozismus genannt worden ist; sehr viel verdankte Herder dem Einflusse Hamann's, mit welchem er lange Zeit correspondirte, und der selbst von ihm sagte, daß er viele von ihm ausgestreute Samenkörner zu Blüthen, leider nicht zu Früchten entwickelt habe. Im Jahre 1778 verfaßte Herder die Schrift „vom Erkennen und Empfinden," welcher sich 1787 die Schrift: „Gott;" einige Gespräche über Spinoza's System anschloß. Herder's Hauptleistung war auf dem Felde der Philosophie der Geschichte, welche Wissenschaft er bei den Deutschen begründete. Zu seinen dahin einschlagenden Schriften gehört die Preisschrift über den Ursprung der Sprache (1770) und die Schrift: „Auch eine Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1774); das Hauptwerk waren die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit," das 1784 — 94 in 4 Bänden erschien.

An Kant's Kritik der reinen Vernunft konnte begreiflicher Weise Herder wenig Gefallen finden, nachdem er in seiner ersten philosophischen Schrift „vom Erkennen und Empfinden" alles sogenannte reine Denken für Trug und Spiel, für Schwärmerei, die sich nicht selbst erkenne, erklärt hatte.

Den Mittelpunkt des Herder'schen Philosophirens bildet die Erfahrung: die Wahrheit wird nicht ergrübelt, sondern erfahren, geglaubt. Die Seele spinnt überall nichts aus sich heraus, sondern sie empfängt; vermöge der Sprache geht der Mensch von Sinneneindrücken zu Gedanken über; mit dem Sprechen wird die Vernunft geboren, und da die Sprache die Erfahrung voraussetzt, gibt es keine reinen Erkenntnisse a priori.

Das unmittelbare Zeugniß des Geistes von der höchsten Wahrheit ist Vernunft oder Glauben. Die Vernunft ist als Richterin ohne vernommene Sache nichts, sie horcht dem Glauben. Der Glaube ist ein Resultat unserer Erfahrungen. Glaube ist die Basis aller unserer Urtheile, unsers Erkennens, Handels und Genießens; Glaube ist die stille

Zuversicht des Unsichtbaren nach dem Maßstabe des Sichtbaren, Ergreifen der Zukunft nach dem Maßstabe des Gegenwärtigen und Vergangenen.

Das Medium oder Band unsers Selbstgefühls und geistigen Bewußtseyns ist die Sprache, die das Göttliche im Menschen lebendig macht. Den großen Urheber in sich und sich in andere hineinzulieben, und dann diesem sichern Zuge zu folgen, das ist moralisches Gefühl, das ist Gewissen. Liebe ist die höchste Vernunft, das reinste, göttlichste Wollen.

Gott ist freie Urkraft aller Kräfte und ohne ihn wirkt keine der Kräfte, und alle im innigsten Zusammenhange drücken in jeder Beschränkung ihn, den Selbstständigen aus.

Aus allen Geschöpfen und Begebenheiten prägt sich dem Menschen das Gepräge der Gottheit auf. Das ist wahrhaftes Leben, daß in der Natur Alles von Allem verschlungen wird.

Unsere Humanität, zu der wir in der Religion gebildet werden, ist nur Vorübung, die Knospe zu einer künftigen Blume. Niemand erreicht das reine Bild der Menschheit in ihm, also ist die Erde nur Uebungsplatz, Vorbereitungsstätte. Nur die gottähnliche Humanität, die verschlossene Knospe der wahren Gestalt der Menschheit wird in jene Welt übergehen; wir werden eigentlich in der wahren göttlichen Menschengestalt erscheinen. —

So hat Herder gedacht und philosophirt, und obgleich Kant's Gegner, doch das Dreigestirn der Kant'schen Vernunftideen: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit zur Seele seines Denkens gemacht, der Freiheit aber Fülle und Leben gegeben durch den Gedanken der Humanität, in welcher die Freiheit Wesen und Inhalt erhält. Aber Herder's Einfluß blieb auf die Theologie vorzugsweise beschränkt; es bedurfte, um den Standpunkt Hamann's und Herder's für die Philosophie als solche, auf ihrem eigenen Gebiete, fruchtbar zu machen, eines Mannes, der den Kant'schen Kriticismus vom Standpunkte des Glaubens aus als Philosoph und mit den Waffen der Philosophie bekämpfte. Dieser Mann war Jacobi, der die Glaubensphilosophie erst wissenschaftlich vollendete.

Herill oder **Erill** von Karthago, ein Schüler Zenos, bl. um die Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. Er wich in einigen Punkten von Zeno ab, hauptsächlich darin, daß er ein doppeltes Ziel des menschlichen Strebens annahm, einen Zweck schlechthin, nach welchem der Weise allein strebe, und einen untergeordneten oder niedern Zweck, nach welchem der gewöhnliche Mensch strebe, welcher nach der Individualität wechselt.

Herkommen gilt nicht blos im Gebiete des Rechts, wo es das Gewohnheitsrecht bildet, sondern auch im Gebiete der Sitte, der Sprache, der Kunst und Wissenschaft. Das Herkömmliche erlangt ein gewisses Ansehen, das ihm nur mit Mühe entzogen werden kann. Die Wissenschaft als solche kann aber in Ansehung des Wahren, Guten und Schönen kein Herkommen gelten lassen, ob sie gleich demselben sein Ansehen im Leben nicht entziehen kann und soll. Denn vieles, was herkömmlich ist, beruht, besonders in den Rechtsverhältnissen der Menschen, theils auf einem natürlichen Rechtsgefühle, theils auf einer stillschweigenden Uebereinkunft, die gar oft die Stelle ausdrücklich abgeschlossener Verträge vertreten muß. (Krug.)

Hermes Trismogistus (der dreimal größte Hermes) ist ein historischer Name, über den uns zuverlässige Angaben fehlen. Wahrscheinlich ist er eine und dieselbe mythische Person, welche die Aegypter Thaaut nannten, indem die Griechen uud die Römer jene ägyptischen Erfinder der Künste und Wissenschaften mit ihrem Hermes oder Merkur verglichen. In späteren Zeiten fabelte man auch viel von den Schriften desselben, die nach einigen aus 20,000, nach andern nur aus 6523 Büchern oder Abhandlungen über die allgemeinen Pricipien der Dinge bestanden haben sollen. Aus diesen hermetischen Schriften, meinte man, hätten die ägyptischen Priester und alle Weisen des Alterthums, auch Pythagoras und Plato ihre Weisheit geschöpft. Von ihm ist auch die hermetische Kette benannt, indem er selbst das erste Glied in dieser Kette weiser Männer bildete, wodurch sich die alte Weisheit von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte. Die ihm beigelegten Schriften aber sind offenbar ein späteres Fabrikat der alexandrinischen oder neuplatonischen Schule, welche ihre Träumereien so gern aus einer höhern Erkenntnißquelle ableiteten. Auch die sogenannten Hermetiker (Goldmacher) haben, weil man die Verwandlung der Metalle ebenfalls zu den hermetischen Kün-

sten oder Geheimnissen rechnete, daher ihren Namen, so wie das hermetische Verschließen eines Gefäßes.

Hermolao Barbaro, geb. 1454 zu Venedig, Patriarch von Aquileja, gehört zu den gelehrten Italienern des 15. Jahrhunderts, welche die classische Literatur in mehreren Städten Italiens lehrten und dadurch eine Reform des philosophischen Studiums veranlaßten. Auch übersetzte und erklärte er mehrere Schriften des Aristoteles.

Hermotimos von Klazomenä, wahrscheinlich zwischen Thales und Anaxagoras lebend, wird von einigen alten Schriftstellern als Vorgänger des letztern in der Annahme einer verständigen Weltursache, einer weltbildenden Intelligenz angegeben.

Heroisch (heldenartig, heldenmüthig). Wenn man in moralischer Hinsicht von einer heroischen Tugend oder von einem Heroismus der Tugend spricht, so bezeichnet man damit diejenige sittliche Denk- und Handlungsweise, die sich vornehmlich durch Aufopferung von Gut und Blut für eine gute Sache zeigt.

Herrschaft besitzt derjenige, welcher vermögend ist, Andere in Hinsicht auf ihr Thun und Lassen seinem Willen gemäß zu bestimmen. Im Gegensatz zur Dienerschaft bezeichnet also Herrschaft das Ansehen, die Würde und Macht eines Herrn, oder collectiv den Hausherrn und die Hausfrau, also diejenigen Personen, welche Andere in ihre Dienste aufnehmen, es sey unter welcher Bedingung es wolle.

Herrschen heißt als Herr befehlen, seinen Willen bei Andern fortwährend in Ausübung bringen mit dem Nebenbegriffe überlegener Gewalt und der Geneigtheit diese Gewalt anzuwenden, um die Ausübung seines Willens zu bewirken, zum Unterschiede von regieren, womit der Begriff der Gewalt und des Zwanges weniger als der einer sanftern Leitung verbunden ist. (Campe.)

Herrschsucht ist die leidenschaftliche Begierde über andere zu herrschen, wobei auf Recht und Billigkeit weiter keine Rücksicht genommen wird, oder besteht nach de Wette darin, daß man nach Herrschaft und Unabhängigkeit strebt, nicht um dadurch mehr Gutes zu wirken, sondern aus Stolz und Anmaßung, um sich selbst verherrlicht zu sehen, oder aus Uebermuth, um Andere sich zu unterwerfen und willkührlich zu behandeln, oder aus Eigensinn, um gewisse Lieblingsmeinungen durchzusetzen und gewisse Vorurtheile geltend zu machen.

Herz bezeichnet den Sitz alles Gefühls und aller Empfindungen; es ist das Vermögen der Empfänglichkeit, der Erregbarkeit, durch welche wir die Gefühle der Lust und Unlust, der Liebe und des Hasses empfinden, oder das Erregbare in uns, mit welchem wir die verschiedenen Werthe und Güter des Lebens anerkennen, dem die Triebe mit ihren verschiedenen Forderungen, mit ihrer verschiedenen Liebe angehören. (De Wette.) Im moralischen Sinne ist Herz ziemlich gleichbedeutend mit Gemüth, d. h. mit dem vereinigten Begehrungs- und Empfindungsvermögen, nur daß es dabei besonders dasjenige bezeichnet, was in der Anlage der Natur gegeben, nicht erworben ist. Ein gutes Herz bezeichnet die natürliche Empfindsamkeit, nach welcher man von den Zuständen Anderer leicht gerührt und zu einer Lebhaftigkeit hingerissen wird, die mehr thut und wagt, als die kalte Ueberlegung rathsam finden würde. Manche bezeichnen es auch als die natürliche Anlage zu sanftern Empfindungen der Theilnahme, des Mitleids, der Freundschaft u. s. w., die auf den Willen einen merklichen Einfluß haben.

Herzhaft heißt derjenige, welcher gewohnt ist, sich nicht zu fürchten, und mit schneller Entschließung und Kraft zu handeln, ohne die Gefahr oder das bevorstehende Uebel lange zu bedenken.

Herzlich ist dasjenige, was wahre innere Empfindung ist oder ausdrückte.

Hesychiasten oder **Quietisten** sind überhaupt Menschen, die ein ruhiges oder stilles Leben führen. Die Hesychie aber, von welcher jene ihren Namen haben, wird in einem höhern Sinne, als eine gottähnliche Gemüthsruhe oder gar als ein mystisches Ruhen in Gott selbst gedacht, wobei dann die Einbildungskraft mit allerlei überschwenglichen Gefühlen nud Anschauungen spielt und den Menschen in eine Art von Entzückung versetzt. So wird der Hesychiast leicht zum Phantasten.

Heterodox ist eigentlich so viel als anders urtheilend oder meinend,

besonders in Bezug auf die Religion, so daß man es auch andersgläubig übersetzen kann, weil man dabei vorzugsweise an solche Urtheile und Meinungen denkt, die sich auf religiöse Gegenstände beziehen, oder an Glaubenssätze, die auch schlechthin Dogmen heißen. Der Ausdruck ist also offenbar relativ. Denn wenn man jemand andersgläubig nennen soll, so muß man seinen Glauben mit einem andern vergleichen, von welchem jener abweicht. Indem man sich aber des Ausdruckes heterodox bedient, setzt man voraus, daß derjenige Glaube, von welchem jener abweicht, der wahre oder rechte sey, und nennt daher den diesem Glauben Ergebenen orthodox. (Krug.)

Hetrogen ist, was zu einer andern Art gehört, also ungleichartig, im Gegensatze zu homogen, gleichartig.

Heuchelei ist die absichtliche Hervorbringung eines guten Scheins, um Andere über unsere Persönlichkeit zu täuschen, insbesondere die fehlerhafte Verstellung bei Beobachtung der Vorschriften, welche die Religion gebietet. Der Heuchler stellt sich hier fromm, ohne es zu seyn, in der Meinung, Gott und Menschen zu hintergehen, und ihre Gunst zu erschleichen. Die Heuchelei erscheint also hier als diejenige Verstellung, wodurch in die heiligste Gemeinschaft die Lüge und Unlauterkeit gebracht, und das Edelste, die Religion, zum Mittel unlauterer Absichten gemacht wird. Die Schändlichkeit der Heuchelei bedarf übrigens wohl keines Beweises. Sie verdirbt den Menschen bis auf den innersten Grund seines Herzens; sein ganzes Wesen wird eine beständige Lüge. Daher wird sich auch ein offener Bösewicht weit eher bekehren, als ein Heuchler.

Heusinger, J. H. G., geb. 1762 zu Römhild, hat mehrere im Kantischen Sinne abgefaßte philosophische, insbesondere in die Pädagogik und Aesthetik einschlagende Schriften herausgegeben.

Heydenreich, K. H., geb. 1764 zu Stolpen in Sachsen, seit 1789 Professor der Philosophie zu Leipzig. gest. 1801. Er war unstreitig ein reichbegabter Geist, welcher der Wissenschaft größere Dienste geleistet haben würde, wenn nicht eine zu wenig geregelte Lebensweise und ein dadurch herbeigeführter zu früher Tod der Entwickelung und Ausbildung desselben hinderlich gewesen wäre. Er philosophirte größtentheils nach Kantischer Weise, wußte aber dabei doch die Eigenthümlichkeit seines Geistes zu bewahren.

Hierarchie, welches ursprünglich die Herrschaft des Heiligen oder die geistliche Herrschaft bedeutet, wird theils von der Regierung der Kirche durch sich selbst, theils von der Herrschaft der Kirche über den Staat gebraucht. Die Hierarchie im ersten Sinne entstand mit der christlichen Kirche als einer für sich bestehenden Gesellschaft. Oefter aber wird das Wort Hierarchie im zweiten Sinne, nämlich von dem Verhältnisse der Kirche zum Staat gebraucht, nach welchem die Kirche nicht nur unabhängig vom Staate ist, sondern auch den Primat behauptet, und Unterordnung seines Zwecks unter ihren Zweck. In diesem Sinne nimmt man das Wort, wenn man das hierarchische System von dem Territorialsysteme, nach welchem das entgegengesetzte Verhältniß zwischen Staat und Kirche stattfindet, und von dem Collegialsysteme, nach welchem Staat und Kirche als unabhängig von einander betrachtet werden, unterscheidet. Uebrigens verweise ich hier in Beziehung auf die eigenthümliche Idee der Hierarchie, auf den Zweck, auf die Form derselben u. s. w., auf Friedrich Schlegel's philosophische Vorlesungen aus den Jahren 1804—1806 (herausgegeben von Windischmann. 2 Bde. Bonn. 1837.) wo er sich auf folgende Weise ausspricht: „Das Kaiserthum bedarf noch einer Grundlage zur Garantie, und diese findet sich in jener andern Idee des Mittelalters, in der Hierarchie. Alle in dem Kaiserthum vereinigten Nationen können in ihrer Verschiedenheit ganz getrennt von einander bestehen; denn die äußere Verbindung zu unterhalten liegt blos der Staatsgewalt ob. Indessen erstreckt sich diese Absonderung und Trennung nicht auf die geistigen Verhältnisse. Die Gelehrten sind in aller Welt verbunden, dieß geht natürlich aus dem gemeinschaftlichen Streben nach Erkenntniß hervor — dieses hebt alle Nationalverschiedenheit auf. Dasselbe ist der Fall bei dem geistlichen Stande. Im speciellen Theil der Religion, im Gottesdienst, kann wohl einige nationale und locale Verschiedenheit vorkommen; aber dieses hindert nicht, daß dem Wesen nach Einheit in Allem herrsche. Beziehen wir nun diesen Zusammenhang, diese Einheit des gelehrten und geistlichen

Standes in der gebildeten christlichen Welt auf die Politik, so entsteht nothwendig die allgemeine Idee der **Hierarchie**. Setzt man nämlich voraus, daß alle gebildeten Nationen eine ständische Verfassung haben, so wird der gelehrte und geistliche Stand das gemeinsame Band ausmachen.

Der Stand der Gelehrten und Geistlichen ist also bei allen Nationen immer einer und derselbe; er ist über alle nationale Verschiedenheit erhaben, und bildet eine durch alle Staaten durchgehende Gesellschaft, die Hierarchie.

Den eigentlichen **Zweck der Hierarchie** finden wir ganz verschieden von jenem des Staates. Dieser ist durchaus nur ein bedingter und daher auch größtentheils nur von negativem Werth. Der Staat hat es blos mit den Bedingungen zur Cultur, nicht mit dieser selbst zu thun. Der Zweck der Hierarchie aber ist nicht bedingt, er ist auf keine Weise beschränkt — die Hierarchie geht auf unbedingte Gemeinschaft und Verbindung. Es ist daher auch eigentlich nicht zu sagen, die Kirche habe einen Zweck, sie ist sich vielmehr selbst Zweck, sie hat ihren unbedingten Werth in sich und ist die unbedingte Gemeinschaft und Gesellschaft.

Das Verhältniß der Hierarchie zum politischen Staat anlangend, soll die Hierarchie eine Gesellschaft für sich, ein Staat in andern Staaten seyn, eine Gesellschaft, die gewissermaßen als Reich Gottes betrachtet werden kann, insofern die weltliche Herrschaft hier völlig aufhört, und Gott allein als der Herrscher und das Oberhaupt angesehen wird.

Hieraus folgt nun nothwendig ihr Verhältniß zum Staat. Es ist klar, daß die Kirche, welche an sich der höchste Zweck ist, nicht der untergeordneten Gesellschaft des Staats aufgeopfert werden darf, welche selbst nur des Bedürfnisses, des Nothbehelfs wegen da ist, aber kein Gut an sich ist. Die Kirche muß als höchste Gesellschaft frei und von dem bedingten politischen Staate unabhängig seyn. Diese Freiheit ist der Kirche zu ihrem Wesen nöthig.

Wie aber nun diese Freiheit möglich ist, ohne daß die Kraft des Staates, der eine Obergewalt über alle seine Glieder haben muß, möglich ist, wird klar durch die besondere Art der Gewalt, welche dem geistlichen Stande zukommt.

Alle Bürger gehören zwar zur Kirche, aber die Geistlichen doch auf eine ganz andere Art, als die übrigen; denn der Stand der Geistlichen widmet sich ganz einzig und allein dem höchsten Zweck, und die andern Stände richten ihre meiste Thätigkeit auf die irdischen Bedürfnisse. Demnach ist der geistliche Stand auch nothwendig die sichtbare Macht der Kirche, aber in anderer äußerer Beziehung, wo der Begriff der Macht und Oberherrschaft nicht mehr stattfindet, also dem Staate gegenüber — Repräsentant der Kirche. —

Die Hauptschwierigkeit der Hierarchie liegt in ihrer Stellung gegen die verschiedenen Nationen. Sie soll durch alle Nationen durchgehen, und an keine gebunden seyn. Ist sie es auf irgend eine Weise, greift sie in das weltliche über, so entsteht gleich für den Staat und die Nation die Gefahr, ihre Selbstständigkeit einzubüßen. So ist denn auch einleuchtend, daß die Form der Hierarchie, welche uns das Mittelalter darbietet, keine andere Folge haben konnte, als einen Vernichtungskrieg zwischen der weltlichen und geistlichen Macht, welcher beiden zu großem Schaden und Verderben gereichte. Da der Mittelpunkt der Hierarchie an eine weltliche Herrschaft gebunden ward und dadurch eine positive Macht wurde, der auch die monarchische Form beigelegt war, so blieb nichts anderes übrig, als die Macht des Papstes und des Kaisers in Eins zu verbinden oder einen Vernichtungskrieg zu führen.

Deßhalb ist es von größter Wichtigkeit, daß der Mittelpunkt der Hierarchie nicht wesentlich an ein weltliches Fürstenthum gebunden sey.

Eine eigentlich allgemeine weltliche Herrschaft des Papstes ist daher verwerflich."

Uebrigens bedeutet das Wort Hierarchie zuweilen auch nichts weiter als eine gewisse Abstufung oder Rangordnung in Hinsicht auf Aemter und Würden. Daher spricht man außer der eigentlichen (kirchlichen) Hierarchie auch wohl von einer **politischen** oder **militärischen**, und sogar von einer **himmlischen** Hierarchie, indem die Menschen immer geneigt waren, ihre irdischen gesellschaftlichtlichen Verhältnisse auf den Himmel überzutragen.

Hierophant ist eigentlich ein Lehrer des Heiligen, dann ein Vorsteher des Gottesdienstes, ein Oberpriester, besonders der zu Eleusis, der die Einweihung der heiligen Geheimnisse besorgte. Darum hat man auch solche Philosophen Hierophanten genannt, welche vorgaben, daß sie im Besitze geheimer Kenntnisse wären, und nur die, welche fähig wären, sie zu fassen, darein einweihen könnten. Für Hierophant sagt man auch Mystagog, weil er in Geheimnisse einführen soll.

Hillebrand, Jos., Professor in Gießen, früher in Heidelberg. Seine Schriften enthalten, mit einiger Hinneigung zu Jacobi's Ansichten manches Eigenthümliche.

Hildebert von Tours, geb. zwischen 1053 und 1057, gest. um 1134. Er vereinigte eine seltene Geistesbildung, Belesenheit in den Classikern, Selbstständigkeit, Geschmack und praktischen Sinn, der ihn vor leeren Grübeleien schützte. Sein tractatus theologicus (wovon ein Theil unter den Werken des Hugo von St. Victor vorkommt) und seine moralis philosophia enthalten den ersten Versuch eines populären Systems der Theologie. Gegner der Dialektik, und mehr dem praktischen Mysticismus zugeneigt waren Othlo, Mönch in dem Kloster des heil. Emmeran und Honorius von Augst bei Basel, welcher, an neuplatonisch-augustinische Theologie sich anschließend, ein Gebäude der Mystik aufstellte.

Himmel, im physischen Sinne, ist gleichbedeutend mit Himmelskugel, Himmelsgewölbe, auch gewissermaßen mit Firmament, und bedeutet das azurne Gewölbe, welches sich scheinbar wie eine ausgehöhlte Halbkugel über uns ausbreitet und auf den Grenzen des Horizonts ruht. Im Alterthum hielt man den Himmel für das, was er zu seyn scheint, für ein festes Gewölbe, ja, um die verschiedenen Bewegungen der einzelnen Himmelskörper zu erklären, nahmen sie sogar mehrere Himmelsgewölbe über einander an. Die Gewohnheit des Menschen, wenn er sich das Göttliche und Ueberirdische unter sinnlichen Bildern, und im Raume vorhanden vorstellt, dasselbe über sich und die Erde, in die Räume über die Wolken und die Sterne zu versetzen, hat den Himmel zum Orte der nähern Gegenwart Gottes und zur Wohnung der seligen Geister gemacht. Auch der aufgeklärteste Verehrer Gottes, welcher wohl weiß, daß Gott überall ist, und daß seine unendliche Kraft die Erde wie die Sterne durchdringt, breitet doch, von dieser dem menschlichen Geiste natürlichen Vorstellungsart geleitet, seine Arme gegen den Himmel aus, wenn er betet, und schaut himmelwärts, wenn er sehnend einer vollkommnern Ordnung der Dinge entgegensieht oder der hingeschiedenen Geliebten gedenkt. In dieser Vorstellungsart ist der Ursprung der Erzählungen von weisen und guten Menschen, welche 'gen Himmel gefahren seyen, zu suchen. Den Gedanken: sie sind in eine vollkommnere Ordnung der Dinge versetzt worden, drückte man bildlich dadurch aus: sie sind 'gen Himmel gestiegen. (S. Brockhaus Conversations-Lexikon. 8. Original-Ausg.)

Hinderniß ist jede Kraft, die einer andern entgegenwirkt, und diese dadurch in ihrer Wirksamkeit hemmt.

Hobbes, Thomas, geb. zu Malmesbury 1588, ging in die Ansichten seines Freundes Baco ein, verfolgte sie mit größerer Strenge und Consequenz und bildete sie zum Materialismus aus. Durch das Studium der Classiker wurde er der Scholastik abgeneigt, und durch seine Reisen, seine Verbindung mit Baco, Gassendi, Galiläi zu freiem Selbstdenken angeregt. Aber die praktische Richtung seiner Forschungen beschränkte ihn. In dem Kampfe der Republikaner und Royastischen nahm er durch Schriften thätigen Antheil, in denen er die unumschränkte Monarchie als die einzige Basis der öffentlichen Ruhe betrachtete. Nach Herausgabe mehrerer philosophischer und mathematischer Schriften, in denen er durch seine Paradoxieen Anstoß gegeben, und sich sogar den Vorwurf des Atheismus zugezogen hatte, starb er 1679.

Hochachtung ist, wie das Wort selbst schon sagt, ein hoher Grad der Achtung, der aus der Ueberzeugung von der innern Würde und Vortrefflichkeit eines Wesens entsteht.

Hochmuth nennt Carus den Stolz des Aufgeblasenen, der sich über Andere mit oder ohne Verachtung erhebt. Gewöhnlich aber ist mit einer ungerechten Einbildung von seinem eigenen Werthe die Verachtung Anderer verbunden. Der Hochmüthige bildet sich auch nicht selten viel ein auf Beschaffenheiten, welche eigentlich gar keine Vollkom-

menheiten der menschlichen Natur sind, oder er legt sich Vollkommenheiten bei, die gänzlich fehlen, und gibt diese Einbildungen von sich zu erkennen durch ein Betragen, welches gegen Andere Geringschätzung ausdrückt, ja sogar von Andern verlangt, daß sie ihre Achtung gegen uns durch Wegwerfung ihrer selbst an den Tag legen sollen, und darüber entrüstet wird, wenn sie ihm solche Achtung verweigern.

Hochverrath ist der Widerstand oder offene Angriff auf die Centralgewalt der Regierung. (Ammon.)

Hoffart ist der Stolz, so fern er sich durch äußeren Prunk offenbart, z. B. durch Aufwand in Kleidern u. dergl., also mit einem hohen Grade von Eitelkeit verbunden ist.

Hoffbauer, J. Chr., geb. 1766 zu Bielefeld, seit 1794 außerordentlicher und seit 1799 ordentlicher Professor der Philosophie zu Halle, hat im Geiste der kritischen Philosophie mehrere sehr verdienstliche Werke herausgegeben.

Hoffmann, Dan., Professor der Theologie zu Helmstädt im 16. Jahrh., hat sich in Bezug auf Philosophie blos dadurch bemerklich gemacht, daß er nebst seinen Anhängern Joh. Angelus Werdenhagen und Wenzeslaus Schilling derselben den Krieg erklärte, oder sie wenigstens so beschränken und der Theologie unterordnen wollte, daß sie hätte aufhören müssen, eine nothwendige Aufgabe der Vernunft zu seyn.

Hoffmann, Franz, früher Professor der Philosophie am Lyceum zu Amberg, gegenwärtig an der Universität zu Würzburg, hat im Geiste Franz v. Baader's, dessen enthusiastischer Verehrer er ist, mehrere interessante Schriften herausgegeben, und sich auch eine Ausgabe sämmtlicher Schriften Baader's zur Aufgabe gemacht.

Hoffmann, Dr., Karl Joh. Seine Centralphilosophie soll als Geschichte seines Denkens zugleich ein untheilbares Ganze seyn, so daß jedes der 14 Momente mit Nothwendigkeit aus dem vorhergehenden folgen soll. Der Recensent dieser Schrift, im Repertorium der Literatur (Leipz. 1836. Nro. 11.) erklärt sie für einen ewigen Wirbel chaotisch durch einander treibender Elemente des Denkens und des Fühlens. In einem solchen Wirbel kann nun freilich sehr leicht das Unterste zum Obersten oder das Letzte zum Ersten werden.

Höflichkeit ist die angenehme Fertigkeit, Andern denjenigen Grad der Achtung durch Reden, Gebehrden und Handlungen auf eine unzweideutige, natürliche und ungezwungene Art zu erkennen zu geben, zu welcher uns ihre innern und äußern Vorzüge, auch die besondern Verhältnisse verbinden, in welchen wir mit ihnen stehen (Meineke). Es gibt aber auch eine übertriebene Höflichkeit, welche Reinhard als den Fehler bezeichnet, wo man die äußerlichen Merkmale der Achtung gegen Andere, im Umgange mit ihnen dergestalt übertreibt, daß sie aufhören angenehm und vernünftig zu seyn.

Hoffart ist der durch äußern Prunk sich offenbarende Stolz, also derjenige Stolz, der sich durch äußeres Gepränge, Aufwand in Kleidern und andern Dingen äußert, folglich mit einem hohen Grad von Eitelkeit verbunden ist, und seine Vorzüge durch Verachtung Anderer geltend zu machen sucht.

Hoffnung ist die Freude in der Vorhersehung eines wahrscheinlichen Gutes, oder, wie Carus sagt, das Vorgefühl eines in der Zukunft erst möglichen, endlich bis zur vertrauungsvollen Erwartung eines gewissen angenehmen Zustandes der Verbesserung unserer jetzigen Verhältnisse; auf der höchsten Stufe erscheint sie als eine freudige Erwartung der Zukunft mit Affect. Es gibt aber auch eine bange Hoffnung, eine Hoffnung mit Furcht und Zittern, bei welcher die Erwartung des vorhergesehenen Gutes durch die Erwartung des Gegentheils so überwogen wird, daß sie gänzlich zu verschwinden im Begriffe ist.

Hohn ist der Spott über Etwas, das nur in den Augen des stolzen oder aus Neid hämischen Spötters verächtlich ist. (Meineke.)

Hohngelächter ist nicht ein Ausbruch von dem wirklichen Affect des Lachens, sondern eine bloße Grimasse, eine blos willkührliche Nachahmung des Lachens, um den Verhöhnten noch tiefer zu kränken und niederzubeugen.

Hold bezeichnet überhaupt das Wohlthätige, das unschuldig fröhliche und durch diese Eigenschaften Angenehme und Liebenswürdige, und wird sowohl von lebendigen als leblosen Geschöpfen gebraucht.

Holdseligkeit ist eine Eigenschaft moralischer Wesen, wodurch sie einen sanft angenehmen Eindruck machen. Besonders bezeichnet man damit den höchsten Grad weiblicher Liebenswürdigkeit. Sie besteht darin, daß in einer weiblichen Person Unschuld und Scham sich aussprechen, aber ohne Streben zu gefallen, sondern es muß sich in ihr die Beschäftigung mit dem Himmlischen in Gedanken zeigen.

Hölle, entstanden aus Höhle, bezeichnet überhaupt einen hohlen, verborgenen Ort. Besonders wird dieses Wort von den untersten, tiefsten Räumen der Erde im Gegensatz des Himmels gebraucht. So wie sich der Mensch das Göttliche, das Reine und Vollkommene als über sich und die Erde erhaben, als im Himmel und im Licht wohnend, denkt, so versetzt er das Ungöttliche, das Unreine und Schlechte in die Tiefe, in den Abgrund, in die Nacht und Finsterniß; daher ist es gekommen, daß man sich den Wohnort der bösen Geister als ein unterirdisches, entweder in den innern nächtlichen Schlünden der Erde, oder in den Tiefen, über welchen die Erde schwebt, befindliches Behältniß vorgestellt und die Hölle genannt hat. (S. Conversations-Lexikon bei Brockhaus.)

Dieser Ort, die Hölle, ist, sagt Klee (System der katholischen Dogmatik), der Reflex des Zustandes derjenigen, welche sich von der göttlichen Vollendung vollends ausgeschlossen, ihre Abstraction von Gott vollendet und sich darin befestigt haben. Ihr Daseyn ist bezeichnet als Untergang, Verderben, Tod, Zorn Gottes, Verdammniß, Verbannung von der Herrlichkeit des Himmels, von Gott und Christus, von allen Guten, als Gemeinschaft mit dem Teufel und seinen Engeln, als ewige Schmach. Diesem gemäß wird die Hölle bezeichnet als äußerste Finsterniß, wo Heulen und Zähneknirschen, ein Liegen mit gebundenen Händen und Füßen, als Gehenna des Feuers, Abgrund, Feuerofen, Schwefel- und Feuersee, worin Heulen und Zähneknirschen, wo ihr Wurm nicht stirbt, ihr Feuer nicht erlischt, wo die ewigen Schlachtopfer zum und mit Feuer gesalzen, wo ewiges Feuer, als zweiter (ewiger) Tod. Gegen diese Ansicht von der Hölle und der derselben entsprechenden Ansicht vom Himmel erklärt nun der Rationalismus, daß die Ausdrücke Himmel und Hölle nur symbolisch im moralischen Sinne zu nehmen seyen. Himmel und Hölle seyen nicht außer, sondern in uns, jeder Mensch trage sie in seiner Brust, je nachdem er gut oder bös.

Hollmann, Sam. Chr., geb. 1696 zu Alt-Stettin, studirte auf mehreren Universitäten, wurde 1725 als außerordentlicher Professor der Philosophie in Wittenberg angestellt, erhielt nach Errichtung der Universität zu Göttingen einen Ruf dahin und starb daselbst 1787. Anfangs bestritt er Wolf's Philosophie; nachher vertheidigte er sie, und ergab sich zuletzt dem Eklekticismus. Seine philosophischen Lehrbücher sind kurz und deutlich geschrieben, fanden daher viel Beifall, wurden aber später weniger geschätzt, weil der Eklekticismus in Deutschland selbst seinen Kredit verlor.

Home, Henry (seit 1752 Lord Kaims, geb. zu Edinburg, gest. 1782, unterstützte das System des moralischen Sinnes und ist auch berühmt als Verfasser der ästhetischen Kritik.

Homologie ist eigentlich Beistimmung zu dem, was ein Anderer gesagt hat. Die Stoiker aber bezeichneten dadurch die mit sich selbst einstimmige Vernunft, und dann auch ein mit sich selbst durchaus einstimmiges Leben, weil dieß allein ein tugendhaftes Leben seyn könne, und eben darum das Ziel sey, nach welchem der Weise streben soll.

Homonymie findet nach der Erklärung des Aristoteles statt, wenn zwei Dinge mit demselben Worte bezeichnet werden, und doch dem Begriffe nach verschieden sind, wie wenn man ein lebendiges Ding und ein gemaltes einen Menschen oder ein Thier nennt. Jetzt nennt man alle Wörter Homonymen, die verschiedene Bedeutung haben; also unter einem und demselben Namen eine Mehrheit von Begriffen oder Dingen befassen, worauf eine bekannte Art von Worträthseln oder Wortspielen, die daher auch Homonymen genannt werden, beruht. Symonymie wird aber gewöhnlich nur von gleichnamigen Personen oder Oertern gebraucht, ist also etwas anders als Synonymie, wo zwei oder mehrere Wörter einerlei bedeuten oder zu bedeuten scheinen.

Höpfner L. J. Friedr., geb. 1743 zu Gießen, seit 1771 ordentl. Professor der Rechte zu Giessen, gest. 1797 als geheim. Tribunalsrath zu Darmstadt. Außer vielen

positiv juristischen Schriften hat er auch ein lange Zeit geschätztes und oft aufgelegtes Werk über das natürliche Recht (Naturrecht) geschrieben.

Hörig ist was einem Andern gehört. Daher wird auch die Proprietät Hörigkeit genannt. Man braucht jedoch dieses Wort vorzüglich von Personen, welche als Eigenthum eines Andern betrachtet, und deßhalb hörige Leute genannt werden, wie Leibeigene und Sclaven.

Horizont ist der Kreis, wo sich scheinbar Himmel und Erde berühren, wodurch also unsere Anschauung von beiden begrenzt wird.

Horoscopie ist überhaupt Beobachtung oder Bestimmung der Zeit nach der Bewegung der Gestirne oder andern Veränderungen in der Natur; dann besonders derjenigen Zeit, in welcher etwas geschieht; endlich im engsten Sinne der Zeit oder Stunde, in der Jemand geboren wird. In diesem Sinne nehmen es besonders die Astrologen als Nativitätsteller; indem sie die Stellungen der Gestirne gegen einander (Constellationen) bei der Geburt eines Menschen beobachten, um darnach die Schicksale, auch wohl gar den Charakter und die Handlungen dieses Menschen im Voraus zu bestimmen.

Hosse Fr. Wilh., ein Gelehrter des 17. Jahrh., der durch eine Schrift über die Einstimmung der Vernunft und des christlichen Glaubens unter den Theologen und Philosophen seiner Zeit eine große Bewegung veranlaßte, auch deßhalb von seinem Amt (als Brandenburgischer Secretär) entsetzt wurde, indem er von dem spinozistischen Grundsatze ausging: „Gott ist die einzige Substanz, und der Mensch ein bloßer Modus derselben“

Huarte Juan, ist gleichsam der Repräsentant der spanischen Philosophie seit dem Mittelalter, denn die Spanier haben sonst keinen andern Philosophen aufzuweisen, und auch dieser — eigentlich ein Arzt zu Madrid, aber zu S. Juan del Pin dol Puerto in Unternovara, wahrscheinlich um 1520 geb., und nach 1580 gest. hat sich nur durch das einzige Werk: „Examen de ingenios para las sciencias als einen guten psychologischen Beobachter gezeigt. Es ist oft aufgelegt und fast in alle Sprachen übersetzt worden; deutsch mit einer Vorrede von Lessing unter dem Titel: Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften, Zerbst 1752, verbessert von Ebert. Wittenberg 1785.

Huet oder **Huetius** Pot. Dan., geb. 1630 zu Cadom, gest. 1721, einer der größten Gelehrten seiner Zeit, umfaßte alle Wissenschaften. Die Philosophie des Cartesius, welche ihn in seiner Jugend angezogen hatte, befriedigte ihn nicht mehr, nachdem er den Sextus Empirikus kennen gelernt. Die Gassendische aber fand er im Widerspruche mit dem frommen Glauben. So wendete er sich zur Skepsis. In seiner letzten Schrift äußerte er den Skepticismus ganz offen. In den Objecten ist, sagte er, zwar allerdings Wahrheit; allein nur Gott vermag sie zu erkennen; der menschliche Verstand hat bei ihrer Erkenntniß mit zu vielen Hindernissen zu kämpfen, und kann nie gewiß seyn, ob seine Erkenntniß mit den Objecten übereinstimme. Nur der Glaube kann Gewißheit geben, der aber dem Skepticismus unzugänglich ist, weil er nicht aus der Vernunft, sondern aus einer übernatürlichen Wirkung Gottes kommt, und sich auf eine, durch sich selbst gewisse, erste geoffenbarte Wahrheit gründet.

Hugo von St. Victor, geb. 1096, gest. 1140, aus Niedersachsen oder Flandern. In der Theologie und Philosophie waren Augustin, Boethius und andere lateinische Kirchenschriftsteller seine hauptsächlichsten Führer, vornehmlich der erste, weßhalb man ihn auch den zweiten Augustin nannte. Von den Schriften des Aristoteles scheint er nur das Organon gekannt und benutzt zu haben. Ueber die scholastische Philosophie seiner Zeit äußerte er sich oft mit einem ziemlich unbefangenen Urtheil, indem er sie als eine zwar wortreiche, aber gehaltlose Dialektik darstellt, wogegen er sich selbst auf Seite des Mysticismus, wie sein Schüler Richard von St. Victor, hinneigt.

Hugo, Erzbischof von Rouen (Rothomagensis), gebürtig aus Amiens. Unter seinen Schriften sind am berühmtesten Gespräche (Dialogi seu quaestiones theol.) geworden, in welchen er sich besonders mit dialektischen Untersuchungen über die göttlichen Eigenschaften und deren Verhältniß zur Welt beschäftigt, ohne dabei eben sehr glücklich in Auflösung der dabei vorkommenden Schwierigkeiten zu seyn. Er war ein Zeitgenosse von Peter dem Lombarden und starb 1164.

Hugo, Gustav, geb. 1764 zu Lörrach im Badischen, seit 1788 außerordentlicher und seit 1792 ordentlicher Professor der Rechte in Göttingen. Er hat sich vorzüglich um die positive Jurisprudenz verdient gemacht, verdient aber doch auch als Verfasser einer philosophischen Rechtslehre erwähnt zu werden. (Lehrbuch des Naturrechts als einer Philosophie des positiven Rechts. Berlin 1798. Ausg. 3. 1809.)

Huld bezeichnet die Empfindung der Liebe und Güte gegen Andere und die thätige, mit einem liebenswürdigen Betragen verbundene Aeußerung derselben.

Huldigung ist eigentlich der Act, wodurch der Untere sich der Huld und Gnade des Höhern unterwirft, indem jener diesem Treue und Gehorsam gelobt; in juristischen Verhältnissen aber versteht man darunter gewöhnlich die feierliche und eidliche Gelobung der Treue und des Gehorsams von Seiten der Unterthanen gegen ihren Fürsten und Landesregenten. Im weitern Sinne nennt man auch jede höhere Achtungsbezeugung, sogar die gegen schöne Frauen, eine Huldigung. Daher man, wie Krug bemerkt, eben sowohl den Verdiensten eines Mannes, als den Reizen eines Weibes huldigen kann.

Human, Humanioren, Humanismus, Humanistische Studien, Humaniora — sind Ausdrücke, die sämmtlich von homo, der Mensch, abstammen. Human heißt daher menschlich, und bezeichnet Alles, was dem Menschen angemessen ist und geziemt; daher man auch mit Humanität, Menschlichkeit, im weitern Sinne überhaupt dasjenige bezeichnet, was uns den Charakter der Menschheit gibt, mit welchem Grundbegriffe schon Cicero die Nebenvorstellungen von Leutseligkeit, Menschenfreundlichkeit, Feinheit und Artigkeit im Betragen, und weil diese Eigenschaften nur durch eine der Bestimmung des menschlichen Geistes angemessene Bildung erlangt werden können, knüpft er an den Begriff der Humanität den Besitz aller der Anlagen, Kenntnisse und Fertigkeiten, welche Anspruch auf Bildung geben, und vorzüglich dem Menschen angehören. Die Humanität ist folglich harmonische Ausbildung der menschlichen Kräfte unter der Herrschaft der Vernunft. Der Comparativ Humaniora hat aber eine engere Bedeutung, indem er auf Kenntnisse und Fertigkeiten bezogen wird, die man nur durch eine gelehrte, auf das classische (griechische und römische) Alterthum gegründete Bildung erlangen kann, indem man voraussetzt, daß eine solche Bildung zu einer höhern Entwickelung des menschlichen Geistes und also auch zu einer höheren Gesittung des menschlichen Geschlechtes nicht nur dienlich, sondern auch nothwendig sey. Eben darum hat man auch jene Humanioren, humanistische Studien, die sich darin auszeichneten, Humanisten, und die darauf sich beziehende Bildungsweise Humanismus genannt. Die eben genannte Ansicht ist aber von Vielen neuerlich bestritten worden, besonders von denen, welche, wie Basedow, Campe, Salzmann u. A. in sogenannten philanthropischen Instituten auf eine allgemeinere, vom classischen Alterthum unabhängige, rein menschliche Bildung der Jugend hinarbeiteten. Daraus hat sich dann ein sonderbarer Gegensatz ergeben, wie er besonders in Niethammer's Streit des Humanismus und Philanthropinismus (Jena 1808) hervorgehoben worden. Wie gewöhnlich hat man aber auch hier von beiden Seiten die Sache übertrieben.

Humboldt, Wilh. v., geb. 1767, gest. 1835, war, wie sein vertrauter Freund Schiller, für Kant begeistert, und hat in der Einleitung zu seinem unsterblichen Werke über die Kawi Sprache (1836) die Philosophie der Sprache begründet. Seine Sprachtheorie enthält viele bis jetzt unentwickelte und unbenutzte Keime für die Philosophie der Geschichte. — In seinem Briefwechsel mit Schiller, den er 1830 herausgab, hat er eine tröstliche Charakteristik Kant's gegeben.

Hume, David, geb. zu Edinburg 1711, widmete sein ganzes Leben dem Studium der Geschichte und Philosophie. Mit tief eindringendem Scharfsinne untersuchte er die Natur des Menschen, als eines erkennenden und handelnden Wesens, aus dem Gesichtspunkte des Locke'schen Empirismus. Dieß führte ihn durch consequentes Denken zu dem skeptischen Resultate: daß es keine objectiv gewisse philosophische Erkenntniß gebe, und wir in unserm Bewußtseyn auf unsere Vorstellungen und deren subjective Verbindungen beschränkt seyen. Und in diesen Untersuchungen Hume's erscheint der philosophische Skepticismus mit einer Kraft, Gründlichkeit und Consequenz, wie er noch nie

aufgetreten war, und mit großer Bestimmtheit, Klarheit und Eleganz dargestellt. — Es gibt keine Erkenntniß außer der Erfahrung, keine Metaphysik. Die Erfahrung aber hat keine solche Evidenz, wie die mathematische Demonstration, sondern gründet sich zuletzt auf einen Instinct, welcher täuschen könnte. Geometrie und Arithmetik sind Gegenstände der abstracten Wissenschaft, Kritik (Aesthetik) und Moral, Gegenstände der Empfindung und gehören nicht für den Verstand. In Hinsicht der Moral lehrte er, daß sittliches Verdienst in der Nützlichkeit oder Annehmlichkeit (utile et dulce) der Eigenschaften einer Person für sie selbst oder andere bestehe, folglich die Vernunft (als Reflexionsvermögen) zwar einen beträchtlichen Antheil an den moralischen Entscheidungen habe, aber allein nicht hinreichend sey, eine sittliche Billigung oder Mißbilligung hervorzubringen. Er nahm daher den moralischen Sinn oder das sittliche Gefühl, welches er mit dem Geschmacke parallelisirte, als Beweggrund des sittlichen Handelns an. Dieses Gefühl ist ein Gefühl der Glückseligkeit und des Elendes des Menschen. Hierdurch erhielt das System des moralischen Sinnes eine neue Stütze. Uebrigens wandte er seinen, zunächst zwar blos die Speculation in Anspruch nehmenden, aber in das Wesentliche der Erkenntniß tief eingreifenden Skepticismus vornehmlich auf Gottes Daseyn, Vorsehung, Wunder, Unsterblichkeit der Seele an, und bewies, daß es über diese Gegenstände keine evidente, vollkommene Ueberzeugung gewährende Grundsätze gebe. Sein Leben und Charakter war musterhaft. Er starb 1776 mit der größten Heiterkeit und Seelenruhe. Zu seinen Gegnern gehören vorzüglich die drei Schotten: Thomas Reid, geb. 1704, James Beattie, geb. 1735 und James Oswald (bl. 1769.).

Humor, humoristisch, stammen aus dem Lateinischen und werden in einer dreifachen Bedeutung gebraucht, in physiologischer, psychologischer und ästhetischer. Das lateinische Wort Humor bedeutet eigentlich Feuchtigkeit; die gangbare Bedeutung desselben ist aber Laune, Aufgelegtseyn, Aufgeräumtseyn u. s. w. Die letzte Bedeutung ist, wie von selbst einleuchtet, die psychologische, die erste die physiologische. Um den Zusammenhang dieser beiden Bedeutungen zu erklären, muß man bis auf Hippokrates und Galen zurückgehen, welche im Zurückgehen von dem Zusammengesetzten auf das Einfache bis auf vier Elemente kamen, aus welchen sie eben so viele Ureigenschaften der Dinge ableiteten und daraus alle physischen Verschiedenheiten derselben erklärten. Diesem gemäß nahm man im menschlichen Körper vier Hauptsäfte oder Feuchtigkeiten (humores) an, und leitete nun aus dem Vorherrschen des einen dieser Säfte die Verschiedenheit der Temperamente ab. Aber auch die hiermit in Verbindung stehende Stimmung, in welcher sich das Vorhandenseyn des Temperaments in der Seele ausspricht, hat davon ihren Namen erhalten. Indessen ist das Wort Humor aus der physiologischen Bedeutung allmählig auch in die ästhetische metaphorisch übergegangen, und in dieser Beziehung erklärt Dambeck Humor als jene eigenthümliche Stimmung des Gemüths, worin dieses das Leben mit dem Ideale vergleichend, und von den Widersprüchen des erstern bald mehr bald minder tief verwundet, bald zu spöttischer und selbst sarkastischer Lache gereizt, seine richtenden Empfindungen darüber in einer originellen Mischung des Komischen mit dem Sentimentalen ergießt. Der geniale Humor, fährt er fort, geht, wie das Genie überhaupt, mit einer höhern (Vernunft-) Ansicht der Dinge an die Betrachtung der Welt und des Lebens; daher spiegeln sich auch beide im Auge des Humoristen ganz anders, als sie dem gewöhnlichen Menschen erscheinen; daher, daß jener mitten in dem Lächerlichen für Andere — traurigen Ernst erblickt, in dem Ernsten für sie dagegen oft nur Lächerliches und Komisches; daher kommt es aber auch, daß Alltagsmenschen, die sich zu den höhern Ansichten des Humoristen nicht zu erheben vermögen, ihm als bloße grillenhafte Sonderbarkeit, oft sogar als Narrheit anrechnen, was die Natur seines genialen Enthusiasmus ist. Hieraus resultirt, daß der Humor sich auf eine eigenthümlich freie Weise bewegt zwischen Ernst und Scherz, dem Lächerlichen und Empfindsamen, dem Komischen und Erhabenen, ja selbst dem Tragisch-pathetischen, und daher auch nur zu der Classe des Gemischt-Komischen gezählt werden kann. Er faßt, sagt auch Weber, alle Darstellungsweisen und alle Darstellungskräfte zusammen, ihm dient die Phantasie wie die Speculation, der negative Witz mit seinen gaukelnden Spie-

len, seinen stechenden Spitzen, seinen grotesken Uebertreibungen, seinen carrikirenden Verschiebungen, wie der positive mit seinen erhabenen Anschauungen, seinen schlagenden Bildern, seinen wie von der Gottheit eingehauchten Gesichten. Der Humor, sagt der größte deutsche Humorist, Jean Paul, vernichtet als das umgekehrte Erhabene nicht das Einzelne, sondern das Endliche durch den Contrast mit der Idee. Es gibt für ihn keine einzelne Thorheit, keine Thoren, sondern nur Thorheit und eine tolle Welt; er hebt — ungleich dem gemeinen Spaßmacher mit seinen Seitenhieben — keine einzelne Narrheit heraus, sondern er erniedrigt das Große, aber ungleich der Parodie — um ihm das Kleine, und erhöhet das Kleine, aber ungleich der Ironie — um ihm das Große an die Seite zu setzen, und so beide zu vernichten, weil vor der Unendlichkeit Alles gleich ist und Nichts. Der Satyriker mag Verstöße aufgreifen und züchtigen; der Humorist nimmt fast lieber die einzelne Thorheit in Schutz, weil nicht die bürgerliche Thorheit, sondern die menschliche, das Allgemeine, sein Inneres bewegt. — Wie früher Lessing, will auch Jean Paul zwischen Laune und Humor eine Scheidungslinie gezogen wissen. Ihm zufolge wäre komische Laune nichts anderes, als ein originelles Spiel des Witzes in seltsamer Combinirung lächerlicher und ernster Vorstellungen, jedoch ohne höhere moralische Tendenz, als um individueller Thorheiten und einzelner Thoren zu spotten; — Humor hingegen eine ähnliche originelle Verbindung von Ideen durch das komische Schöpfungsvermögen, welches von dem Standpunkte allgemeiner Weltansicht nicht über die Thorheit des Einzelnen, sondern über die Verkehrtheit des ganzen Menschenlebens, obgleich unter dem äußern Anschein eines bloßen Spiels, Gericht hält, und daher eine sehr ernste Beziehung auf das Ideal der Moralität selbst hat. — Humor verhält sich zur Laune, wie die bloße Heiterkeit zur wirklichen Laune, wie Ironie zur Persiflage. Jener hat den höhern, diese aber einen niederern Vergleichungspunkt. Laune fällt daher dem wenig oder nicht idealisirenden Humor, dem in hohem Grade idealisirenden Witze anheim; jener tragt mehr den Charakter der Naivität oder des Scherzes, dieser den eines tragischen Pathos. Der Styl, das Colorit des Humoristen, können nicht weniger eigenthümlich seyn, als seine Weltanschauung, diese wird sich in jenen spiegeln. Die Darstellung wird das reichste poetische Farbenspiel, die schärfste und vielseitigste Charakteristik, bis in die kleinsten Einzelheiten hinab, mit dem treffendsten Witze vereinbaren. Die humoristische Schönheit wird daher keine andere seyn, als eine unregelmäßige, wobei der Willkühr der Laune ungleich mehr Einfluß gestattet wird, als in Werken der regelmäßigen Schönheit der Fall seyn kann und darf. Humoristische Werke haben etwas Lyrisches an sich, und die durchscheinende, mehr oder weniger liebenswürdige Subjectivität des Dichters hat keinen geringen Antheil an dem Vergnügen, welches sie gewähren. Die Alten liebten zu sehr regelmäßige Schönheit, um das Unregelmäßige des Humors, die Verschmelzung von Rührung und Komik sehr zu goutiren. Doch hat die Ironie des Sokrates, Manches in Aristophanes und Lucian's Werken schon Züge des Humoristischen an sich, in den Römern „Plautus, Horaz, Martial, Petronius, Catull," findet sich mehr ausgelassene Laune als gemüthlicher Humor. Am meisten Humor unter allen Nationen besitzen die Engländer, welche dieses Wort auch zuerst in dieser Bedeutung gebrauchten; Sterne (Yorik), Fielding, Smollet, Swift u. A. sind ebenso vorzüglich als Shakespeare durch seinen vernichtenden Humor riesig hervorragt. Unter den Spaniern steht Cervantes, wie überhaupt unter den größten Humoristen, an der Spitze. Die Franzosen: Pascal, Montaigne, Rabelais, Scarron, Diderot, Voltaire, Rousseau; die Italiener: Boccaccio, Ariosto, Gozzi, gehören mehr oder weniger hieher. Die Deutschen: Lessing, Wieland, Göthe, Thümmel, Lichtenberg, Kästner, Baggesen, Wall, Blumauer, Langbein, sind mehr witzig und launig, als eigentlich humoristisch; streng genommen sind Hamann, Hippel, Musäus, Benzel-Sternau und Tieck am bedeutendsten; Jean Paul selber, der größte und originellste unter den Deutschen, dessen einziger Fehler nur in dem zu großen Reichthum besteht, nennt auch Pater Abraham. Wäre Hoffmann's Phantasie minder verbrannt und fratzenhaft, könnte sich Heine bei seiner Genialität entschließen, minder frivol, Börne bei seiner Tiefe und seinem Feuer minder

bitter und nicht einseitiger Parteimann zu seyn; wäre Grabbe gefeilter, Maltiz nicht blos sarkastisch und strebte Saphir nach einem größern Höhepunkt, wie reich wäre die deutsche humoristische Literatur! In der zeichnenden Kunst verweisen wir hier auf Caricatur; in der Tonkunst ist Haydn oft durch seinen Humor überraschend; der größte Humorist unter den Tonkünstlern jedoch, der musikalische Jean Paul, Beethoven. (S. Jeittele's ästhetisches Lexikon.)

Hutcheson, Françis, geb. 1694 in Irland, 1729 Prof. zu Glasgow, gest. 1747, welcher als Stifter der Schule der Schottischen Moralphilosophen angesehen wird, faßte den Gegensatz zwischen Selbstliebe und Sittlichkeit am schärfsten auf. Sittliche Güte kommt nur den wohlwollenden Neigungen und den daraus fließenden uneigennützigen Handlungen zu. Diese Güte ist von Nutzen und eigenem Vortheil, von dem sympathetischen und sittlichen Vergnügen, von der Wahrheit und theoretischen Vernunft, und von dem Willen Gottes unabhängig; sie kann daher nur in einem eigenen sittlichen Gefühle oder Triebe gegründet seyn, welchem Würde, gebietende Kraft und die Bestimmung zukommt, alle Kräfte und Bestrebungen des Menschen in Ordnung zu erhalten, und den Streit zwischen dem eigennützigen und uneigennützigen Streben zu entscheiden. Aus diesem Principe leitete er das ganze System von Rechten und Pflichten ab. Seine Untersuchungen sind auch für die Aesthetik wichtig geworden.

Hylozoismus ist diejenige Ansicht von der Materie, vermöge welcher man derselben schon Leben an sich (auch wohl gar Empfindung und Bewußtseyn) beilegt. Wenn man der Materie als solcher auch menschliche Gefühle, Affecte und Leidenschaften beilegt, so nennt man eine solche Ansicht Hylopathismus.

Hyperbel ist eine Redefigur mit dem Charakter der Uebertreibung, wo von einem Gegenstande mehr oder weniger behauptet wird, als ihm zukommt, oder wie Montaigne sagt, wo kleine Schuhe für große Füße, und große für kleine Füße gemacht werden. Die Hyperbel im Gedanken wie im Ausdrucke darf nicht zu weit gehen, muß sehr sparsam und nur mit größter Vorsicht angewendet werden, um nicht in Caricatur auszuarten und einen lächerlichen Effect zu bewirken. Wenn z. B. ein französischer Schmeichler zur Kaiserzeit sagte: „Gott erschuf Napoleon — und ruhte aus", so ist dies eine lächerliche Hyperbel.

Hypochondrie ist ein naturwidriger Zustand des Gemüths, dessen gewöhnliche Kennzeichen sind: große Beängstigung und Niedergeschlagenheit, Furcht vor unbestimmten Uebeln, vorzüglich Besorgniß, daß bald eine schwere Krankheit oder der Verlust der nöthigen Kräfte zu den bisher betriebenen Geschäften eintreten werde. Nimmt diese zu, so entsteht der Glaube, daß, wenn nicht sogleich eine Verbesserung des körperlichen Befindens bewirkt werde, der Tod nahe und unvermeidlich bevorstehe. Der Arzt wird alsdann beständig zu Hilfe gerufen, um die vorhandenen Uebel zu heben. Noch schlimmer aber wird es mit dem Hypochondristen, wenn er aus Mißtrauen gegen die Fähigkeit der Aerzte, seine Krankheit richtig zu beurtheilen und zu behandeln, medizinische Bücher liest, um sich selbst zu heilen. Alsdann glaubt er nämlich leicht, die Kennzeichen aller der Krankheiten, welche er in Büchern beschrieben gefunden, bei sich anzutreffen. Seine gewöhnlichen Geschäfte werden dabei von ihm noch gut verrichtet. Auch finden sich die Anfälle der Hypochondrie mehrentheils nur periodisch ein, oder nachdem Fehler in der Diät begangen worden sind, und nach Beendigung der Anfälle folgt gewöhnlich auf die hypochondrische Traurigkeit plötzlich eine ausgelassene Fröhlichkeit. Der Hypochondrie liegen wirklich empfundene, mehrentheils durch regelwidrige Zustände der Eingeweide des Unterleibs verursachte körperliche Uebel zu Grunde. Von diesen Uebeln könnte sich aber der Hypochondrist wohl noch befreien, wenn er die Aufmerksamkeit davon ablenkte. (Schulze.)

J.

Jacobi, Friedr. Heinr., geb. zu Düsseldorf 1743, seit 1804 Präsident der Akademie der Wissenschaften zu München, gest. den 10. März 1819, ein Wahrheitsforscher von tiefem Geiste, gebildetem religiösen Sinn und geistreicher, lebendiger Darstellung, Feind aller Systemsucht und des leeren Formalismus. Doch trieb er seinen Haß gegen systematische Philosophie fast bis zu einem Hasse gegen die philosophirende Vernunft, weil er der Meinung war, daß ein Dogmatismus, welcher, wie Spinoza's Lehre consequent sey, und die Demonstration als einzigen Weg zur Gewißheit anerkenne, zum Fatalismus und Pantheismus führe; der Kriticismus aber, verleitet durch das Vorurtheil für demonstrative und mittelbare Erkenntniß alle Erkenntniß übersinnlicher Gegenstände aufhebe, die er durch praktischen Vernunftglauben nicht wieder herzustellen vermöge. Er will daher alles philosophische Wissen auf einen Glauben gründen, den er als einen Vernunftinstinct, Wissen aus unmittelbarem Geistesgefühl, unmittelbares Vernehmen des Wahren und Uebersinnlichen ohne Beweis, betrachtet, und von dem positiven Glauben genau unterscheidet. Alles Wissen ist dagegen nur Ueberzeugung aus der zweiten Hand. Die Außenwelt wird uns durch den äußern Sinn kund gethan; Gott, Vorsehung, Freiheit, Unsterblichkeit, Sittlichkeit, mit einem Worte das Uebersinnliche durch einen inneren Sinn, das Organ der Wahrheit (später Vernunft, das Erkenntnißvermögen der Wahrheit genannt) unmittelbar vernommen. Durch diese doppelte Offenbarung erwacht der Mensch zum Selbstbewußtseyn, mit dem Gefühle seiner Erhabenheit über die Natur (Freiheit); er erkennt Gott und Freiheit unmittelbar durch die Vernunft. Auch die Sittenlehre ist nur durch das Gefühl einer Begründung fähig. — Vernunft als Vermögen der Ideen, die sich in dem innersten Gefühl offenbaren, gibt der Philosophie den Inhalt; der Verstand, als das Vermögen der Begriffe, die Form; — so hat sich Jacobi in seiner letzten Schrift erklärt. Er unterscheidet sich von Kant, dem er großes Verdienst in Zerstörung des Blendwerkes der Speculation und in Aufstellung einer reinen praktischen Philosophie einräumt, dadurch, daß er nicht allein praktische, sondern auch theoretische unmittelbare Erkenntnisse in Beziehung auf übersinnliche reale Gegenstände annimmt, und dafür hält, in der Kantischen Philosophie werde die sinnliche, wie die rationale Wahrnehmung aufgehoben, daß er aber dessen ungeachtet eine eigentliche philosophische Wissenschaft für unmöglich hält. Früherhin erklärte er sich über den Glauben und die innere Offenbarung, die er der Philosophie zum Grunde legte, nicht bestimmt, und ließ diesen Punkt in einem gewissen Helldunkel. Daraus, und weil er auch den Unterschied zwischen Verstand und Vernunft nicht deutlich machte, endlich weil überhaupt seine theistische Glaubens- und Gefühlslehre sich meist im Gegensatze mit andern, und in zwanglosem, unsystematischen Gange entwickelte, sind mehrere Mißverständnisse und Vorwürfe entstanden. Dennoch werden seine, wenigstens mittelbaren Verdienste um die Ausbildung des Philosophirens unter den Deutschen anerkannt bleiben.

Obwohl es Jacobi nicht gelang, eine eigentliche Schule, wie man von einer Kantischen, Hegel'schen Schule zu reden gewohnt ist, zu stiften; so hat er doch eine Anzahl von Anhängern gefunden, welche seinen Standpunkt zu dem ihrigen machten, und in ihrem Philosophiren streng sich an Jacobi anschlossen; so wie außerdem Jacobi die Anregung gegeben hat, daß von einigen ihm verwandten Denkern der Versuch einer Vermittlung zwischen Kant und Jacobi gemacht wurde, wie dieß letztere namentlich von Fries, Bouterweck, Calker, Suabedissen geschah, während Eschenmayer vom Jacobinischen Standpunkte zum Mysticismus überlenkte.

Ein jüngerer Freund und Geistesverwandter Jacobi's war Thomas Wizenmann (geb. 1759, gest. 1789.). Als einen andern Denker, der ganz seine Ansichten enthalte, nennt Jacobi Joh. Neeb, geb. 1767, gest. 1843.

Noch enger als Neeb schloß sich an Jacobi an Friedr. Köppen, geb. 1775. Durch die Schriften Jacobi's war auch Kajetan von Weiler angeregt, geb. 1762 in München, gest. daselbst 1826, als General-Sekretär der Akademie der Wissenschaften. — Mit Weiller Geistesverwandt ist Jacob Salat, geb. 1766, gest. 1851.

Auf einem mit Jacobi verwandten Standpunkte steht auch Joh. Gg. Schlosser, geb. zu Frankf. a. M. 1773, gest. daselbst als Syndikus 1799.

Großen Beifall bei den Glaubensphilosophen hatte Chr. Ag. Heinr. Clodius, geb. 1772, seit 1800 Professor der Philosophie in Leipzig, gest. 1836.

Auch Friedr. Ancillon, geb. 1767, gest. 1837, war durch Jacobi angeregt, und legte seine Neigung für Jacobi's philosophischen Standpunkt in seinen Schriften nieder.

Jähzorn heißt im Allgemeinen der durch öftere Erregung oder durch Mangel an Widerstand in Gewohnheit übergegangene Zorn, dann auch ein schnell hervorbrechender Zorn, daher man ihn auch den auffahrenden und polternden Zorn nennt.

Jammer ist der Ausdruck des höchsten Schmerzes, oder der Ausdruck der Empfindung eines großen Uebels, lautes Weheklagen.

Jakob Ludw. Heinr., geb. 1759, seit 1789 außerord., seit 1791 ordentlicher Professor der Philosophie zu Halle, seit 1807 Professor der Staatswissenschaftslehre zu Charkow, seit 1816 wieder Prof. der Staatswissenschaftsl. zu Halle, gest. 1827. Er hat in früherer Zeit mehrere Schriften zur Erläuterung und Entwickelung der Kantischen Philosophie herausgegeben, nachher aber vorzüglich die Cameral- und Staatswissenschaften bearbeitet, und in dieser Beziehung mehr noch als in jener geleistet.

Jansenisten sind nicht sowohl eine philosophische, als vielmehr eine theologische Secte, die ihren Namen hat von Corn, Jansen, geb. 1585, Lehrer der Theologie zu Löwen und seit 1636 Bischof zu Ypern, welche in der kathol. Kirche viel Streit erregt hat. Allein sie ist auch in philosophischer Hinsicht nicht ohne Einfluß geblieben. Unter den Jansenisten vom Portroyal haben sich mehrere als Philosophen (zum Theil als Freunde der cartesischen Philosophie) ausgezeichnet, wie Arnauld, Malebranche, Nicole, Pascal u. A.

Ich nennt jeder sich selbst und was unmittelbar zu seiner Person gehört, vorzüglich sein geistiges Selbst oder seine Seele, die mit ihren eigenthümlichen Aeußerungen und Wirkungen, als Gegenstand des innern Sinnes, der in sofern zum Nichtich gehört, verschieden, aber mit demselben auf's innigste verbunden ist. Dieses Ich wird auch, in sofern es in seinen individuellen Aeußerungen und Erscheinungen, d. i. in den bestimmten Zuständen des Vorstellens, Fühlens und Begehrens betrachtet wird, von den Philosophen das empirische Ich genannt, indem man es von dem sogenannten transcendentalen, d. h. nicht durch einzelne Wahrnehmung erkennbaren Ich, oder von der Seele als reinem und beharrlichen Subjecte der Gedanken, mit Hinwegdenkung aller besondern Zustände und Aeußerungen derselben betrachtet, unterscheidet. Die Kant'sche Schule betrachtet die Vorstellung Ich als Product und Gegenstand der reinen Thätigkeit des Bewußtseyns oder als Bewußtseyn des Bewußtseyns, das sich selbst in seiner Thätigkeit festhält. Fichte suchte seine Vorstellung noch höher zu steigern und über das Bewußtseyn hinaus zu gehen, indem er die Behauptung umkehrte und das Bewußtseyn als Product des Ichs, das Ich selbst aber, das er in sofern das absolute oder reine nannte, als das Subject betrachtet, welches das Bewußtseyn hervorbringe und construire. Das reine Ich, lehrte er, sey absolute Thätigkeit, welche sich selbst setzt (daher der erste Grundsatz seiner Philosophie: Ich bin Ich, A=A) und sich ein Nichtich (Object) entgegen setzt. Nach dieser Vorstellungsweise ist das Ich selbst kein Gegenstand des Bewußtseyns, d. h. es kommt nie als etwas Wirkliches zum Bewußtseyn, sondern es ist der letzte Grund des Bewußtseyns, von welchem alle einzelne empirische Handlungsweisen ausgehen, ja von dem selbst das empirische Ich nur Accidens, und Alles, was ausser dem Ich, Product seyn soll. Aber das Ich schaut sich immer als bestimmtes und im bestimmten Zustande an; es gibt somit kein reines Ich, und aus der Form des Ich, welche durch das reine Ich eigentlich vorgestellt wird, geht das besondere Seyn nicht hervor. Daher erklärt Herbart jenes Ich für den ärgsten aller Widersprüche, hält das Ich vielmehr für ein Wandelbares und

meint, die Ichheit erzeuge sich aus den vorhandenen Vorstellungen, so vielmal, als hinreichender Anlaß vorhanden sey. Wahr ist, die menschliche Seele entfaltet sich zum Ich, und der denkende Geist wird seiner selbst inne durch seine Thätigkeit und Zustände; aber er entsteht nicht durch diese einzelnen Zustände. (S. Coversations-Lexikon b. Brockhaus 1834.)

Idea (Idee) bezeichnet ursprünglich ein Bild, eine Gestalt, auch den Anblick oder das Ansehen einer Sache (abgeleitet vom Griechischen ἰδεῖν, sehen). In der platonischen Philosophie aber bekam das Wort eine weit höhere Bedeutung, indem es zuerst die Urbilder der Dinge im göttlichen Verstande, dann auch die jenen Urbildern entsprechenden höhern Vorstellungen des menschlichen Geistes, durch welche das Wesen der Dinge gedacht wird, bezeichnet. Später aber fing man an, das Wort in einer so allgemeinen Bedeutung zu brauchen, daß man jede Vorstellung Idee nannte. Kant gab dem Worte wieder eine bestimmtere, dem Plato entlehnte Bedeutung. Idee ist ihm ein nothwendiger Vernunftbegriff, dessen Gegenstand sich nicht sinnlich anschauen noch überhaupt erfahren läßt. Ideen sind demnach von der Vernunft gebildete Vorstellungen, die sich auf etwas über die sinnliche Wahrnehmung Erhabenes beziehen. Sie heißen empirisch, wenn ihnen etwas aus der Erfahrung Entlehntes beigemischt ist, z. B. die Idee der Kirche, des Staats; rein, wenn sie frei von allen erfahrungsmäßigen Bestimmungen gedacht werden, z. B. die Idee der Gottheit; theoretisch, wenn sie von der theoretischen, praktisch, wenn sie von der praktischen Vernunft ausgehend gedacht werden.

Ideen, fixe, nennt man im weitern Sinne alle Vorstellungen, die der Seele so habituell geworden sind, daß sie oft und unfreiwillig wiederkehren. Im engern Sinne versteht man darunter solche Vorstellungen, die so mächtig und herrschend werden, daß sich die Seele gar nicht mehr davon losmachen kann, daß sie das Denkgeschäft stören und verwirren und den Menschen wohl gar verleiten, bloße Einbildungen für wirkliche Dinge zu halten. Sie sind Einbildungen des Verrückten, welche mit wirklichen Dingen auf längere Zeit verwechselt werden.

Ideal (Urbild) bezeichnet nach Kant ein Individuum, in sofern es einer Vernunftidee vollkommen gemäß gedacht wird. Als Adjectiv oder Adverbium, wofür man auch ideal oder idealisch sagt, heißt es bald das, was im Kreise der bloßen Vorstellungen beschlossen, nicht außer uns wirklich, nur subjectiv ist, bald das, was nach Ideen gedacht wird, oder wie Maaß sagt, was blos in der Vorstellung existirt. Auch wird das Höchste in seiner Art Ideal genannt.

Idealisiren nennt man diejenige Thätigkeit unseres Geistes, vermöge welcher er Ideen und Ideale erzeugt.

Idealismus nennt Kant die Behauptung, daß die Materie nur ein ideeller Schein, und die geistigen Wesen das einzige Reale in der Welt sind. — Das Wesen des Idealismus, sagt Friedrich Schlegel (philosoph. Vorlesungen Bd. I.) besteht darin, das Geistige allein für wirklich und wahrhaft reell zu halten, Körper und Materie aber ihrem Daseyn und ihrer Realität nach gänzlich zu läugnen, für bloßen Schein und Irrthum zu erklären, oder sie doch in Geist umzuwandeln und aufzulösen. Es entsteht aber hier sogleich die Frage, was denn im Gegensatz der Materie das eigentliche Wesen des Geistes sey? worauf geantwortet wird; Freiheit, Thätigkeit, lebendige Beweglichkeit; so wie substanzielle Beharrlichkeit, Unveränderlichkeit und todte Ruhe das Wesen des körperlichen Materialismus sind. Dieses ist nun der unterscheidende Punkt, wo der Idealismus sowohl dem Materialismus als dem Realismus gerade widerspricht. Die Ansicht des Begriffes der Substanz ist es eigentlich, ob ein System idealistisch sey oder nicht; denn in dem wahren Idealismus wird dieser Begriff theoretisch ganz aufgehoben und vernichtet. —

Eine Naturansicht kann idealistisch seyn, wenn nicht das grobe Körperliche, der bloße Mechanismus der Naturgesetze, sondern die in der Körperwelt unsichtbar wirkenden Kräfte und Thätigkeiten als das Erste, Ursprüngliche angesehen worden. Nur solche Naturansicht heißt dynamisch. Eben so kann auf der andern Seite eine Philosophie, die einzig von Ich, von Bewußtseyn ausgeht, doch ganz und gar nicht idealistisch seyn,

wenn sie nicht in dem Ich eine freie, thätige Kraft, sondern einen blinden Mechanismus nothwendiger, beharrlicher Denkgesetze als das Erste, Höchste anerkennt. Zu den Idealisten des Alterthums gehören unter den Griechen gewissermaßen die jonischen Philosophen Thales, Heraklit, Anaximenes und Anaximander. Sie stellten entweder das eine oder das andere Element als thätige Grundkraft der Welt auf. Einer von ihnen, Anaximenes, nannte die Urquelle aller Dinge das Unbestimmte, also das Unendliche. Von Heraklit sind Aeußerungen genug da, welche beweisen, daß er das göttliche Wesen der Geistigkeit und des reinen Verstandes ganz vortrefflich, und zwar unter den Griechen der Erste anerkannt hat.

Das zweite eigentliche System des Idealismus bei dem Griechen ist jenes des Aristoteles, welchen man oft mit Unrecht zu den Empirikern gezählt hat. Wie die Joniker die Elemente, so nahm er einen allgemeinen Weltgeist (νους) als Princip aller Dinge an, eine durch sich selbst thätige, in sich selbst vollendete Kraft oder Entelechie. Dieser Begriff der Kraft ist durchaus idealistisch, und daß eine solche absolut freie und nur durch sich selbst thätige Kraft nur geistiger Natur seyn kann, bedarf wohl keines Beweises.

Außer den bisher angeführten zwei Arten des Idealismus ist aber auch noch eine dritte, ungleich ältere, zu berücksichtigen, die vorzüglich in religiöser Hinsicht merkwürdig ist, nämlich die Lehre von zwei die Welt beherrschenden Principien, wovon das eine das absolut Gute als Quelle aller Vollkommenheiten, das andere das absolut Böse, als der Ursprung alles Schlechten, aller Unvollkommenheit und alles Uebels in der moralischen wie in der physischen Weltordnung angesehen wird.

Wenden wir uns nun zu den idealistischen Philosophen unserer Zeit. In sofern die Philosophen des Mittelalters oder die Scholastiker dem Aristoteles folgten, ließe sich im Allgemeinen schon voraussetzen, daß ihr System den Grundsätzen nach idealistisch gewesen sey. Doch findet dieß nicht in dem Maße statt, wie man zu glauben wohl Ursache hätte, indem sie einestheils dem Aristoteles nicht so ganz blindlings anhingen, und dann auch das System der christlichen Religion diesem Einflusse das Gleichgewicht hielt.

Bei der Uebersicht der allmähligen Ausbildung und Vervollkommnung der neuern Idealphilosophie ist es wichtig, zwei Umstände zu bemerken, welche viel zu diesem Idealismus beigetragen haben.

1) War und wurde man besonders durch die Fortschritte der Physik immer mehr darauf geführt, daß alle sinnliche Vorstellungen subjectiv, individuell, voll Illusionen seyen und nicht die objective Beschaffenheit der Gegenstände zeigten.

2) War durch den Einfluß des Christenthums von der frühesten Zeit her eine fast allgemeine Verachtung der Sinnlichkeit verbreitet worden.

So war z. B. Berkeley blos durch Religiosität ein Idealist; bei Malebranche und Leibnitz ist der Einfluß der christlichen Kirchenväter sichtbar; sie haben ihr System meistens aus diesen genommen.

Der neuere Idealismus nimmt seinen Anfang von Descartes; sein System ist, in sofern er Geist und Materie neben einander bestehen läßt, eigentlich absoluter Dualismus.

Malebranche läugnete zwar noch nicht die Existenz der Körper, war darüber sehr ungewiß und bezweifelte sie.

Berkeley läugnet alles Körperliche ganz positiv; er läßt die Vorstellungen davon durch willkührliche Einwirkungen der Gottheit entstehen, ist aber doch nur ein halber Idealist. Sein System geht eigentlich vom Empirismus aus. Die Vorstellung einer moralischen Gottheit liegt gar nicht in diesem Systeme, sie muß anderswoher dazu genommen werden.

Leibnitz machte freilich den Versuch, alles in Geist aufzulösen; er nahm keine andern Vorstellungskräfte, nichts als Geistiges, keine Dinge außer dem Geiste an; nur war in diesen Vorstellungskräften — Monaden — eine unendliche Gradation; es gab tief schlummernde und im höchsten Grade wachende, lebendige Monaden, und vermöge dieser erklärte er das Wesen der Körper: das Substrat der Körper sey nämlich eine unendliche Anzahl von Monaden, in denen das Bewußtseyn noch schlummere, die auf der un-

tersten Stufe des Bewußtseyns ständen (aber wie alle Monaden einer unendlichen Entwickelung fähig wären.)

Ueberhaupt ist das in allen seinen Ideen sichtbare Princip der unendlichen Fülle und Mannigfaltigkeit, d. i.: das Princip der Thätigkeit, dasjenige, was ihn am meisten zum Idealisten macht; es ist wenigstens das am meisten Idealistische in seiner Philosophie. Kant kann eigentlich nicht ein Idealist genannt werden, da er Gegenstände außer dem Ich annimmt, die den Stoff zu den Vorstellungen liefern, wozu das Ich aber nur nach ursprünglichen Gesetzen die Form gibt.

Unter allen Idealisten ist Fichte der vollendetste, da er nicht allein die Form, sondern auch den Stoff der Vorstellung aus dem Ich herleitet, im ersten Grund-Princip ein vollkommener Idealist. In der weitern Ausführung seines Systems hat er indessen das Ding an sich als ein Etwas wieder in seine Philosophie eingeführt, als ein Etwas, das dem Ich zu den Vorstellungen den ersten äußern Anstoß geben muß, auf daß es nachher Alles aus sich selbst producire; hierdurch wird aber der Anspruch auf vollkommenen Idealismus wieder aufgehoben, da er nicht statthaben kann, so lang er noch etwas außer dem Ich annehmen muß.

Das Resultat dieser Uebersicht des Idealismus nach seiner allmähligen Entwickelung ist also: daß alle diese Systeme nicht vollkommen idealistisch sind, man müßte denn etwa Berkeley ausnehmen, der zwar Alles in Geist auflöst, dessen System aber in philosophischer Hinsicht, in Hinsicht auf Begründung und consequenten Zusammenhang von allen am unvollkommensten ist.

Identität (Dieselbigkeit). Man nennt gewöhnlich zwei Begriffe, welche dieselben Merkmale, also gleichen Inhalt haben, identisch. Wollte man aber dieses ganz streng nehmen, so würden zwei solche Begriffe im Grunde nur einen Begriff ausmachen, der zweimal gesetzt würde. Eine solche durchgängige Einerleiheit oder absolute Identität möchte aber, streng genommen, wohl nie vorkommen. Man nennt daher gewöhnlich schon Begriffe identisch, wenn in ihnen beinahe dieselben Merkmale vorkommen, wo dann in vielen Fällen einer die Stelle des andern vertreten kann, daher man sie auch Wechselbegriffe nennt. Diese relative Identität läßt natürlich mehrere Grade zu. Man nennt sie auch Aehnlichkeit oder Verwandtschaft der Begriffe, wobei allzeit eine gewisse Verschiedenheit stattfindet, die allemal um so größer ist, je geringer die Aehnlichkeit und Verwandtschaft ist. Unter absoluter Identität versteht man aber in der Philosophie die absolute Einheit, nämlich die Einheit des Wesens, des Subjectiven und Objectiven, bei Verschiedenheit der Form. — Das fortdauernde Bewußtseyn des Ich's oder der Person von sich selbst, ohne welche es keine wahre Unsterblichkeit gäbe, heißt auch Identität des Bewußtseyns oder der Persönlichkeit.

Die Frage, ob es in der gesammten Natur nicht zwei Dinge geben könne, welche einander völlig gleich, in Ansehung ihrer Quantität und Qualität völlig einerlei, absolut identisch wären, wird gewöhnlich schon aus dem Grunde verneint, weil sie alsdann gar nicht als zwei Dinge unterschieden werden könnten. Dagegen wird aber eingewandt: Jene beiden Dinge würden nur nicht vom Verstande durch bloße Begriffe, wohl aber vom Sinne durch Anschauung zu unterscheiden seyn. Denn die Anschauung ist an Raum und Zeit gebunden. Folglich würde man solche Dinge schon räumlich oder zeitlich unterscheiden (als zwei anerkennen) können, wenn man sie an verschiedenen Orten oder zu verschiedenen Zeiten wahrnehme. Darum behauptete auch Demokrit, es lasse sich wohl denken, daß unter den unzähligen Welten (Weltkörpern), die es zugleich oder nacheinander geben könne, einige ganz gleiche und ähnliche angetroffen würden. Wahrscheinlich ist dieß freilich nicht; aber denken läßt es sich allerdings. Denn jene Welten würden doch räumlich oder zeitlich verschieden seyn. Der sogenannte Satz des Nichtzuunterscheidenden kann also höchstens als ein empirisches, auf Induction gegründetes Naturgesetz gelten und müßte eigentlich so ausgedrückt werden: Man hat bisher noch nicht zwei absolut identische Dinge in der Natur gefunden, oder: „alle Individuen, die man bisher wahrgenommen, unterscheiden sich mehr oder weniger durch gewisse eigenthümliche Merkmale.“ Insofern könnte man jenen Satz auch das Princip der Individualität

oder Individuation nennen. Denn jene Verschiedenheit beruht eigentlich auf der allseitigen Bestimmtheit der Einzeldinge.

Ideologie (eigentlich Ideenlehre) nennen die Franzosen die Wissenschaft, welche sie an die Stelle der in neuerer Zeit in Verruf gekommenen Metaphysik setzten, und dadurch diese wieder zu Ehren zu bringen suchten. Sie wurde vorzüglich durch Destut de Tracy ausgebildet. Weil man aber einmal gewohnt war, die Metaphysik als ein bloßes Spiel mit Begriffen und Ideen, als eine leere Träumerei oder Schwärmerei zu betrachten, so heißt auch Ideolog oft so viel als ein Träumer oder Schwärmer, wo nicht gar ein Dämagog oder Revolutionär.

Idiopathisch heißt derjenige, welcher auf eine ganz eigenthümliche Weise von gewissen Dingen afficirt wird, so daß eine Sache auf Jemand ganz anders wirkt, als auf andere Menschen. So fiel z. B. die Gemahlin Ludwig XIII. vor jeder Rose in Ohnmacht.

Idiosynkrasie, ziemlich gleichbedeutend mit Idiopathie, bezeichnet die ganz eigenthümliche Erregbarkeit durch Stoffe, welche der Regel nach keinen Eindruck auf die menschlichen Sinne machen, wenn sie nicht die Folge eines krankhaften Zustandes des Nervensystems ist.

Imagination ist sowohl Einbildung als Einbildungskraft.

Immanent heißt eigentlich drinbleibend, hat aber verschiedene Bedeutungen. Im Gegensatze gegen das Transcendente bedeutet es das, was sich innerhalb des gesetzmäßigen Erkenntnißkreises hält; was aber über diesen hinausgeht, heißt transcendent. Im Gegensatze gegen das Transeunte heißt es aber innerlich, im Gemüthe beschlossen, theoretisch, z. B. die immanente Thätigkeit des Ich's, während die praktische, nach außen strebende, transeunt heißt. Im pantheistischen Systeme nennt man Gott den immanenten Grund der Welt, wie fern er von dieser nicht wesentlich verschieden, sondern alle Dinge in der Welt nur Accidenzen einer und derselben Grundsubstanz seyn sollen.

Immaterialität ist eigentlich Stofflosigkeit, wird aber gewöhnlich blos auf die Seele (oder auf geistige Wesen überhaupt) bezogen, daher auch das psychologische System, welches die Seele für eine immaterielle Substanz erklärt, Immaterialismus genannt wird. Dieses System ist vornehmlich ein Erzeugniß der cartesianischen Philosophie. Nun entstand natürlich die Frage, wie eine immaterielle Substanz und eine materielle, wie der Leib, auf einander zu wirken vermöchten, wobei man auf das System des Occasionalismus und Prästabilismus verfiel.

(Vergl. Gemeinschaft des Leibes und der Seele.)

Immunität ist Freiheit eines Bürgers von gewissen Leistungen, die andern pflichtmäßig zukommen, aber mit einer gewissen Beschwerde verbunden sind. Wenn solche Immunitäten nach bloßer Gunst oder nach zufälligen Launen des Glückes ertheilt werden, so sind sie offenbar gegen alle Gerechtigkeit und Billigkeit. Wenn sie aber nach einem allgemeinen Gesetze, bestimmt durch Rücksicht auf das allgemeine Wohl selbst gewährt werden, so daß unter denselben Bedingungen jeder ihrer theilhaftig werden kann; so ist von Seiten des Rechts und der Billigkeit nichts dagegen einzuwenden.

Imperativ nennt Kant ein objectives Gesetz, welches aussagt, was geschehen soll; oder eine Formel, das Verhältniß objectiver Gesetze des Wollens überhaupt zu der subjectiven Unvollkommenheit des Willens dieses oder jenes vernünftigen Wesens auszudrücken.

Inbrunst bezeichnet überhaupt ein inneres feuriges Gefühl, einen hohen Grad innerer Stärke; besonders wird es beim Beten gebraucht, um die dabei stattfindende Stärke des religiösen Gefühls, der Hoffnung und des Vertrauens auf Gott und der gefaßten frommen Entschlüsse zu bezeichnen.

Inconsequenz (logische) findet da statt, wo die Gedanken nach dem Satze des Grundes und der Folge nicht gehörig zusammenhängen; in praktischer Hinsicht ist Inconsequenz eine Handlungsweise, die nicht auf festen Grundsätzen beruht, sondern von äußeren Einwirkungen, Launen u. dgl. abhängt, und sich eben deßhalb nicht gleich bleibt.

Indezenz ist eigentlich jede Unschicklichkeit und Ungeziemtheit in Reden und

Handlungen. Gewöhnlich aber bezeichnet man damit Unschicklichkeiten, die sich auf das Geschlechtsverhältniß beziehen und die sittliche Scham verletzen.

Indeterminismus nennt Kant die Meinung, welche die Freiheit in Zufälligkeit der Handlung setzt, daß sie gar nicht durch Gründe determinirt sey, daß einem freien Wesen Gutes oder Böses gleich möglich seyn müsse.

Indifferentismus (Gleichgültigkeit) ist diejenige Denkungsart, welche in Rücksicht auf die Wahl zwischen mehrern verschiedenartigen Gegenständen die Beurtheilung, des Glaubens oder der Neigung unentschieden bleibt, und den Werth dieser Gegenstände dahingestellt seyn läßt, weil sie für keinen derselben ein überwiegendes Interesse hat, oder überhaupt nicht Kenntniß davon nimmt.

Man unterscheidet aber verschiedene Arten des Idifferentismus und zwar 1) den moralischen, welcher behauptet, daß alle Handlungen gleichgültig, d. h. an sich weder gut noch bös seyen, sondern beides erst durch äußere Gesetze, durch Sitte und Gewohnheit würden; 2) den praktischen, welcher aus der Ansicht des theoretischen die Behauptung ableitet, daß der Glaube an Gott auf die Sittlichkeit des Willens keinen Einfluß habe und haben dürfe, und daß man auch ohne Religion fromm und tugendhaft seyn könne; 3) den religiösen, bestehend in Gleichgültigkeit und Kälte gegen die Hoheit und Würde der uns innewohnenden göttlichen Idee, und hier unterscheidet man den absoluten Indifferentismus, als Gleichgültigkeit, ob man überhaupt Religion habe oder nicht, und den relativen, nach welchem es gleichgültig wäre, welcher Form der Religion man anhänge, was man auch den kirchlichen Indifferentismus nennt.

Individualität heißt die Eigenthümlichkeit eines Einzelwesens, d. i. der Inbegriff seiner Merkmale und Eigenschaften.

Indolenz ist eigentlich der Zustand, wo man keinen Schmerz empfindet; gewöhnlich aber versteht man darunter eine gewisse Stumpfheit des Empfindungsvermögens, welches den Menschen gleichgültig gegen Lust und Unlust macht.

Induction ist ein Schluß von dem Besondern auf das Allgemeine oder von den Theilen auf das Ganze, so daß man aus der Aufzählung einer Mehrheit die Allheit zu erkennen sucht. Ein solcher Schluß kann aber nicht apodiktisch, sondern nur probabel seyn, d. i. bloße Wahrscheinlichkeit gewähren, weil das Besondere oder die Theile eines Ganzen etwas Eigenthümliches haben können, das nicht allgemein oder am Ganzen als solchem stattfindet. Mit der Menge der aufgezählten Fälle wächst natürlich die Wahrscheinlichkeit; aber volle Gewißheit könnte nur eine vollständige Aufzählung gewähren. Einer solchen kann man aber nie gewiß seyn, weil die Erfahrung fur uns unendlich ist, sowohl räumlich als zeitlich.

Gleichwohl ist das inductive Verfahren für unsere sämmtliche Wissenschaften von unendlicher Wichtigkeit. Der geschichtliche Theil einer jeden Wissenschaft, mithin die ganze Geschichte ruht auf unvollständigen Inductionen, und die Naturwissenschaften würden selbst in ihrem dogmatischen Theil ohne sie keinen Schritt vorwärts thun können. Aus diesem Grunde ist die Theorie des Wahrscheinlichen für uns wenigstens eben so wichtig, als die der demonstrativen Erkenntniß, weil wir von jener in unsern Forschungen öfter Gebrauch machen müssen, als von dieser.

Industrie ist eigentlich Fleiß oder Betriebsamkeit überhaupt, wird aber vorzüglich vom Gewerbsfleiße gebraucht, in wiefern er theils zur Erhaltung, theils zur Verschönerung des Menschenlebens dient, oder, wie Reinhard sich ausdrückt, das lebhafte Bestreben, durch unablässige Erweiterung aller der Anstalten, vermittelst welcher sich aus der Erde und ihren Erzeugnissen Vortheile für uns ziehen lassen, die Sorge und Güte der genießbaren Gegenstände zu vermehren.

Infamie gebraucht man in verschiedenen Bedeutungen, indem man damit 1) den üblen Ruf bezeichnet, in welchem Jemand steht: 2) auch sündliche, entehrende und einen üblen Ruf herbeiführende Handlungen; 3) die Ehrlosigkeit, als Strafe für solche Handlungen.

Ingenuität stellt man einem erkünstelten Betragen und der Verstellung entgegen, und bezeichnet damit die natürliche Einfalt, auch Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit.

Ingrimm bezeichnet einen sehr hohen Grad des Zorns, der sich äußerlich durch allerlei Geberden und Grimassen zu erkennen gibt.

Inhalt nennt man in der Logik die Merkmale eines Begriffs im Gegensatze zu dem Umfang. Den einer Schrift oder einer Rede zu Grunde liegenden Gedankenstoff nennt man nicht nur den Inhalt, sondern oft auch den Gehalt desselben, jedoch mit der Nebenbestimmung, daß man bei dem letzten Ausdrucke auch zugleich mit an den Werth oder das Gewicht des Inhalts denkt.

Initiative heißt im Staatsrechte die Befugniß, den ersten Antrag zu einem Gesetze zu machen. In vielen Staaten wird das als eine Prärogative der Krone betrachtet, so daß die gesetzgebenden Körper (Parlamente, Kammern) warten müssen, bis ihnen von der Regierung ein Gesetzentwurf zur Berathschlagung vorgelegt wird. Es ist dieß aber nicht absolut nothwendig. Vielmehr sollte es, wenn mehrere Behörden an der Gesetzgebung Theil nehmen, jeder freistehen, den Antrag zur Abschaffung oder Abänderung alter Gesetze und Einführung neuer zu machen, weil es sehr wohl möglich ist, daß das Bedürfniß einer gesetzlichen Bestimmung oft mehr als von der Regierung von den übrigen Zweigen der gesetzgebenden Gewalt gefühlt wird. Es soll daher doch erlaubt seyn, die Regierung auf ein solches Bedürfniß aufmerksam zu machen und sie zu ersuchen, daß sie durch Vorlegung eines dann weiter zu berathenden Gesetzentwurfes abzuhelfen suche.

Injurie ist eine vorsätzliche Schmälerung der Ehre, die man sich gegen die Person des Beleidigten selbst erlaubt. Man unterscheidet die thatsächliche (Realinjurie) und die wörtliche (Verbalinjurie). Die erste ist eine Handlung, die auf eine ehrenrührige Art gegen den Körper eines Andern ausgeübt und er dadurch beleidigt wird; die andere besteht in ehrenrührigen Ausdrücken, die man gegen einen Andern gebraucht.

Insolenz ist die zur Befriedigung des eigenen Hochmuths unternommene Herabwürdigung oder Demüthigung Anderer, besonders wenn ein solches Betragen gegen Andere zur Neigung geworden ist.

Instinct erklärt Schulze als dasjenige Begehren, wozu ein fortdauernder angeborner Grund in dem begehrenden Wesen selbst liegt. Er ist also eine bewußtlose und unwillkührliche Thätigkeit, die nicht erst durch Gewohnheit und Nachahmung angenommen wird, sondern sich sogleich mit dem Daseyn des thierischen Wesens äußert, und nicht von Verstand und Nachdenken abhängt, sondern von der jedem Thiergeschlecht eigenthümlichen Natur und Organisation, aus welcher ein dunkles Gefühl entspringt, welches das Geschöpf antreibt, gewisse Dinge zu begehren oder zu fliehen und diesem gemäß zu handeln. Ungewöhnliche Instincte entstehen namentlich bei Krankheiten, wo die Mischung der organischen Bestandtheile, folglich auch das Gemeingefühl verändert wird. Es ist dann, als wenn die Seele ein dunkles Gefühl von dem ungewöhnlichen Bedürfnisse des Körpers erlangte. So zeigt sich bei Kranken zuweilen mitten in der Krankheit ein plötzlicher Appetit zu irgend etwas, was gemeiniglich ein inneres, der Krankheit angemessenes Bedürfniß ankündet, dessen Befriedigung öfter nicht nur unschädlich, sondern sogar heilsam ist. Jedoch muß man hier sehr vorsichtig seyn, um sich nicht von einem oft nur scheinbaren Instincte täuschen zu lassen.

Intellectual oder **intellectuell** nennt man überhaupt Alles, was vom Verstande abhängig ist. Nach der Verschiedenheit der Gegensätze aber, in Beziehung auf welche es vorkommt, wird es dann folgendermaßen genauer bestimmt: Im Gegensatze gegen das Sinnliche oder Sensuale bezieht man das Intellectuale auf diejenigen Vorstellungen und Erkenntnisse, welche als blos vom Verstande hervorgebracht gedacht werden. Wird es aber dem Sittlichen oder Moralischen entgegen gesetzt, so denkt man dabei an das Geistige, wiefern es sich im Gebiete der Erkenntniß überhaupt zeigt, also theoretisch ist. Fichte redet von einer intellectuellen Anschauung, welche nichts anderes ist, als die unmittelbare reine Selbstanschauung. Bei Schelling sollte die intellectuelle Anschauung als Grundbewußtseyn der absoluten Einheit überhaupt geltend gemacht werden; daher bei ihm die blos intellectuelle Anschauung der absoluten Identität. —

Intellectualismus oder Intellectual-Philosophie heißt diejenige Ansicht in der Philosophie, nach welcher das Denken (die Thätigkeit des Verstandes oder der Vernunft, beides als gleichbedeutend genommen) die Quelle aller wahren Erkenntniß ist, wie z. B. die Eleaten behaupteten und daher die Sinnenerkenntniß verwarfen.

Intelligibel heißt eigentlich verständlich. Wenn man aber von einer intelligibeln Welt redet, so versteht man darunter die übersinnliche.

Intension heißt wörtlich Anspannung, mithin Verstärkung der innern Kraft, erhöhte innere Wirksamkeit, im Gegensatz der Extension, Ausdehnung, die mit jener häufig im umgekehrten Verhältnisse steht. Eine Intension der Gefühle bezeichnet daher die Innigkeit derselben. Ein intensives Leben ist ein solches, welches nicht nach der Zeitdauer, sondern nach der innern Wirksamkeit und nach seinem Gehalte beurtheilt wird. — Intensive Größe ist die Größe des Inhalts, der innern Kraft; extensiv ist die Größe dem Umfange und der Dauer nach.

Intercession ist im Civilrecht soviel als Bürgschaft; im Staats- und Völkerrecht die Verwendung eines Staats bei einem andern Staate für Privatpersonen, Unterthanen eines der beiden oder auch eines dritten Staats.

Interessant ist überhaupt das, was Interesse erregt.

Interesse ist die lebhafte Theilnahme an irgend einem Gegenstande mit Beziehung auf uns selbst. In weiterer Bedeutung nennt man auch Interesse den mit dem Wohlgefallen an einem Gegenstande verbundenen Wunsch, daß der gefallende Gegenstand nicht etwa blos in der Vorstellung vorhanden sey, sondern auch außer derselben sich verwirkliche. Man unterscheidet aber ein niederes, aus sinnlichen Trieben hervorgehendes und ein höheres oder Vernunftinteresse; das erste ist das Interesse am Angenehmen und Nützlichen; das andere das Interesse am Wahren, Guten und Schönen.

Interessirt heißt eigentlich so viel als eigennützig, wobei man nur an das sinnliche Interesse denkt.

Intermundien (Metakosmien) sind die Räume zwischen den verschiedenen Wolken, in welche Epikur seine Götter versetzte, damit sie dort ein von den Weltangelegenheiten ungestörtes seliges Leben führen möchten.

Intuition bedeutet eigentlich überhaupt Anschauung, wird aber auch oft in der besondern Bedeutung einer angeblichen Anschauung des Uebersinnlichen oder Göttlichen vermittelst der Einbildungskraft gebraucht, wie sich dieselbe manche religiöse Schwärmer und phantastische Philosophen angemaßt haben.

Johannes XXI. führte vor seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl den Namen Petrus Hispanus. Er machte sich durch ein Compedium der scholastischen Logik (1487 und öfter) und wahrscheinlich durch die sinnreiche Bezeichnung der Schlußarten bekannt.

Johannes von Damaskus, genannt Chrysorrhoas, gest. um 754 oder etwas später, baute nicht nur im Morgenlande zuerst eine Art von theologischem System auf, sondern beförderte auch durch seine übrigen Schriften das Studium der aristotelischen Philosophie, welches sich bis zum Untergang des griechischen Kaiserthums erhielt.

Johann von Mercuria, ein scholastischer Philosoph des 14. Jahrhunderts hielt sich zur Partei der Nominalisten und liebte ein freieres Denken, weßhalb er auch in Anspruch genommen wurde.

Johann von Salisbury (auch der Kleine, J. Parvus genannt), geb. im 2ten Jahrzehent des 12ten Jahrh. Seine Schriften sind besonders in historisch-philosophischer Hinsicht merkwürdig, um den Geist der scholastischen Philosophie jener Zeit kennen zu lernen.

Johann von Stobi in Macedonien, auch oft schlechtweg Stobäus genannt, ein Neuplatoniker des 5. oder 6. Jahrh. n. Chr., hat sich blos als Sammler aus philosophischen Schriften, die zum Theil verloren gegangen, um die Geschichte der Philosophie einiges Verdienst erworben.

Jonische Philosophie ist die erste griechische Philosophenschule. Da sich

diese Schule viel mit Naturforschung beschäftigte, und bei ihren Speculationen meist von physischen Principien ausging (wobei sie sich aber in unstatthafte Hypothesen verlor, da es der Naturforschung zu jener Zeit noch an einer festen Grundlage, nämlich an Beobachtungen, Rechnungen und Messungen fehlte) so hieß sie auch die physische Schule. Stifter derselben war Thales, die ausgezeichnetsten Glieder Anaximander, Anaximenes und Anaxagoras.

Josephus Flavius, geb. zu Jerusalem 37 n. Chr., gest. gegen das Ende des 1. Jahrh., wird von Manchen zu den hebräischen oder altjüdischen Philosophen gezählt, weil er in seinen Schriften, die meist historisch-antiquarischen Inhalts sind, einige Bekanntschaft mit der griechischen Philosophie zeigt, und dieselbe benutzt, um dem Judenthum in Vergleichung der jüdischen Religionssekten mit den griechischen Philosophenschulen (der Pharisäer mit den Stoikern, der Saduzäer mit den Epikureern und der Essäer mit den Pythagoreern) ein philosophisches Gepräge aufzudrücken, damit das Judenthum den Griechen und Römern, die das Judenthum verachteten, unter einer ihrem Geschmacke angemessenen Form erscheine. Deßhalb kann aber doch Josephus selbst nicht ein Philosoph genannt werden, denn seine Kenntniß der Philosophie scheint nur sehr oberflächlich gewesen zu seyn.

Joyaud ein französischer Naturphilosoph unserer Zeit, der sich über die in Frankreich herrschende Atomistik zu einer mehr dynamischen Ansicht der Natur erhoben hat.

Ironie bezeichnet Krug als eine Art von Vorstellung, die aber nicht betrügen, sondern scherzend belehren und bessern will. Man nimmt die Unwissenheit, Einfalt, Treuherzigkeit, Naivetät an, um das Fehlerhafte in den Meinungen oder dem Betragen Anderer in einem solchen Lichte darzustellen, daß es als ungereimt erscheint und dadurch lächerlich wird. — Campe hat Ironie mit Schalksernst verdeutscht, bezeichnender nennt sie Jean Paul den Ernst des Scheines, denn darin besteht das Wesen der Ironie, mit ernster Miene und anscheinender Einfalt eine Bewunderung zu erkünsteln, wodurch die Blöße des Gegners hervorgehoben wird, und die Wahrheit durch den Nebel bricht. Durch diesen Ernst des Scheins besiegte der Meister desselben, Sokrates, den Nimbus der Sophisten, und die Werke der größten Geister aller Zeiten durchblitzt oft als wahre poetische Weltanschauung feine Ironie.

Irrationalismus ist eine vernunftwidrige Ansicht, Denkweise oder Maxime, besonders in Bezug auf religiöse Gegenstände, indem der Irrationalist der Vernunft die Befugniß abspricht, über solche Gegenstände zu urtheilen, und darauf bezügliche Lehren einer vernünftigen Prüfung zn unterwerfen (Krug).

Irreligiosität ist Gleichgiltigkeit gegen Gott, Sittlichkeit und Tugend, also der Gemüthszustand, die Denk- und Sinnesart des Menschen, welcher keine Religion hat.

Irrereden ist der Zustand, in welchem die Seele durch irgend eine, die Actionen des Körpers in Unordnung bringende Ursache genöthigt wird, Dinge sich als wirklich vorzustellen, die es nicht sind.

Irrthum ist ein solches, aber für wahr gehaltenes Urtheil. Es hat also für den Irrenden den Schein der Wahrheit. Wissentlich hält Niemand ein falsches Urtheil für wahr, obwohl manchmal ein Mensch schlecht genug ist, ein falsches Urtheil um irgend eines Vortheils willen für wahr auszugeben, um Andere dadurch zu täuschen.

Iselin Isak, geb. 1728, gest. 1782, hat sich blos durch einen philosophischen Versuch über die Geschichte der Menschheit (Zürich 1768. 2 Thle. N. A. 1779) bekannt gemacht.

Isonomie ist Gleichheit der Gesetze oder der durch die Gesetze den Bürgern ertheilten Rechte, bürgerliche Gleichheit. Daher nennt Herodot die Demokratie eine Isonomie. Epikur aber verstand nach Cicero's Zeugniß unter Isonomie eine aequalis tributio oder aequilibritas, vermöge welcher omnia omnibus paribus paria respondeant, d. i. eine solche Fülle der Natur in ihren Erzeugnissen aus den Atomen, daß daraus eine vollkommene Gleichheit entgegengesetzter Producte hervorgehe.

Ith, Joh., geb. zu Bern 1747, gest. 1813, hat außer mehreren philosophischen, pädagogischen und homiletischen, auch mehrere philosophische Schriften hinterlassen.

Julianus Apostata (Flavius Claudius Julianus), geb. 331 n. Chr., gest. 363, war ein eifriger Anhänger der neuplatonischen Philosophie, in welcher ihn Maximus, Chrysanthius u. A. unterrichtet hatten. Da diese Philosophen dem Christenthume abgeneigt waren, so ist auch leicht begreiflich, daß ihr Schüler von demselben abfiel und zum Heidenthum zurücktrat; daher sein Beiname Apostata. Er zeigt sich auch in seinen zum Theil noch vorhandenen Schriften durchaus als einen enthusiastischen Verehrer jener Philosophie und des Heidenthums, ohne jedoch der Wissenschaft einen wesentlichen Dienst geleistet zu haben.

Jurisdiction ist eigentlich Rechtsprechung; gewöhnlich aber versteht man darunter die Gerichtsbarkeit.

Jurisprudenz ist eigentlich Rechtsklugheit, d. i. die geschickte Anwendung der Rechtsgesetze auf vorliegende Fälle. Man braucht jedoch dieses Wort auch oft für Rechtswissenschaft oder Rechtsgelehrsamkeit. Unter den alten Philosophen haben sich vornehmlich die Stoiker um die Jurisdoctrin oder Rechtsgelehrsamkeit verdient gemacht, indem sich mehrere römische Juristen zur stoischen Philosophie bekannten und die Grundsätze derselben auf ihre Wissenschaft bezogen, um dieser ein philosophisches Gepräge aufzudrücken. Die stoische Philosophie war nämlich den Römern zuerst durch Diogenes Babylonius bekannt geworden, indem dieser Vorträge darüber in Rom hielt, während er sich daselbst als athenienfischer Gesandter zugleich mit Kaenoades und Keitolaus aufhielt. Nachher vrrbreitete Panätius, der mit den angesehensten Römern, P. Scipio, C. Lälius, L. Furius u. A. in den freundschaftlichsten Verhältnissen stand und sich längere Zeit in Rom aufhielt, das Studium der stoischen Philosophie unter den Römeern. Besonders aber fand dieselbe bei den Rechtsgelehrten P. Rutilius Rufus, Qu. Aelius Tubora, Q. Mucius Scävola u. A. Eingang, welche sie nun auf ihre Wissenschaft anwandten, die damals noch ein unzusammenhängender Haufe gesetzlicher Vorschriften und Aussprüche rechtserfahrner Männer war. Auch schrieb Cicero selbst ein methodologisches Werk darüber (de jure civili in artem redigendo). In der Folge stiftete unter Kaiser Augustus der Rechtsgelehrte Antistius Labro eine eigene juristische Schule, welche den Grundsätzen der Stoa huldigte, und viel zur Ausbildung der römischen Jurisprudenz beitrug. Aus ihr ging durch Sempr. Proculus, einem Schüler des Ebengenannten, die Secte der Proculianer hervor, welcher die von Masurius Sabinus, einem Schüler des C. Alejus Capilo gestiftete Secte der Sabinianer entgegen trat.

Jury, s. Schwurgericht.

Justinus der Martyrer, der älteste unter den Apologeten der christlichen Kirche, deren Schriften erhalten worden sind, ward als Heide zu Flavia Neapolis in Samarien geboren i. J. 89 n. Chr., nach Andern 103 oder 119, und als Christ zu Rom 163 (nach Andern 165) hingerichtet, angeblich auf Befehl des Kaisers Mark Aurel, der durch verläumderische Angaben von Seiten einiger heidnischen Philosophen, besonders des Cynikers Crescens, dazu verleitet worden. Seine Philosophie scheint er theils von Plato theils von dem Juden Philo entlehnt zu haben. Auch behandelte er die Philosophie nicht als selbstständige Wissenschaft, sondern benutzte sie blos zur Erläuterung und Vertheidigung der Lehren des Christenthums; weßhalb er auch als der erste christliche Philosoph betrachtet wird, während Andere diese Ehre dem Athenogoras zuweisen. Seine Opera erschienen zuerst zu Paris 1551; am besten wurden sie herausgegeben von Oberthür (3 Bde. Würzb. 1777.).

Justiz ist eigentlich Gerechtigkeit. Gewöhnlich aber steht es für Rechtspflege oder Handhabung der Gerechtigkeit im Staate, wobei man insbesondere die bürgerliche (Civiljustiz) und die strafende (Criminaljustiz) unterscheidet.

Justizmord ist eigentlich ein Widerspruch, indem die Justiz als solche keinen Mord begehen kann, sondern vielmehr den Mord als eines der größten Verbrechen zu bestrafen hat. Man nennt jedoch Justizmord den Mißbrauch der Justizgewalt durch Verurtheilung eines Unschuldigen zum Tode. Eine solche ungerechte Verurtheilung kann aber entweder durch eine mangelhafte Gesetzgebung veranlaßt werden, oder durch einen Irrthum

des Richters geschehen. Höchst verwerflich aber wäre es, wenn Jemand durch die Justiz absichtlich aus dem Wege geräumt, mithin die Form des Rechts nur zum Scheine angewendet würde, um Jemanden nicht blos überhaupt, sondern als Verbrecher zu tödten. Auf diese Art würden alle Grundsätze der Gerechtigkeit über den Haufen geworfen, oder gleichsam die Justiz selbst gemordet.

K.

Kabbala, Kabbalismus, Kabbalistische Philosophie. Die Kabbala (d. i. mündliche Ueberlieferung) ist eine angebliche, durch geheime Tradition fortgepflanzte, göttliche Weisheit, deren Geschichte von den Juden in Fabeln gehüllt ist. Der Ursprung ihres philosophischen Theils wenigstens fällt in die ersten Jahrhunderte n. Chr., und ihre Urheber oder Anordner sind wahrscheinlich Rabbi Akhiba (gest. 138) und sein Schüler Simeon Ben Jochai, der Funke Mosis. Sie besteht aus einer Reihe von philosophischen Dichtungen über die Entstehung der Dinge aus Gott, dem Ensoph oder Urlichte, aus welchem in immer geringern Graden der Vollkommenheit die Dinge emanirt seyn sollen. Daher die zehn Sephirote, erleuchtete Kreise, und vier Welten (Aziluth, Briah, Jezirah, Aziah). Adam Kadmon, der Urmensch, ist der erstgeborne Sohn Gottes, der Messiah, durch welchen das übrige Universum aus Gott emanirte, doch so, daß es in Gott besteht, Gott die immannente Ursache aller Dinge ist. Alles, was ist, ist geistiger Natur, und die Materie ist nichts als die Verdichtung oder Verdünnung der Lichtstrahlen, gleichsam die Kohle von der göttlichen Substanz. Mit dieser Emanationslehre verbindet sich eine Menge von Träumereien über die Dämonen, woran sich die Magie anschließt, ferner die vier Elemente der Seelen, die Entstehung derselben, und den Menschen als Mikrokosmus, denen eine wahre Erkenntniß durch Ekstase beigelegt wird. Das ganze ist ein Gemisch von mancherlei schwärmerischen und exzentrischen Vorstellungen, welche besonders unter Einfluß persischer Religionsideen entstanden sind, und woraus man die jüdische Religionslehre, die Schöpfung und das Daseyn des Bösen begreiflich machen wollte. Die kabbalistischen Bücher Jezirah und Sohar sind wahrscheinlich von Zeit zu Zeit durch Erklärer interpolirt worden. Dem Namen, obgleich nicht dem Einflusse nach, ist die Kabbala, welche die Juden immer geheim hielten, den Christen erst im 15. Jahrhunderte bekannt geworden.

Im 15. und 16. Jahrhundert findet man mehrere Gelehrte, die sich viel mit der Kabbala beschäftigten, und sie auch mit (neuplatonischer) Philosophie, mit Naturkunde, Arzneikunst rc. in Verbindung zu bringen suchten, wie Pomponatius, Ficinus, Picus von Mirandula, Reichlin, Agrippa, Paracelsus, More u. A.

Kaiserthum und **Königthum** werden gewöhnlich nur dem Range nach unterschieden, indem in der übrigens ganz willkührlichen Rangordnung der Regenten die Kaiser oder Cäsaren über den Königen stehen. „Allein es liegt dabei, sagt Krug, doch noch ein tieferer Unterschied zum Grunde. Das Kaiserthum ist eigentlich blos eine militärische Würde und Gewalt, weßhalb die Kaiser auch Imperatoren heißen, ein Name, den bei den Römern ursprünglich die obersten Kriegsbefehlshaber führten. Das Königthum aber ist eine bürgerliche Würde und Gewalt, und steht daher wesentlich höher, weil die bewaffnete Macht nur zum Schutze des Staates gegen äußere und innere Feinde dienen soll, und daher an und für sich nur gehorchend, nicht befehlend ist. Ein Kriegsbefehlshaber als solcher, wenn er selbst legitim seyn soll, kann daher nur von der legitimen Staatsgewalt zum Befehlen autorisirt seyn, wenn nicht etwa der Inhaber dieser Gewalt die bewaffnete Macht selbst befehligt, wo er dann in einer doppelten Person erscheint. Es ist daher eine gänzliche Verkehrung der Begriffe, wenn man das Kaiserthum über das Königthum stellt. Diese Begriffsverkehrung entstand aber sehr natürlich aus der Rechtsverkehrung, durch welche römische Imperatoren die oberste Staatsgewalt an sich

rissen, und sich nun zum Andenken an Julius Cäsar, der dieß zuerst mit Erfolg gethan, Cäsaren nannten. Darum herrschten sie auch ganz willkührlich oder autokratisch über den Staat, und darum hat sich auch später die Idee des Autokratismus oder der unbeschränkten Herrschaft mit dem Begriffe des Kaiserthums vermählt."

Dagegen erklärt sich Friedrich Schlegel über das Kaiserthum auf folgende Weise: „Die Mängel eines idealen Völkervereins sind am meisten vermieden in dem System des Kaiserthums und der Hierarchie; das Kaiserthum als specifisch verschieden von dem Königthume genommen, als ein Königthum über die Könige. Hierbei wird vorausgesetzt, daß die Nation, welche durch das Kaiserthum eine bestimmte Oberherrschaft über die Nachbarvölker ausübt, eine starke, wo nicht die stärkste sey; sodann auch muß sie sich durch ihre politische und moralische Verfassung dazu eignen. — Die Idee des Kaiserthums ist viel kräftiger, um ein sittliches Verhältniß unter den Nationen einzuführen, als jene eines Völkervereins. Das beweist schon die Vergleichung des Mittelalters mit der neueren Zeit. Auch paßt dieses System viel besser zu dem natürlichen Verhältniß, in welchem die Nationen rücksichtlich der großen Verschiedenheit ihrer Bildung stehen. Mit der Anwendung der Idee des Kaiserthums kommt es sehr auf die Beschaffenheit der Länder und Völker an. Es ist deßhalb auch nicht die absolute Totalität eines monarchischen Völkervereins damit verbunden, und könnten sehr wohl mehrere Systeme auf der Erde neben einander bestehen.

Indessen bedarf das Kaiserthum noch einer Grundlage zur Garantie — und diese findet sich in jener andern Idee des Mittelalters, in der Hierarchie.

Alle in dem Kaiserthum vereinigten Nationen können in ihrer Verschiedenheit ganz getrennt von einander bestehen; denn die äußere Verbindung zu unterhalten, liegt blos der Staatsgewalt ob. Indessen erstreckt sich diese Absonderung und Trennung nicht auf die geistigen Verhältnisse. Die Gelehrten sind in aller Welt verbunden, dieß geht natürlich aus dem gemeinschaftlichen Streben nach Erkenntniß hervor — dieses hebt alle Nationalverschiedenheit auf. Dasselbe ist der Fall bei dem geistlichen Stande. Im speciellen Theil der Religion, im Gottesdienst kann wohl einige nationale und locale Verschiedenheit vorkommen; aber dieses hindert nicht, daß dem Wesen nach Einheit in Allem herrsche.

Beziehen wir nun diesen Zusammenhang, diese Einheit des gelehrten und geistlichen Standes in der gebildeten christlichen Welt auf die Politik, so entsteht nothwendig die allgemeine Idee der Hierarchie."

Kanonik, Kanonisch. Epikur nannte seine Logik, indem er dieselbe nicht als einen besondern Theil der Philosophie, sondern nur als eine vorläufige Anleitung zum richtigen Urtheile betrachtet wissen wollte — Kanonik. Kanonisch aber heißt Alles, was in seiner Art musterhaft ist, und daher als Richtschnur des Denkens, Glaubens und Handelns dienen kann; daher es auch manchmal so viel als authentisch oder echt bedeutet; weßwegen auch die kanonischen Schriften den apokryphischen als den minder echten oder völlig unterschobenen entgegengesetzt werden.

Kant, Immanuel, geb. 1724 zu Königsberg, und ebendaselbst, wo er auch studirt, seit 1755 als Privatdozent, und seit 1770 als ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik gelehrt hatte, gestorben 1804 am 12. Februar. Durch eine neue Methode, welche die Untersuchung des Ursprungs und der Grenzen der menschlichen Erkenntniß im Auge hatte, belebte er, leitete und orientirte er den Forschungsgeist, und führte die Vernunft durch Selbsterkenntniß auf den Weg zur Wissenschaft, wozu er seltene Talente und ausgebreitete Kenntnisse besaß. Sein sittlich-religiöser Charakter verhinderte die einseitige Richtung des Speculationsgeistes, und bestimmte den Charakter seiner Forschung. Strenge Wahrheitsliebe und rein sittliche Gesinnung machten das lebendige Princip seines philosophischen Geistes aus, welcher Originalität, Gründlichkeit und Sagazität in hohem Grade vereinigte. Durch diese Mittel bewirkte Kant eine merkwürdige Revolution in der Philosophie, welche nicht ohne Widerstand vor sich ging, zwar eine Zeitlang unterbrochen, und gehemmt wurde, aber von großen Folgen gewesen ist und die ganze Richtung der Philosophie verändert hat.

Durch Hume's Skepticismus erweckt, richtete er seine Aufmerksamkeit auf den

auffallend verschiedenen Erfolg des Nachdenkens in der Mathematik und Philosophie und auf die Ursachen desselben. Die Betrachtung und Prüfung der verschiedenen philosophischen Systeme, vorzüglich aber des seichten Dogmatismus der Wolfischen Schule, erzeugten in ihm den Gedanken, daß vor allem dogmatischen Verfahren in der Philosophie erst die Möglichkeit einer philosophischen Erkenntniß untersucht werden müsse, und daß dazu die Untersuchung der verschiedenen Quellen der Erkenntnisse, ihres Ursprungs und Gebrauchs nothwendig sey. Die Philosophie und Mathematik setzt er voraus, sind in Hinsicht ihres Ursprungs rationale oder Vernunftwissenschaften. Vernunfterkenntnisse unterscheiden sich vom empirischen durch den Charakter der Nothwendigkeit und Allgemeinheit. Mit der Möglichkeit derselben steht und fällt die Möglichkeit philosophischer Erkenntnisse, welche von doppelter Art sind, synthetische und analytische. Die letzern beruhen auf dem ersten Denkgesetze. Aber welches ist das Princip der synthetischen Erkenntnisse a priori im Gegensatz der empirischen, die sich auf Wahrnehmung gründen? Es ist daher eine Wissenschaft, welche die Möglichkeit solcher Erkenntnisse untersucht, höchst nothwendig und von größter Wichtigkeit. Kant bahnte sich zu dieser Untersuchung den Weg durch Annahme einer scharfen Grenzlinie zwischen Philosophie und Mathematik, und durch eine tiefer als bisher eindringende Untersuchung des Erkenntnißvermögens. Was die eigenthümliche Philosophie Kant's selbst betrifft, so bemerkt Krug in möglichster Kürze darüber folgendes: „Als Kant zu philosophiren anfing, herrschte in der Philosophie theils ein seichter Eklekticismus, theils ein fast eben so seichter Empirismus, überhaupt aber ein blinder Dogmatismus, neben welchem jedoch, wie gewöhnlich auch der Skepticismus (besonders durch Hume genährt), seine Anhänger fand, wodurch denn die Wahrheit der Moral und der Religion von Seiten der Speculation stark in Anspruch genommen wurde. Diesem schwankenden Zustande wollte Kant ein Ende machen. Zu dem Ende stellte er eine neue Prüfung des ganzen menschlichen Erkenntnißvermögens an, um die Gesetze und Grenzen desselben kennen zu lernen und so dasselbe gleichsam auszumessen. Jene Prüfung nannte er eine Kritik der reinen Vernunft, weil er meinte, die Vernunft müsse nicht nur sich selbst als ein reines (von der Erfahrung unabhängiges) Vermögen kritisiren, sondern auch alle ihr untergebenen Vermögen, Sinnlichkeit und Verstand, da jene die oberste Instanz menschlichen Geistes sey. Deßhalb begann er mit einer transscendentalen Elementarlehre, die er wieder in transsc. Aesthetik und in transsc. Logik zerfällte. In jener untersuchte er die Elemente des niedern Erkenntnißvermögens, der Sinnlichkeit, in dieser die Elemente des höhern, des Verstandes und der Vernunft. Dort fand er, daß die Sinnlichkeit den Stoff zu ihren Anschauungen und Empfindungen durch gewisse Erregungen (Affectionen) empfange; die Form aber, nach oder mittelst welcher der Stoff zu Vorstellungen von bestimmten Dingen gestaltet werde, derselben ursprünglich gegeben sey. Eben diese Formen fand er in den reinen Anschauungen des Raumes und der Zeit, weil in denselben eigentlich nichts angeschaut werde als die Einheit eines Mannigfaltigen neben und nacheinander. Darum nannte er Raum und Zeit auch Anschauungsformen, und die Gegenstände, die wir so anschauen, Erscheinungen oder Phänomene, wobei er es dahin gestellt seyn ließ, wenigstens sich nicht bestimmt und überall gleichmäßig erklärte, was der eigentliche Grund dieser Erscheinungen, das von ihm sogenannte Ding an sich sey, ob etwas Wirkliches (Reales) oder nicht, ungeachtet er den Erscheinungen eine gewisse Objectivität und Realität zugestand, weil sie wegen ihrer Beharrlichkeit nicht ein bloßer Schein oder Sinnentrug seyn könnten. Ebendaher nannte er auch seine Theorie einen transscendentalen Idealismus, der sich mit dem empirischen Realismus, nach welchem wir im Leben handeln, wohl vertrage. Die transscendentale Logik theilt er dann wieder in transc. Analytik und Dialektik. Jene sollte eine Kritik des Verstandes, als Vermögens der Begriffe, diese eine Kritik der Vernunft als des Vermögens der Ideen seyn. In der Analytik fand er, daß die Begriffe und also auch die aus Verknüpfung entstehenden Urtheile des Verstandes gehaltlos seyen, wenn ihnen nicht die Erfahrung einen Stoff darbiete. Dieser Stoff seyen eben jene Anschauungen und Em-

pfindungen der Sinnlichkeit, welche der Verstand nach seiner eigenthümlichen Weise (Form) bearbeite. Eben diese Form aber offenbare sich in gewissen allgemeinen und nothwendigen Begriffen und Urtheilen, die er daher auch reine oder transscendentale nannte, desgleichen jene insonderheit Kategorien oder Stammbegriffe. Diese Begriffe seyen also eigentlich nur Denkformen, wie Raum und Zeit Anschauungsformen. Aber in Beziehung auf die angeschauten Dinge haben sie doch objective Giltigkeit, und es erwachse eben aus dieser Beziehung oder Verknüpfung die ganze menschliche Erkenntniß, die sich sonach theils auf die Erfahrungsgegenstände selbst, theils auf die ursprünglichen, in unserer Handlungsweise begründeten Bedingungen der Erfahrung und unserer gesammten Thätigkeit erstrecke, für die transscendentale Dialektik blieb daher kein anderes Ergebniß übrig, als daß die Ideen der Vernunft, als reinspeculative Ideen, bloße Vorstellungen seien, für welche kein entsprechendes Object auf theoretischem Wege nachgewiesen werden könne. Weil aber die Vernunft nicht blos ein theoretisches, sondern auch ein praktisches (Gesetze für das Handeln gebendes) Vermögen sey, und weil diese Gesetze einerseits mit so unbedingter Nothwendigkeit (als kategorische Imperative) gebieten, daß kein vernünftiger sich selbst achtender Mensch ihnen den Gehorsam verweigern könne, anderseits aber ohne Freiheit des Willens jene Gesetze nicht befolgt werden könnten, und ohne Gott und Unsterblichkeit kein letzter oder Endzweck des Handelns stattfinden würde, als welcher nur in einer der Sittlichkeit angemessenen Glückseligkeit) dem höchsten Gute des Menschen) durch göttliche Vermittlung während eines andern und bessern Lebens zu suchen sey: so halte der seiner sittlichen Bestimmung sich bewußte Mensch jene praktischen Ideen doch für wahr und objectiv giltig, ungeachtet ihn nur ein subjectiver Grund, sein Gewissen und das daraus hervorgehende moralische Bedürfniß dazu nöthige und auffordere. (Daher der Ausdruck Postulat der praktischen Vernunft). Sein Fürwahrhalten sey folglich kein Wissen, keine eigentliche Erkenntniß, dergleichen in Ansehung des Uebersinnlichen gar nicht stattfinde, sondern ein bloßes Glauben. Aber dieses Glauben unterscheidet sich von jedem andern dadurch, daß es ein moralischer oder praktischer Glaube sey, mithin für den Glaubenden selbst alle zum Handeln nöthige Zuversicht, folglich eine subjective Gewißheit habe. Eben dieser Glaube sey auch die eigentliche Grundlage aller Religion, welche nichts anderes sey, als gewissenhafte Beobachtung aller Pflichten als göttliche Gebote. Dieß veranlaßte auch den Urheber der Kritik, derselben eine transscendentale Methodenlehre beizufügen, worin er über Wissen, Glauben und Meinen, mathematische und philosophische Methode, so wie über die Hauptfragen der Philosophie: (Was kann ich wissen? Was soll ich thun? was darf ich hoffen, wenn ich thue, was ich soll?) noch eine Menge scharfsinniger Bemerkungen machte."

Die Kantische Philosophie fand in Deutschland sehr bald eine große Verbreitung und übte mächtige Wirkungen aus. Die Verbreitung der Kantischen Philosophie nahm im Wesentlichen den Gang, daß sie durch die protestantischen Länder Deutschlands wanderte, indem die katholischen Länder sie mehr oder minder von sich ausschlossen.

In Königsberg selbst hatte Kant für seine Kritik noch einen eigenthümlichen Vorläufer, nämlich seinen Schüler und Freund Th. v. Hippel, geb. 1741, gest. 1796.

Mehr, als Kants Prolegomena selbst, trug zur Verbreitung der Kantischen Lehre bei Kants Collega Johann Schulze, geb. 1739, zunächst durch seine Erläuterungen über Kants Kritik der reinen Vernunft (1784).

Ein Schüler Kants war auch sein Collega Christian Jak. Kraus, geb. 1753, welcher aber, obwohl er Kant's Ansichten zum Theil sich eigen machte, doch mehr zum Skepticismus sich hinneigte.

Ein anderer College Kant's und zugleich dessen vieljähriger, vertrauter Freund war H. L. Pörschke, geb. 1752, Professor der Philosophie und Pädagogik zu Königsberg. Er war ein eklektischer Kantianer, der in seinen Schriften einen feinsinnigen Geschmack mit Begeisterung für Freiheit und sittliche Würde des Menschen verband.

Außer Kant's jungern Freunden Jachmann, Gensichen und Rink ist besonders Jäsche, geb. 1762, zu erwähnen, welcher sich bekannt machte durch seine Ein-

leitung zu einer Architektonik der Wissenschaften (1810) und durch seine Schrift „der Pantheismus nach seinen verschiedenen Hauptformen", ein Beitrag zur Kritik und Geschichte dieser Lehre (1826—32 in 3 Bdn.).

In Berlin setzte sich die Kant'sche Philosophie besonders fest durch Salomon Maimon, geb. 1753. Er war jedoch kein stricter Anhänger der Kant'schen Philosophie, sondern setzte sich in ein freies und selbstständiges Verhältniß zu derselben.

Unverändert hat die Kant'sche Philosophie in Berlin gelehrt J. G. C. Kiesewetter, geb. 1766.

Den Berliner-Kreisen gehörte auch Joh. Benj. Erhard an, geb. 1766.

In Halle betrieb L. H. Jakob, geb. 1759 durch Vorlesungen, Lehrbücher und Rezensionen die Propaganda der Kant'schen Lehre mit großem Eifer, obgleich er dieselbe nicht immer in ihrer Reinheit auffaßte, sondern noch mit der in Halle herrschenden Wolff'schen Philosophie vermischte.

Unter Kant's Einfluß stand, wenigstens in seinen spätern Schriften, Maaß, geb. 1766

Der letzte Kantianer in Halle war Tieftrunk, geb. 1759.

In Leipzig hat zuerst F. G. Born, geb. 1743, die Kritiken Kants in's Lateinische übersetzt, und in einigen kleinen Schriften Kant's Lehre gegen Angriffe vertheidigt.

Ein begeisterter Verehrer Kant's, aber mehr eine poetisch-rhetorische als eigentlich philosophische Natur war Heydenreich, geb. 1764, welcher einige Jahre in Leipzig Philosophie lehrte, und in Kant's Geist ästhetische, religions- und moralphilosophische und naturrechtliche Schriften verfaßte. Seine Schriften sind ohne gehaltvolle Eigenthümlichkeit.

Der Hauptanhänger Kant's in Leipzig war Krug, geb. 1770, welcher in Wittenberg, Frankfurt an der Oder, in Königsberg als Nachfolger Kant's und zuletzt seit 1809 als Professor der Philosophie in Leipzig wirkte und in zahlreichen Schriften aller Art mit großer Rührigkeit die Aufklärung und die Interessen des sogenannten gesunden Menschenverstandes vertrat. Weniger durch seine Leistungen für die Philosophie, deren Verdienst sich vielmehr hauptsächlich nur auf die Ausbreitung des Interesses für Philosophie überhaupt beschränkt, als vielmehr durch seine Bemühungen um einen verständigen politischen und kirchlichen Liberalismus und durch seine strenge Rechtlichkeit hat sich Krug Anspruch auf Achtung erworben. Am meisten bekannt geworden ist sein allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften (1827 II. Ausg. 1832 f.) Kant's Lehren auf die sich von selbst verstehenden Thatsachen des gesunden Menschenverstandes zurückzuführen war Krugs Aufgabe.

In Jena war der bedeutendste Kantianer K. Chr. E. Schmid, geb. 1761, welcher sich jedoch zu Kant in ein freies Verhältniß setzte. Er gab 1786 eine Kritik der reinen Vernunft im Grundriß, nebst einem Wörterbuch zum leichtern Gebrauch der Kantischen Schriften heraus. Seine übrigen Schriften bezogen sich auf Moralphilosophie, empirische Psychologie, Naturrecht, auch Metaphysik und philosophische Dogmatik.

Im Jahre 1785 begann für die Kant'sche Philosophie eine neue Aera, indem ein Anhänger derselben, der Philologe Schütz (geb. 1747) die allgemeine Literaturzeitung gründete, welche in den philosophischen Artikeln ein Organ des Kantianismus wurde und später mit Schütz nach Halle übersiedelte. Auch der nachmalige Redacteur, der Rechtsphilosoph G. Hufeland (geb. 1760) zeigte in seinen Recensionen einen tüchtigen Anhänger Kant's.

Ein anderer Kantianer war Tennemann, der, ehe er nach Marburg ging, in Jena Philosophie lehrte, und in seiner eilfbändigen Geschichte der Philosophie an alle Systeme den Maßstab der Kant'schen Philosophie legte, für seine Zeit jedoch Bedeutendes leistete. Er starb 1819.

Ganz besonders wurde Jena der Hauptort des Kantianismus, seit Reinhold seine Briefe über die Kant'sche Philosophie veröffentlicht hatte und in Folge dessen als Professor der Philosophie nach Jena kam, wo er als glücklicher Dozent und fleißiger Mitarbeiter an der allgemeinen Literaturzeitung wirkte.

In Göttingen stand Stäudlin, gest. 1826, unter dem Einflusse des Kant'schen Rationalismus, ehe er sich dem Supernaturalismus zuwandte. Die Göttinger Professoren Schulze und Bouterwek standen ebenfalls zur Kant'schen Philosophie in nahem Verhältniß. Der Göttinger Kantianer Buhle, gest. 1821, verfaßte ein achtbändiges Lehrbuch der Geschichte der Philosophie (1796 f.) und eine sechsbändige Geschichte der neuern Philosophie (1800 f.) vom Kant'schen Standpunkte aus.

Die Kategorien der Kant'schen Philosophie wurden sehr bald auch auf die Behandlung der positiven Wissenschaften angewandt, so daß sich auch in diesen, besonders aber in der Theologie ein bedeutsamer Einfluß des Kantianismus geltend machte. In der Theologie ist die Richtung des Rationalismus, der sich dem Supernaturalismus entgegenstellte, von Kant ausgegangen, und hat in Paulus, Wegscheider, Ammonn, Röhr u. A. ihre Hauptvertreter gefunden. Ja sogar innerhalb der katholischen Theologie wurde durch Hermes ein dem Kant'schen Standpunkt nahe verwandtes System aufgestellt. Das Ausland eignete sich die Kant'sche Philosophie zunächst durch Uebersetzungen an, wie denn solche in's Italienische, Französische, Holländische, Englische veranstaltet wurden.

Ihre Gegner und Bekämpfer fand die Kant'sche Philosophie nicht blos von Seiten schon bestehender Richtungen in der Philosophie, theils von Seiten Solcher, welche auf eine Umbildung, Ergänzung und Fortsetzung der Kant'schen Philosophie ausgingen. Unter die erstern Gegner Kant's gehörte Tiedemann in Marburg, welcher sich vom Standpunkt eines eklektischen Skepticismus gegen Kant wandte; Mendelssohn in Berlin, der in seinen Morgenstunden den ontologischen Beweis für das Daseyn Gottes gegen Kant in Schutz nahm; die beiden eklektischen Popularphilosophen Meiners und Feder in Göttingen, von denen Ersterer Kant für einen Sophisten erklärte; Letzterer vieles von dem, was Kant lehre, längst öffentlich ausgesprochen haben wollte, und Beide sich zu einer Zeitschrift vereinigten, worin die neue Lehre bekämpft wurde; der Leipziger Professor Platner war vom Standpunkte der Leibnitz-Wolff'schen Philosophie ein Gegner Kant's; der churpfälzische Rath Stattler eiferte gegen die antireligiöse und antichristliche Tendenz der Kant'schen Philosophie, und sprach damit im Grunde nur die Herzensmeinung der Orthodoxie überhaupt in Bezug auf den Kantianismus aus, welche protestantischer Seits in dem Rector Ludwig in Schlotheim einen zelotischen Gegner Kants aufstellte, wie denn überhaupt auf den meisten Universitäten die Kant'sche Philosophie eine Beanstandung fand, weil man von ihr für die Jugend einen destructiven Einfluß befürchtete.

Obgleich nun aber die Angriffe auf Kant's Philosophie in kurzer Zeit eine förmliche und reiche Literatur bildeten, so vermochten doch ihre Gegner nichts gegen die Alles überwindende Macht der Wahrheit und des freien Geistes, der in Kant sein erstes Werkzeug für die Herbeiführung einer neuen Epoche des deutschen Geisteslebens sich erwählt hatte. Den Kant'schen Standpunkt zu seiner eigentlichen Consequenz fortgebildet zu haben, ist Fichte's Verdienst. Zwischen Fichte's Leistung und dem Kantianismus fällt aber eine Reihe von Umbildungsversuchen, welche sich an die Namen Reinhold, Schulze, Beck, Bardili, Schiller und Wilhelm von Humboldt knüpfen. Im Allgemeinen lassen sich diese Männer als Nachfolger Kant's bezeichnen. S. die Schrift: Deutschlands Denker seit Kant.

Karneades aus Kyrene, geb. um 215 v. Chr, gest. 130, besuchte zuerst die Schule der Stoiker, ward dann des Hegesinus Schüler und Nachfolger in der Akademie, und setzte als Gesandter durch seine beredte Dialektik die Römer in Erstaunen. Er wird auch als Stifter der dritten Akademie angesehen, und richtete seine durch logische Schärfe und Beredsamkeit unterstützte Skepsis hauptsächlich gegen Chrysipp. Er schloß aus dem doppelten Verhältniß der Vorstellung zu dem Object und Subject auf die Unmöglichkeit des objectiven Wissens, und ließ nur Wahrscheinlichkeit (probabilitas) gelten. Aber es ist nach ihm Pflicht, das Wahrscheinliche zu erforschen.

Karg heißt derjenige, dessen Begierde, sein Eigenthum nicht zu verringern, so groß ist, daß er auch die allernothwendigsten Ausgaben zu vermeiden sucht.

Kasteien heißt eigentlich als kirchlicher Ausdruck, sich unangenehme Empfindungen verursachen, und dadurch der Sinnlichkeit abzusterben und sich die Seligkeit zu erwerben; dann aber auch überhaupt, sich aus irgend einem Grunde etwas versagen, oder sich große Beschwerden auferlegen.

Kastengeist ist das Streben nach strenger Sonderung der Gesellschaftsglieder, und eben so strenge Beobachtung der geselligen Rangverhältnisse mit besonderer Hinsicht auf die Geburt und die damit verbundenen Vorrechte. (Krug.)

Keck heißt überhaupt derjenige, welcher in seinem Betragen aus Selbstvertrauen keine Furcht zeigt, besonders derjenige, welcher eine Dreistigkeit zeigt, die nicht auf einem gerechten Vertrauen auf sich und seine gute Sache, sondern aus einem mit einer gewissen ungestümen, gedankenlosen Lebhaftigkeit verbundenen Leichtsinn entsteht. (Eberhard.)

Katastrophe bedeutet eine plötzliche Umkehrung der Dinge, besonders im menschlichen und gesellschaftlichen Leben. In der Aesthetik versteht man darunter die Entwickelung im Gegensatze der Verwickelung, Auflösung des epischen oder dramatischen Knotens, wodurch die Entscheidung eines vorher ungewißen Schicksals erscheint, und die bisher wirkenden Kräfte zur Ruhe kommen.

Katechetik s. Sokratik.

Kategorie, Kategorem ist, logisch genommen, eigentlich jedes Merkmal, das auf einen Gegenstand bezogen wird. In der Metaphysik aber, sagt Krug, bekommt das Wort eine engere Bedeutung, indem man darunter solche Begriffe versteht, die als allgemeine und nothwendige Merkmale der Dinge gedacht werden, weil es die ursprüngliche Einrichtung oder Gesetzmäßigkeit — Form — des Verstandes so mit sich bringt. Man nennt sie daher auch Verstands- oder Denkformen, desgleichen Ur- oder Stammbegriffe des Verstandes. Manche machen aber noch einen Unterschied zwischen Kategorie und Kategorem oder praedicamentum und praedicabile, und verstehen unter dem ersten den Urbegriff, unter dem letzten aber den aus diesem abgeleiteten Begriff. So ist z. B. der Begriff Ursache eine Kategorie, der Begriff der Wirksamkeit oder Kraft hingegen ein Kategorem. Aus dem Bestreben, die unendliche Menge von Begriffen, die der Verstand bilden kann, auf eine möglich kleinste Zahl von Grund- oder Elementarbegriffen zurückzuführen, entstand schon sehr früh die Lehre von den Kategorien, als deren Urheber gewöhnlich Aristoteles angesehen wird, obwohl es keinem Zweifel unterliegt, daß die Pythagoräer sich schon früher mit Auffuchung jener Begriffe beschäftigt haben. Die Aristotelische Theorie darüber ist aber freilich die herrschende geworden, indem sie auch von den Scholastikern angenommen und weiter ausgebildet wurde. Aristoteles stellte folgende 10 Kategorien oder Prädicamente auf: 1) Substanz (ουσια, wofür in der Topik τιεστι, quidest, steht, weßhalb die Scholastiker diese Kategorie auch durch Quidditas bezeichneten); 2) Größe (Quantum), 3) Beschaffenheit (quale); 4) Verhältniß (ad aliquid seu relatio); 5) Raum oder Oertlichkeit (ubi); 6) Zeit oder Zeitlichkeit (quando); 7) Lage oder Liegen (situm esse); 8) Haben (habere); 9) Thun (agere seu facere); 10) Leiden (pati.)

Diese Kategorientafel mochte aber den folgenden Peripatetikern nicht vollständig genug scheinen, weßhalb sie noch 5 sogenannte Postprädicamente beifügten, nämlich: a) Gegensatz (oppositum); b) Vorausgehen (prius seu antecedens); c) Nachfolgen (posterius seu consequens); d) Zugleichseyn (simul); e) Bewegung (motus). Obwohl nun auf den ersten Blick einleuchtet, daß diese Kategorientafel weder aus irgend einem höhern Prinzip abgeleitet, noch systematisch geordnet und vollständig ist, so bediente man sich derselben doch lange Zeit als eines Leitfadens, um Alles aufzufinden, was über einen Gegenstand gesagt werden möchte. Mit dem Verfall der aristotelisch-scholastischen Philosophie gerieth aber auch diese Theorie in Vergessenheit, so daß man sie in der Leibnitz-Wolf'schen Schule kaum mehr erwähnte. Kant aber erweckte sie wieder und gab ihr auch eine ganz andere Gestalt. Er betrachtete die Kategorien zuerst als bloße Denkformen oder als allgemeine Functionen des Verstandes beim Denken der Objecte. Einen sichern Leitfaden zur systematischen und vollständi-

gen Ausmittlung der Kategorien glaubte er in den logischen Urtheilsformen zu finden, weil Denken und Urtheilen analoge Functionen des Verstandes seyen. Wie es demnach 12 Urtheilsformen gebe: 3 quantitative, individuale, particulare und universale; 3 qualitative, positive, negative und limitative; 3 relative, kategorische, hypothetische und disjunctive; 3 modale, problematische, assertorische und apodiktische; so gebe es auch 12 Denkformen oder Kategorien.

Auch führte er diese Kategorien auf 2 Hauptklassen zurück, indem er die Kategorien der Quantiät und Qualität mathematische, die der Relation und Modalität dynamische nannte. Ferner unterschied er die reinen Kategorien, wie sie blos vom Verstande gedacht werden, von den schematisirten, wie sie mit den Anschauungsformen verbunden und dadurch versinnlicht werden.

So viel Beifall nun diese Kategorientafel Kant's anfangs fand, so bemerkte man doch bald gewisse Mängel an derselben, die man daher auf verschiedene Weise zu verbessern suchte.

Nach Krug scheint Kant zwei Hauptfehler begangen zu haben, daß er nämlich 1) die Sinneskategorien oder sensualen Prädicamente völlig aus der Kategorientafel verwies, und daß er 2) den Begriff der Realität, der eigentlich als Urkategorie oder Grundprädicament des Erkenntnißvermögens überhaupt an der Spitze aller übrigen stehen muß, weil diese selbst sich wieder darauf beziehen, als eine bloße Verstandeskategorie betrachtete so den übrigen nur beiordnete, wodurch ihre wahre Bedeutung, ganz aus den Augen gerückt wird. Sonach würde eine vollständige und wohlgeordnete Kategorientafel eigentlich so gestaltet seyn müssen:

I. Urkategorie oder Grundprädicament — Realität (Seyn überhaupt.)

II. Sinneskategorien oder sensibale Prädicamente:
   1) Räumlichkeit, 2) Zeitlichkeit, 3) Raumzeitlichkeit oder Beweglichkeit.

III. Verstandeskategorien oder intellectuale Prädicamente:
   1) der Quantität:
      a) Einheit, b) Vielheit, c) Allheit.
   2) der Qualität:
      a) Positivität, b) Negativität, c) Limativität.
   3) Relation:
      a) Beständlichkeit, b) Ursachlichkeit, c) Gemeinschaftlichkeit.
   4) Der Modalität:
      a) Möglichkeit, b) Wirklichkeit, c) Nothwendigkeit.

Kategorisch heißt überhaupt, unbedingt aussagend. Daher kategorisches Urtheil, kategorischer Schluß; kategorischer Imperativ (unbedingtes Gebot.)

Kathartik nennt man die Logik, in wiefern sie den Verstand von gewissen Fehlern im Denken, mithin unsern Geist gleichsam reinigen kann, wenn man ihre Regeln gehörig gefaßt hat und anwendet.

Katholisch, Katholizismus. Katholisch ist eigentlich der Wortbedeutung nach, was sich auf ein Ganzes bezieht, und bedeutet dann auch so viel als allgemein, weil Ganzheit und Allheit insofern verwandte Begriffe sind, als das Ganze aus allen Theilen zusammengenommen besteht. Jetzt nimmt man aber dieses Wort gewöhnlich in religiöser oder kirchlicher Beziehung, indem man irgend eine positive Religionsform und die darauf gegründete Religionsgesellschaft katholisch nennt, wobei man jedoch zunächst blos auf das Streben oder auf die Tendenz nach Allgemeinheit sieht. Katholisch, sagt Klee, heißt die Kirche im Gegensatze zur (particularistischen) Synagoge und zu den häretischen Schulen. Gewöhnlich aber trägt sie den Namen im Gegensatz zu den letztern. Es ist die Ganzheit, Allheit, der Trennung, Besonderheit entgegengesetzt. Die Kirche ist auch in der Hinsicht katholisch, daß sie den ganzen allgemeinen Wahrheits- und Gnadenschatz unverringert bewahrt. Cyrill bemerkt, sie heiße katholisch, weil sie von einem Ende der Welt bis zum andern reicht. Auch diese Art der Katholizität darf nicht vergessen werden,

daß alle Dogmen und alle Sakramente, welche sich bei allen Völkern zersplittert und verunreinigt vorfinden, in der Kirche zur Ganzheit versammelt und zur göttlichen Schönheit vergeistigt und gereinigt vorkommen.

Die Kirche ist katholisch, weil alle Menschen aller Räume und Zeiten (räumliche und zeitliche Katholizität) in dieselbe eingehen sollen, können und werden. — Sinnbildlich ist die Katholizität der Kirche ausgedrückt, da das Christenthum einem die Erde überschattenden Baume, einem Alles durcharbeitenden Sauerteige verglichen, und die Apostel das Salz der Erde, das Licht der Welt genannt werden. Allezeit hat die Kirche sich als eine katholische gewußt, und in ihren Glaubens-Symbolen und Liturgien und in den letzten Worten ihrer Martyrer laut und feierlich als solche bekannt und gegen die von draußen als solche sich behauptet. Angeführtes streitet gleichermaßen für die räumliche, wie für die zeitliche Katholizität der Kirche. Nun noch von beiden insbesondere.

1) Der Charakter der Katholizität hat sich gleich im Raume entwickelt, da nämlich die Apostel nach dem Auftrage Christi und der Kraft seines Geistes ohne Verzug alle Geschlechter der Erde zur Kirche aufforderten und aufnahmen.

2) Die Kirche hat immer sich in ihrer Ausdehnung gewußt und gefühlt, ihre Verbreitung und Verbindung durch alle Welttheile als einen klaren Beweis ihrer Authentie angesehen, und den von ihr getrennten die Kleinheit ihrer Kirche als genügenden Beweis ihrer Unächtheit vorgehalten.

3) Alttestamentlich verkündigt war diese Weise der Katholizität in den Weissagungen von der Größe des messianischen Reiches, welches alle Völker in sich begreifen und bis zu den Grenzen der Welt reichen solle.

Die andere Katholizität (der Zeit) liegt eben so klar vor:

1) die Verheißungen: „Sieh, ich bin bei euch alle Tage bis zur Vollendung der Zeit." „Ich werde den Vater bitten, und er wird Euch einen andern Paraklet geben, damit er bei euch bleibe allzeit" — verkünden und verbürgen den allzeitigen Fortbestand der Kirche auf das bestimmteste.

2) Die Apostel wissen auch nur von einer Dauer der Kirche bis zur Ankunft Christi zum Weltgerichte, und so weiß auch

3) die Kirche nur, daß sie bis zum Ende verbleiben werde.

4) Solches ist auch in den Weissagungen von der ewigen Dauer des messianischen Reiches alttestamentlich vorhergekündigt. —

Was hierüber Krug zur Begründung der Verwerflichkeit des Katholizismus vorbringt, wird jeder Unbefangene leicht zu berichtigen wissen, wenn er das Wesen und die zufälligen Auswüchse prüfend unterscheidet.

Kayßler Adalbert, Prof. in Breslau (gest. 1822) nennt seine Ansicht selbst einen aus der Transscendental-Philosophie wiedergebornen Dogmatismus, oder eine von dem Bewußtseyn absoluter Freiheit begleitete Erkenntniß des Objects — eine modificirte Identitätslehre.

Kettenschlüsse im weitern Sinne sind alle aus andern Schlüssen als Glieder zusammengesetzte Schlüsse, besonders wenn die Zusammensetzung etwas versteckt ist. Im engern Sinne aber versteht man die sogenannten Soriten.

Keuschheit ist nicht bloße Enthaltsamkeit vom Beischlafe; denn man kann in der Ehe sehr keusch, und außer der Ehe, selbst ohne Beischlaf, sehr unkeusch seyn. Vielmehr ist Keuschheit eine Gesinnungs- und Handlungsweise, welche Alles, was sich auf das Geschlechtsverhältniß bezieht, mit einer Art von heiliger Scheu betrachtet. Sie besteht demnach in der Mäßigkeit der sinnlichen Liebe und in der Einschränkung des Geschlechtstriebes und Vermeidung aller Gedanken, Reden, Anreizungen und Gelegenheiten, die jenen Trieb unordentlich reizen können. Sie ist also Sittsamkeit und Schamhaftigkeit in Gedanken, Worten und Werken, besonders in Gegenwart von Personen des andern Geschlechtes.

Keyserlingk, H. W. E., ein Schüler und Anhänger Herbart's, brach aber später mit Herbart und neigte sich zu Hegel hin, jedoch mit einer mystischen Tendenz.

Kiesewetter, Joh. Gottf. K., geb. 1766 zu Berlin, gest. 1819, hat sich vorzüglich durch Erläuterung der Kant'schen Philosophie verdient gemacht.

Kindlich, Kindisch. Kindlich heißt sowohl, was den Kindern selbst eigen ist, ohne einem Tadel zu unterliegen, wie kindliches Alter, kindlicher Frohsinn; als auch was bei älteren Personen jenem ähnlich, wie wenn man solchen Personen einen kindlichen Sinn, ein kindliches Gemüth, überhaupt kindliche Unschuld beilegt. Davon ist aber wohl zu unterscheiden das Kindische, welches immer im schlechten Sinne genommen wird, es mag auch auf die Kinder selbst oder auf Erwachsene bezogen werden, z. B. kindischer Eigensinn, Leichtsinn. Daher sagt man auch von alten Leuten, daß sie wieder kindisch (nicht kindlich) werden.

King, William, ein Zeitgenosse von Bayle und Leibnitz, hat sich blos durch eine Schrift über den Ursprung des Uebels bekannt gemacht. Er suchte in derselben zu beweisen, daß es schon von Ewigkeit her im göttlichen Verstande eine nothwendige und wesentliche Verschiedenheit der Dinge gebe, und eben dadurch wollte er Gott wegen der Zulassung des Uebels in der Welt rechtfertigen. Diese Schrift machte so viel Aufsehen, daß sie selbst Leibnitz und Bayle berücksichtigten.

Kinker, J., ein holländischer Philosoph unserer Zeit, hat sich vorzüglich durch Verpflanzung der Kant'schen Philosophie auf vaterländischem Boden ausgezeichnet.

Kirche im allgemeinsten und edelsten Sinne ist eine gesellschaftliche Vereinigung vernünftiger Geschöpfe, um moralische und religiöse Bildung und Belehrung unter und an sich zu befördern, ein moralisch-religiöser Freistaat, in welchem nur die Gesetze der Tugend und die Grundsätze des wahren Glaubens gelten, und in welchem es nur auf Reinheit und Religiosität der Gesinnungen und Sitten, nicht auf Zwang, nicht blos auf äußerliche Gesetzmäßigkeit, nicht auf zeitliches Glück abgesehen ist (Stäudlin). In engerer Bedeutung bezeichnet Kirche die Gesammtheit aller Verehrer des wahren Gottes, und heißt insbesondere als ein freier Verein der Gläubigen zur gemeinschaftlichen Gottesverehrung unter Jesus, ihrem Herrn und Haupte, die christliche Kirche.

Durch den kirchlichen Vereinigungsvertrag geloben die Glieder einer Kirche: a) daß sie die Lehre und den Glauben der Kirche im Herzen annehmen und durch Worte und Handlungen bekennen wollen; b) daß sie den Gottesdienst vorschriftmäßig besuchen, die kirchlichen Gebräuche beobachten und in Ehren halten wollen; c) daß sie die besondern Pflichten und Verbindlichkeiten, welche für sie aus irgend einem Verhältnisse zur Kirche entspringen, gewissenhaft erfüllen, und d) daß sie das Interesse der Kirche bei allen Gelegenheiten nach Wissen und Kräften zu bewahren bemüht seyn wollen.

Durch den kirchlichen Verfassungsvertrag wird die Art der Realisirung des gemeinschaftlichen Zweckes der Kirche festgesetzt. Dazu gehört a) die Bestimmung des Symbols d. i. des vollständigen Inbegriffs der Glaubenslehren (Dogmen), und b) die Bestimmung der Form des Gottesdienstes (Liturgie.).

Die Kirche ist eine Collectivperson und hat daher auch das in dem Grundrechte der Persönlichkeit enthaltene Recht auf ein selbstständiges Daseyn. Aus der Selbstständigkeit der Kirche und den freien Verhältnissen ihres Daseyns entspringt ein Inbegriff ursprünglicher und erworbener Rechte, welche im Allgemeinen Kirchengewalt genannt worden. Der Inbegriff der ursprünglichen, d. h. im bloßen Begriffe der Kirche mit Nothwendigkeit enthaltenen Rechte, getrennt von den erworbenen, macht die Kirchengewalt im engern Sinne aus.

In dieser Kirchengewalt im engern Sinne ist enthalten das Recht

a) die Glaubenslehren oder das Symbol der Kirche zu bestimmen;
b) darauf eine bestimmte Verfassung und Einrichtung der Kirche zu gründen;
c) den auf die Erkenntniß, Erhaltung und Ausübung der Glaubenslehren gerichteten Gottesdienst zu organisiren, und folglich
d) die Lehrer und Kirchendiener zu wählen und zu verpflichten, welche zur Realisirung der Kirchenzwecke nothwendig sind.

(Das Recht, über das, was die Kirche an irdischen Gütern besitzt, zu verfügen, ist eine natürliche Folge des Eigenthumsrechtes.)

Die Ausübung der Kirchengewalt kann nur von denjenigen vollzogen werden, welche Kenntniß und Beruf dazu besitzen, d. i. von den Geistlichen, welche, insofern sie zur allgemeinen Leitung der Kirche und der kirchlichen Angelegenheiten berufen sind, obere Geistliche, Vorsteher der Kirche, inwiefern sie blos zur Besorgung des Gottesdienstes und des religiösen Unterrichts bestimmt sind, niedere Geistliche heißen. In ihrer Vollendung ist aber die Kirche nur denkbar unter einem bestimmten Oberhaupte, als Mittel- und Einheitspunkt der geistlichen Gewalt.

Das Verhältniß zwischen Kirche und Staat anlangend — ist die Kirche dem Staate nicht fremd, ist keine ihm von Außen gegebene, bei- oder untergeordnete nützliche Anstalt, die er etwa nur aus irgend einem Interesse zu dulden oder zu unterhalten hätte; sie ist vielmehr die höhere Natur des Staats selbst, gehört also wesentlich zu ihm, ist nur sein höchstes organisirtes religiöses Vermögen. So wie demnach die erwachte religiöse Anlage in Beziehung auf das Ganze als einzelnen Menschen keine andere Bestimmung hat, als das Ganze zu heiligen, d. i. sein höheres Leben zu begründen, die niedern Kräfte zu mäßigen, zur Harmonie mit dem Uebersinnlichen zu stimmen, daß sie diesem als taugliche Werkzeuge dienen können, und so den zeitlichen Menschen mit seiner ewigen Idee versöhnen: so ist die Bestimmung der Kirche keine andere als diese, das Staatsganze zu heiligen, d. i. dessen höheres Leben zu begründen, zu erhalten, zu erweitern. Staat und Kirche sind daher nur abgesonderte Seiten eines und desselben Organismus zur Bildung der Menschheit, die Kirche mehr auf das innere, der Staat mehr auf das äußere Leben gerichtet.

Das wahre Verhältniß beider zu einander spricht sich demnach in folgenden Sätzen aus:

a) Die Kirche soll als ein freies unverletzliches Organ im großen Organismus des Staates bestehen, welches die Bestimmung hat, alle Glieder, Systeme und Organe des Ganzen mit religiösem Geiste zu beseelen, und dadurch das Ganze selbst seiner sittlichen Bestimmung entgegen zu führen.

b) Dagegen hat der Staat die Verpflichtung, die Kirche in ihrem Thun und Ordnen zu unterstützen, ihr vollen Schutz und alle äußern Mittel, die sie zu ihrer sichtbaren Organisation bedarf, so wie die zu ihrer zeitlichen Organisation erforderlichen Güter zu gewähren.

c) Einen geistlichen Staat im weltlichen kann und soll die Kirche allerdings darstellen, aber nicht als beherrschend den weltlichen durch weltliche Macht. Die ihr eigenthümliche Gewalt ist nicht von dieser Welt, sondern eine höhere, überirdische, welche sie nur im Verhältnisse ihrer eigenen Vollkommenheit mit Erfolg ausüben kann. Die Kirche mischt sich nicht unmittelbar, durch gesetzgebendes Eingreifen in die Staatsverfassung; sie kann aber einen höhern Geist über sie bringen, wenn der Staat sein inneres Ohr ihrem Einflusse öffnet.

d) Dagegen darf auch der Staat mit seiner Macht nicht positiv in das Kirchenwesen eingreifen, so lange dieses seiner Bestimmung treu bleibt, nicht ausartet und widerrechtlich den Zwecken des Staats entgegen wirkt.

e) Ein geistliches Gericht, von der Kirche constituirt, steht dem weltlichen des Staats zur Seite. Das geistliche Gericht verhält sich zum weltlichen, wie die Kirche selbst zum Staat; jenes richtet nicht nach bürgerlichen Gesetzen, sondern nach den höhern Gesetzen und Forderungen der Sittlichkeit. Das Kirchengericht rügt und straft auch solche Vergehungen, Fehler und Laster, die der Staat ungestraft läßt, so lang sie nicht gegen die bürgerlichen Gesetze anstoßen. Die Kirche rügt aber und straft nur auf geistige, sittliche, nicht (unmittelbar) leibliche Weise, also z. B. durch geheime, auch wohl öffentliche Verweise, durch zeitliche Ausschließung aus der Gemeinde, Entfernung von der Theilnahme an kirchlichen Aemtern u. s. w.

Kitzel ist ein organischer Reiz, der zunächst auf die unter der Haut verbreiteten Nervenspitzen, durch diese aber auch auf die Muskeln wirkt, so daß eine Art von convulsivischer Bewegung entsteht. Daher das mit dem Kitzeln verbundene Lachen, wenn es zu lang anhält, durch Ueberreizung die Lebenskraft erschöpfen und so die Folge haben

kann, daß sich Jemand zu Tode lacht. Das Adjectiv **kitzelig** oder **kitzlich** ist reizbar, leichtfähig, Kitzel zu empfinden; im uneigentlichen Sinne bedeutet es so viel als bedenklich, empfindlich, reizbar.

Klatschen heißt nicht nur viel Worte über unbedeutende Kleinigkeiten machen, sondern auch sich damit beschäftigen, die bisweilen nur kleinen Fehler Anderer ungünstig zu beurtheilen und Andern auf eine redselige Weise mitzutheilen, sich mit unbedeutenden Nachrichten abzugeben, welche das tägliche Gerücht ausbreitet, und sie durch untreues Nacherzählen weiter zu verbreiten und noch mehr zu verfälschen.

Kleanth von Assus, Schüler und Nachfolger Zeno's, dessen Unterricht er 19 Jahre benützte. Im Ganzen blieb er der Philosophie seines Lehrers so treu, daß er sich nur wenig Abweichungen erlaubte. In seinem Hymnus in Jovem erkennt er nur Ein höchstes Wesen an unter dem Namen Zeus, ließ aber gleich den übrigen Stoikern noch eine Mehrheit von untergeordneten Göttern zu. Man kann ihn übrigens als den Urheber des sogenannten antologischen Beweises für das Daseyn Gottes betrachten; denn er unterscheidet sich von dem gewöhnlichen nur durch die hypothetische Form und dadurch, daß er mehr auf das verhältnißmäßig Vollkommenste als auf das schlechthin Vollkommene reflectirt. In der Psychologie dachte er durchaus materialistisch.

Klein, Gg. Mich., geb. 1776, gest. als Professor der Philosophie zu Würzburg, hat sich die Schelling'sche Philosophie angeeignet und dieselbe durch mehrere Schriften zu erläutern, anzuwenden und mittelst einer faßlichen Darstellung zu verbreiten gesucht. In allen seinen Schriften zeigt er sich nicht blos als einen treuen, sondern auch als einen besonnenen Schüler seines Meisters, und gehört zu den vorzüglichsten Philosophen dieser Schule. In seiner Darstellung der philosophischen Religions- und Sittenlehre suchte er vorzüglich die Natur- oder Identitäts-Philosophie von dem Vorwurf eines die Religion und Sittlichkeit gefährdenden Pantheismus zu befreien, wobei er zum Theil noch Kant'schen Religionsanschauungen huldigt.

Kleinigkeiten nennt man Dinge, die unwichtig und unbedeutend sind, und ein Mensch, der sich viel mit Kleinigkeiten beschäftigt, sich um das Kleinliche bekümmert, und darüber das Höhere und Wichtigere versäumt, heißt ein **Kleinheitskrämer**.

Kleinmuth ist das unangenehme Gefühl vermeinter Schwäche und Erschöpfung (**Carus**). Er ist also sowohl schwacher Muth, als auch Mangel an Muth, künftigen Uebeln zu begegnen und gegenwärtige abzuwenden, welches sich auf Mißtrauen in seine Kräfte gründet und von Traurigkeit begleitet ist.

Klotzsch, geb. 1763, gest 1819. Sein Versuch einer moralischen Anthropologie enthält besonders über die Eintheilung der Pflichten eigene Ansichten, indem er z. B. keine Pflichten des Menschen gegen sich selbst annehmen will, sondern nur Pflichten gegen Andere.

Klugheit besteht in der Kenntniß und dem Gebrauche der zur Ausführung seiner Zwecke nöthigen Mittel. Die Klugheit ist demnach mehr als Erkenntniß und Einsicht, sie ist nicht blos theoretisch, sondern nothwendig auch praktisch, sie fordert ihrem Begriffe gemäß immer auch Anwendung des Erkannten im Handeln, und bewährt sich eben dadurch erst als Klugheit. Die bloße Klugheit kann sich aber auch böse Zwecke setzen oder doch böse Mittel zu sonst guten Zwecken wählen, daher artet sie oft in Arglist aus und dient der Bosheit. Dadurch unterscheidet sie sich wesentlich von der **Weisheit**, welche stets auf das Sittlichgute gerichtet ist, und daher fordert, daß sowohl die Zwecke, die man zu verwirklichen sucht, als auch die Mittel, die man dazu braucht, gut oder wenigstens erlaubt, d. i. nicht unsittlich seyen. Wenn es daher heißt, daß die Kinder dieser Welt (die Bösen) klüger seyen, als die Kinder des Lichts (die Guten), so bezieht sich dieß zunächst darauf, daß jene keine Mittel scheuen, zu ihren Zwecken zu gelangen, während diese vom Gewissen oft abgehalten werden, unerlaubte Mittel, selbst zu guten Zwecken zu gebrauchen.

Knauserei heißt der Geiz, wenn er auch in den geringsten Kleinigkeiten karg ist. (**Maaß**.)

Knechtschaft ist das Verhältniß einer Person zu einer andern, nach welchem letzterer das Recht hat, über die Handlungen der erstern zu disponiren. Die Knechtschaft ist wesentlich verschieden von der Sklaverei: denn der Knecht kann übrigens ein freier

Mann seyn, wenn er blos kraft eines freiwillig eingegangenen Vertrages dient, während der Sklave als Eigenthum seines Herrn oder als bloße Sache behandelt wird, folglich völlig unfrei ist.

Knickerei besteht darin, daß man es auch mit den kleinsten Kleinigkeiten bei nothwendigen Ausgaben genau nimmt, und sie zu behalten sucht. (Carus.)

Koketterie ist die Sucht durch körperliche Schönheit und Reize dem andern Geschlechte zu gefallen, oder, wie Reinhard sie bezeichnet, die Verbindung der Buhlerei mit der Eitelkeit, welche es blos darauf anlegt, viele Siege davon zu tragen, ohne es zu einer ernstlichen Liebe kommen zu lassen.

Komisch. Man verwechselt nicht selten das Komische und das Lächerliche mit einander, aber mit Unrecht. Auch Gegenstände, die an sich nicht lächerlich sind, können als lächerlich erscheinen durch die Art ihrer Darstellung, worin eben das Komische besteht. Das Lächerliche haftet an dem Gegenstande, das Komische aber besteht in der Darstellung und diese ist ein Erzeugniß des Geistes. Das Lächerliche kann nur da hervortreten, wo Mißverhältnisse, wo Widersprüche obwalten; daher auch die Darstellung, wenn durch sie ein Gegenstand lächerlich erscheinen, oder wenn sie komisch sein soll, diese Mißverhältnisse, Widersprüche in sich aufnehmen muß. Verschieden kann die Art und Weise seyn, wie mittelst der Darstellung ein Gegenstand als lächerlich erscheint, immer aber muß ein Mißverhältniß, ein Widerspruch da seyn. Die Darstellung, als die Zeichnung, das Colorit des Gegenstandes, muß immer mit der Natur des Gegenstandes zusammenstimmen, das Gemeine muß gemein, das Erhabene erhaben dargestellt werden; durch Umkehrung dieses Verhältnisses, durch Widerstreit der Darstellung mit der Natur des Gegenstandes sinkt derselbe in's Lächerliche herab. Darauf beruht das Wesen der Parodie und der Travestirung.

Als Eintheilungsgrund für das Komische nimmt Vischer die drei Hauptthätigkeiten des theoretischen Geistes an, sinnliche Anschauung, Verstand, Vernunft, und unterscheidet daher a) das naiv Komische (die Posse, das Burleske) als die unterste Stufe. Der Repräsentant des Höchsten, was hier geleistet werden kann, ist der Eulenspiegel, der Harlekin, welcher nicht einfacher Thor, sondern zugleich Schalk ist, indem er ein leises Bewußtseyn seiner Verkehrtheit hat; b) das Komische des Verstandes oder der Reflexion, der Witz; c) das Komische der Vernunft oder der Humor.

Komödie ist ein Drama, d. i. eine unmittelbare Darstellung einer individuellen Handlung in Gesprächsform, welche eine wirkliche Entzweiung, einen wahrhaften Widerstreit von Freiheit und Nothwendigkeit in sich offenbart. Bei diesem Widerstreite treten aber Nothwendigkeit und Freiheit entweder in ihrer hehren Gestalt, als wahre Nothwendigkeit und wahre Freiheit hervor, oder es ist nur eine scheinbare an sich nichtige Nothwendigkeit und Freiheit, welche sich im Widerstreite begegnen. Darauf beruht die Eintheilung des Drama's in Tragödie und Komödie. Das Schicksal legt in der Komödie seine furchtbare Gestalt ab, es erscheint mehr als Ironie von sich selbst, als Schein von Nothwendigkeit, als Zufall. In der komischen Geschichte scheint daher kein anderes Gesetz zu herrschen als Gesetzlosigkeit, Zufall. Die abentheuerlichsten Dinge folgen auf einander und geben zu den seltsamsten Verwickelungen Anlaß, welche sich auf unerwartete und zufällige Weise wieder in Nichts auflösen, um andern seltsamen und durch einanderlaufenden Zufällen Platz zu machen. Wie die Nothwendigkeit in der Komödie nur als Schein der Nothwendigkeit hervortritt, so auch die Freiheit nur als Schein der Freiheit, welche wir Willkührlichkeit nennen. Der Held in der Komödie handelt nach Laune und Willkühr, ohne vernünftige Zwecke, und erscheint als Thor, als Narr, und in dem Grade lächerlich, als er anmaßungsvoll die nichtige Freiheit gegen die äußere Welt behaupten will.

Damit durch die Unbekanntschaft mit dem Stoffe das Komische der Darstellung nichts für den Zuschauer verliere, muß ein dem Zuschauer bekannter Stoff, eine wirkliche, ihm bekannte Geschichte gewählt werden Da in diesem Falle der Dichter seinen Stoff nicht zu erfinden braucht, sondern dieser ihm durch die wirkliche Welt gegeben ist, so kann er auch seine ganze Muse auf die komische Darstellung desselben verwenden; denn der Komödiendichter ist durchaus nicht an das Historische gebunden; in der Komödie kommt

Alles blos auf die komische Kraft an, womit der Dichter seinen Stoff darstellt. Es gilt hier dem Witze und der Ironie, welchen die Komödie einen freien Spielraum eröffnet.

Die griechischen Komödiendichter **Eupolis**, **Kratinus** und **Aristophanes** wählten den Stoff zu ihren Gedichten aus dem öffentlichen Leben, sie brachten Scenen des öffentlichen Lebens, öffentlicher Begebenheiten auf die Bühne. Und damit in Hinsicht des Inhalts des Gedichtes es durchaus nichts Unbekanntes für den Zuschauer gebe, waren die handelnden Personen wirklich, Personen, die einen öffentlichen Charakter hatten, und diese wurden nach ihrem Namen genannt, und vermittelst der Masken wurde sogar ihre Gestalt, so viel möglich, nachgeahmt. Diese älteste griechische Komödie konnte aber nur da auf die Bühne gebracht werden, wo im Staate die höchste Freiheit herrschte. Als aber die Regierung in Athen aristokratisch geworden war, wurde den Komödiendichtern durch ein Gesetz untersagt, wirkliche Personen auf die Bühne zu bringen. Man stellte also wahre Begebenheiten unter verdeckten oder fremden Namen vor, schilderte sie aber so, daß sie Niemand verkennen konnte. Dieß der Genius der **mittlern** Komödie. Als endlich die demagogische Verfassung, zur Zeit Alexanders, vollends starb, wurde noch durch ein Gesetz untersagt, auch nur den Inhalt von öffentlichen Begebenheiten herzunehmen, und unter was immer für einer Hülle auf die Bühne zu bringen. Dieß gab zu der **neuen** Komödie der Griechen Anlaß. Man nahm keine wirkliche Begebenheit mehr zum Grunde der Handlung, Personen und Sachen waren erdichtet.

Das **moderne Lustspiel** hat sich ganz auf das Privatleben, auf das häusliche und gesellige Leben zurückgezogen, und man pflegt diese Lustspiele einzutheilen in **Charakterstücke** und **Intriguenstücke**. In jenen soll es hauptsächlich auf die vollkommene Zeichnung eines Charakters angelegt seyn, in diesen soll Verwickelung und Häufung der Hindernisse und unerwarteter Zufälle Hauptzweck seyn. Doch in einem guten Lustspiele müssen beide mit einander verschmolzen seyn. Um nämlich den Charakter des komischen Helden vollkommen zu entwickeln und in einem vollständigen Bilde darzustellen, muß er in Situationen versetzt werden, welche im völligen Conflict mit seinem Charakter stehen. Darum ist die Intrigue von dem wahren Charakterstücke unzertrennlich.

An der Spitze der uns bekannten griechischen Komödiendichter steht **Aristophanes**, ein Riese unter den komischen Dichtern. Seine Lustspiele sind ein strafendes Feuer für die Lasterhaften und Thoren seiner Zeit, er schüttet seine Sarkasmen wie Schwefelregen über sie aus. In der neuern Komödie hat unter den Griechen den größten Ruhm sich erworben **Menander**, von dem aber, wie von **Philemon** nur noch Fragmente übrig sind. Von den römischen Komikern haben sich bloß **Plautus** und **Terenz** erhalten. **Italien** weiset eine große Reihe von Komödiendichtern auf. Die erste Verbesserung erhielt das Lustspiel durch **Bibiena**, eine größere Vollkommenheit durch **Aristo**, **Aretino**, **Grazzini**, **Cecchi**, **della Porta** rc. Die vorzüglichsten der neuen Komiker sind **Fagiuoli**, **Goldoni**, **Gozzi**, **Capacelli**, **Willi**, **de Gammera**, **Rossi** u. A. **Spanien** besitzt einen außerordentlichen Reichthum von Komödien. Außer dem Muster und Meister romantischer Poesie, dem unsterblichen **Calderon**; **Solis**, **Cannizeres**, **La Hiderta**, **Moralin**, **Martinez de la Rosa**, **Lope de Vega Carpio** u. A.

Unter den **britischen** Komikern raget über alle hervor **Shakspeare**. Nach ihm kommen: **Beaumont** und **Fletscher**, **Ben Johnson**, **Massinger**, **Otway**, **Dreyden**, **Foot**, **Garrik**, **Cumberland**, **Scheridan** u. A.

Frankreich zählt unter allen Nationen die meisten Lustspieldichter; die Krone aber gebührt **Moliere**. Nach ihm kommen: **Voltaire**, **Destouches**, **Dancourt**, **Collin** und **d'Harleville**, **Regnard**, **Mariveaux**, **Beaumarchais**, **Mercier**, **Picard**, **Lebrun**, **Duval**, **Delavigne**, **Théaulon**, **Melesville**, **Scribe** u. A.

Die nationale Komödie der **Deutschen** beginnt eigentlich im 15. Jahrhundert mit den sogenannten **Fastnachtspielen**. Die ältesten derselben, welche auf uns kamen, sind von **Hans Schnepper**, genannt **Rosenblüt** aus Nürnberg und **Hans Volz** aus Worms. Im 16. Jahrh. erschienen die zwei fruchtbarer Nürnberger Dichter **Hans**

Sachs und Jacob Ayrer; im 17. Jahrh. Andreas Gryphius, welcher sich weit über seine Vorgänger erhob. Die ersten nicht ganz unverdienstlichen Erzeugnisse des 18. Jahrh. waren die Schauspiele von J. Elias Schlegel, dann die bürgerlichen Lustspiele von Gellert, über den sich aber Krüger, Romanus und besonders Lessing erhoben. Schröder und Heyne (Anton Wall) suchten mehr ausländische Produkte der deutschen Bühne anzueignen, uud zwar der erste vorzüglich Shakspearische Schauspiele, der andere französische Possen. Göthe bewährte sich auch im Lustspiel als Meister. Unter den übrigen deutschen Komödiendichtern der neuern und neuesten Zeit verdienen besonders erwähnt zu werden: Jünger, Jfland, Kotzebue, Soden, Gotter, Babo, Beil, Heinr. Kleist, Johanna von Weissenthurm, von Steigentesch, Castelli, Deinhardstein, Raupach, Raymund, Hell, Lempert, Bauernfeld u. A. An der Spitze der dänischen Komiker steht Holberg; außer ihm verdienen Erwähnung Ewald, Oehlschläger, J. L. Heiberg, u. A.

Köppen, Fr., geb. 1775 zu Lübeck, seit 1807 Prof. der Philosophie zu Landshut, von wo er 1826 nach Erlangen versetzt wurde. In Ansehung der Art zu philosophiren schloß er sich zuerst vornehmlich an seinen väterlichen Freund und Führer Jacobi, scheint aber doch dabei keine Befriedigung gefunden zu haben, und wandte sich daher zu den Alten, hauptsächlich zu Plato, nach dessen Ideen er auch eine Rechtslehre und eine Staatslehre bearbeitet hat. Zu seinen philosophischen Schriften gehören außerdem: „Ueber die Offenbarung in Beziehung auf Kant'sche und Ficht'sche Philosophie." Lübeck und Leipz. 1797. 2. Ausg. 1802. — Schellings Lehre, oder das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts. Hamb. 1805. — Darstellung des Wesens der Philosophie. Nürnb. 1810. — Philosophie des Christenthums. Leipz. 1813 — 5. 2 Thle. u. A.

Körper heißt jede Materie, welche Gestalt hat und einen bestimmten Raum einnimmt.

Kosmetik heißt die Putz- oder Schmuckkunst, und kosmetisch alles, was sich darauf bezieht.

Kosmisch, heißt alles, was zur Welt gehört.

Kosmopolit bezeichnet einen Menschen, der die gesammte Menschheit seiner und der folgenden Zeiten mit Aufopferung seines Privatvortheils zum Hauptzwecke macht, für den er zu wirken strebt. (Marheineke.)

Kosmologie bedeutet nichts anders als Weltlehre, die aber eine empirische und rationale seyn kann. Jene betrachtet die Welt als bloßen Erfahrungsgegenstand, den sie durch Beobachtungen und Versuche zu erforschen sucht, wobei sie auch mathematische Rechnungen und Messungen zu Hilfe nimmt. Die rationale Kosmologie hingegen betrachtet die Welt als ein absolutes Ganze von räumlichen und zeitlichen Dingen. Da uns aber dieselbe in ihrer absoluten Totalität gar nicht zur Anschauung gegeben ist, indem wir immer nur einen Theil der Welt von unserm empirischen Standpunkte (der Erde) aus wahrnehmen; so ist es eigentlich nur eine Idee der Vernunft, mit welcher sich diese Wissenschaft beschäftigt, indem darin die Vernunft über jenes absolute Ganze speculirt, gleich als wenn es ihr auf andere Weise zur Erkenntniß gegeben wäre. Es entstehen daher aus dieser kosmologischen Idee, weil sie sich wieder in einer Mehrheit von Ideen zerfällen läßt, eine Menge von kosmologischen Problemen, d. h. Fragen, welche das Weltganze betreffen, z. B. ob es zeitlich einen Anfang und ein Ende habe, ob es begrenzt sei oder nicht u. s. f., welche aber für uns überschwänglich (transscendent) sind. Uebrigens gehört diese ration. Kosmologie als philos. Wissenschaft zur Metaphysik, und heißt daher auch metaphysische Kosmologie. Als solche ist sie theils in allgemeinen philosophischen und metaphysischen Lehrbüchern, theils in besonderen Schriften abgehandelt. Zu den letztern gehören: Lamberts kosmol. Briefe. Augsb. 1761. Dalbergs Betrachtungen über das Universum. Mannheim 1805. — Berger's philos. Darstellung des Weltalls. Bd. I. Allgemeine Blicke. Altona. 1808. ꝛc.

Kosmologische Reihen bilden die Dinge in der Welt, in wie fern sie

theils räumlich neben einander sind, theils zeitlich auf einander folgen, theils ursächlich auf einander wirken. Sie sind daher theils locale, theils temporale, theils virtuale oder dynamische Reihen.

Kosmophysik heißt die Kosmologie, in so fern sie vorzüglich die in der Welt herrschenden Naturgesetze erforscht.

Kraft ist das innere Prinzip der Wirksamkeit eines Dinges (Krug), oder ist in einer Substanz dasjenige, was den zureichenden Grund ihrer Accidenzen enthält (Meinecke). Jedes wirkliche Ding muß nothwendig auch ein kräftiges seyn; denn ohne irgend eine Art von Wirksamkeit hätten wir gar keinen Grund, es als wirklich anzuerkennen.

Kränken heißt Jemanden ein Unrecht oder einen Nachtheil zufügen; besonders hat es die Bedeutung, Jemanden schmerzliche Gefühle, Verdruß u. dgl. verursachen, die bei ihm leicht eine Krankheit bewirken können.

Krankheit ist ein Zustand, wo die, den Naturgesetzen des Organismus angemessene Integrität eines lebendigen Körpers in Ansehung seiner Theile sowohl, als seiner sämmtlichen Verrichtungen mehr oder weniger gestört ist, besonders aber, wenn diese Störung mit einem merklichen und für das Leben bedrohlichen Uebelbefinden verbunden ist (Krug). Von der Krankheit muß man aber unterscheiden die Kränklichkeit als einen Zustand, der zwischen Anlage und Ausbruch einer Krankheit mitten inne schwebt. Krankheitsanlage aber ist die hervorstechende Neigung zu irgend einer besondern Abweichung von der relativen Gesundheit.

Krantor von Soli, ein Philosoph der alten akademischen Schule, Schüler des Xenokrates und Polemo, Freund des Krates, im Alterthume durch eine jetzt verlorne Schrift über die Traurigkeit berühmt, wo er die Trostgründe gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens aus der platonischen Philosophie ableitete.

Krates von Athen, auch ein altakademischer Philosoph, der ein Schüler und Freund Polemo's und dessen Nachfolger auf dem akademischen Lehrstuhle war.

Krates von Theben, ein cynischer Philosoph von Diogenes gebildet, berühmt durch freiwillige Aufopferung eines großen ererbten Vermögens, so wie auch durch Anmuth des Geistes und Güte des Herzens, die ihm als einem Stifter des häuslichen Friedens und Glückes jede Thür öffnete. Eben diese Eigenschaften erwarben ihm auch, trotz der Häßlichkeit seines Körpers und der Armseligkeit seiner Lebensart, die Liebe der reichen und von vornehmen Eltern geborne Hipparchia von Maronna, die sich mit ihm ganz dem Cynismus weihte.

Kratipp von Mitylenä auf der Insel Lesbos, ein nicht unberühmter peripatetischer Philosoph im Zeitalter von Cicero und Pompejus. Später lehrte er in Athen, wo ihn viele junge Römer, unter andern auch Cicero's Sohn hörten.

Kratyl ein herakliteischer Philosoph, der unter Plato's Lehrern genannt wird, der ihn auch in dem Dialog „Kratylos" verewigte.

Kraus, Christ. Jak., geb. 1753, seit 1781 Prof. der Moral zu Königsberg, wo er auch 1807 starb, ein feiner Kopf, der mit Kant wetteiferte, weßhalb auch die anfängliche Freundschaft beider nach und nach erkaltete. Er beschäftigte sich vorzüglich mit Politik und polit. Oekonomie. Daher übersetzte er auch Arthur Youngs polit. Arithmetik aus dem Englischen mit schätzbaren Anmerkungen. Königsb. 1778. — Nach seinem Tode gab Hr. v. Auerswald dessen sämmtliche hinterlassene Schriften heraus, welche sowohl allgemein philosophischen als insonderheit landwirthschaftlichen Inhalts sind. Dann erschienen noch besonders: Nachgelassene philosophische Schriften mit einer Vorrede und Abh. v. Herbart. Königsb. 1812, und eine neue Uebersetzung von Hume's polit. Versuchen mit Anmerk. Ebendas. 1813.

Krause, K. Christ. Friedr., geb. 1781 zu Eisenberg im Altenburgischen, ist, nachdem er in Jena unter Fichte und Schelling Philosophie studirt hatte, im Jahre 1802 daselbst als Privatdozent aufgetreten, und hielt daselbst Vorlesungen über Logik, Naturrecht, Mathematik und Naturphilosophie. Nachdem er seit 1804—1813 in Rudolstadt und in Dresden sich Kunststudien gewidmet hatte, habilitirte er sich in Berlin als Pri-

vatdozent, ohne jedoch eine Anstellung zu erhalten, durchreiste 1817 Deutschland, Italien und Frankreich, trat darauf in Göttingen als Dozent auf (1823—30), und als er auch hier zu einer Professur nicht gelangen konnte, begab er sich 1831 nach München, wo er mehrere Abhandlungen an die Akademie der Wissenschaften einreichte und durch die Empfehlungen des Fürsten von Wallerstein sowie Baders eine Anstellung zu erhalten im Begriffe war, als Schelling erklärte, daß die Münchner Universität ein geschlossenes Ganze sey, und daß man keine neuen Elemente aufnehmen dürfe, woran die Anstellung Krause's scheiterte. Auch von Seite altgläubiger Freimaurer hatte Krause wegen seiner Reformbestrebungen Verdächtigungen und Verfolgungen zu erdulden. Er starb 1832 in München, und hinterließ seine Familie in großer Noth. Sein Schüler und Schwiegersohn, der Freiherr von Leonhardi hat Krause's handschriftlichen Nachlaß herausgegeben, während ein anderer Schüler desselben, Lindemann, eine übersichtliche Darstellung des Lebens und der Wissenschaftslehre Krause's (1839) schrieb.

Krause war in seinem Philosophiren durch Fichte und Schelling angeregt, und suchte beide Systeme dadurch miteinander zusammenzubringen, daß er den Inhalt derselben auf die empirisch-psychologische Selbstbeobachtung gründete.

„Sein von Schelling sich vornehmlich in der Gotteslehre entfernendes System hat Krause in verschiedenen, größtentheils unvollendeten Werken entwickelt, in welchen manche scharfsinnige und eigenthümliche Ideen enthalten sind. Sein Hauptsatz ist: das Urwesen ist das Ewige über der Natur und Vernunft, als den beiden Nebensphären des Universums; aber eben sowohl auch das Wesentliche in beiden, und beider lebenvolle Durchdringung. Hierin liegt auch das Grundschema aller Entwickelung und namentlich der Philosophie, welche sich theilt in allgemeine Philosophie (Ontologie), ferner in Vernunftphilosophie, Naturphilosophie und synthetische Philosophie. Die Mathematik erklärt er für einen untergeordneten Theil der Philosophie."

(S. Wendt, Grundriß der Geschichte der Philosophie, dritte Bearbeitung von Tennemann's Grundriß der Geschichte der Philosophie.)

Kriecherei ist eine übertriebene und sich selbst wegwerfende Demuth (Schulze.). Damit übereinstimmend erklärt sie Reinhard als die Verknüpfung der Niederträchtigkeit mit Feigheit und Schmeichelei. Man kann auch mit Meineke sagen, sie besteht in der Verläugnung unserer Menschenwürde um persönlicher Vortheile willen.

Krieg im weitern Sinne nennt man jeden heftigen Kampf entgegengesetzter Kräfte in der Menschen- oder Thierwelt; im engern Sinne aber einen Kampf der Völker oder Staaten mit einander, um ihre gegenseitigen Ansprüche mit Gewalt der Waffen durchzusetzen. Dem Begriffe gemäß muß nothwendig ein Theil der angreifende, der andere der den Angriff abzuwehren strebende seyn, woraus die Eintheilung des Krieges in Offensiv- und Defensivkrieg entstanden ist. Was die Zulässigkeit des Krieges anlangt, so leuchtet wohl jedem Vernünftigen von selbst ein, daß in der Menschenwelt kein Krieg seyn soll, zumal sie doch ihre gegenseitigen Ansprüche auf friedlichem Wege ausgleichen könnten, wenn sie nur ernstlich wollten, und am Ende doch, weil der Krieg ein so gewaltsamer und das Wohlseyn der Völker in seinen Wurzeln zerstörender Zustand ist, nothwendig in einer friedlichen Ausgleichung sich wieder vereinigen müssen, wenn nicht der Krieg am Ende in einen absolut verwerflichen Vertilgungs- oder Vernichtungs-Krieg ausarten soll, wozu es schlechterdings keine Berechtigung geben kann, obwohl denn doch immer zugegeben werden mag, was Kant sagt: „Auf der Stufe der Kultur, auf welcher das menschliche Geschlecht noch steht, ist der Krieg ein unentbehrliches Mittel, diese noch weiter zu bringen, und nur nach einer (Gott weiß wann) vollendeten Kultur würde ein immerwährender Friede für uns heilsam und auch durch jene allein möglich seyn." Wenn nun aber auch die Vernunft den Krieg an sich nicht billigen kann, so muß sie ihn doch als Nothbehelf zulassen, um der Gewalt zu widerstehen, oder der Gewalt — Gewalt entgegen zu setzen. Daraus erhellt sofort, daß die Vernunft nur den Offensivkrieg schlechthin mißbilligt, den Defensivkrieg hingegen als ein Nothmittel zur Verwahrung eigener Rechte zulassen muß, denn sonst müßte sie fordern,

daß man allen ungerechten Forderungen entspräche, und daß es folglich gar kein Recht mehr geben soll.

Kriegsrecht ist nicht das Recht der Krieger im Staate, welches man eigentlich Soldatenrecht nennen soll; sondern das Recht in Bezug auf den Krieg selbst und dessen Führung, und hier kommt zunächst in Beziehung auf das Staatsrecht die Frage vor, wer das Recht habe, Krieg mit andern Staaten zu führen, worauf die Antwort ist: Nicht der einzelne Staatsbürger, sondern das Staatsoberhaupt, als Inhaber der höchsten Staatsgewalt, die im Kriege zum Schutz des eigenen Staates angewandt wird, so daß also das Richt, Krieg zu führen, als ein Majestätsrecht zu betrachten ist. In völkerrechtlicher Hinsicht aber kann der von Vielen aufgestellte Grundsatz, „jus belli est infinitum" durchaus nicht als vernunftgemäß anerkannt werden, weil durch Anwendung desselben offenbar ein Widerspruch in den Rechts Begriff aufgenommen würde, da in dem Begriff des Rechts wesentlich irgend eine Beschränkung des äußern Freiheitsgebrauchs gesetzt wird. Daher sagte auch schon der römische Feldherr Camillus: „Sunt belli etiam, sicut pacis jura, justeque non minus quam fortiter bella gerere didicimus."

Krise (Krisis) bezeichnet eigentlich den Act des Urtheilens; wiefern aber durch ein Urtheil etwas entschieden wird, bedeutet es auch die Entscheidung oder den Ausgang einer Sache. Daher der ärztliche Ausdruck, es sey im Zustand des Kranken eine Krise eingetreten, wenn in den Zustand des Kranken eine solche Wendung eingetreten, daß es sich nun entscheiden muß, ob er genesen oder sterben werde. Deßhalb sagt man auch im gemeinen Leben, es sey ein kritischer Moment des Lebens überhaupt eingetreten, daß es sich entscheiden muß, ob er glücklich oder unglücklich seyn werde. (Krug.)

Kriterium heißt eigentlich Alles, was zur Beurtheilung eines Andern dient, was unser Urtheil darüber lenken und leiten kann — also Richtschnur, Prüfstein, Kennzeichen, Merkmal; daher auch Grundsatz oder Prinzip, nach welchem man sich beim Urtheilen richtet. In der Philosophie pflegt man vorzüglich von Kriterien der Wahrheit zu sprechen, und hat sich darüber von jeher gestritten, ob es dergleichen gebe oder nicht, und ob sie auch für alle Fälle zureichend seyen oder nicht. Man muß aber vor allem zwei Arten der Kriterien unterscheiden, formale und materiale. Die ersten stellt die Logik auf, und da diese mit ihren Regeln vorzüglich darauf abzweckt, jeden Widerspruch aus unsern Gedanken zu entfernen und denselben auch innern Zusammenhang zu ertheilen; darum kann man Widerspruchlosigkeit und Consequenz vorzugsweise als logische (formale) Kriterien der Wahrheit betrachten. Um die volle ganze Wahrheit einer gegebenen Gedankenreihe zu beurtheilen, muß man aber auch auf den Inhalt derselben, durch den sich jede Gedankenreihe von der andern unterscheidet, Rücksicht nehmen, wornach ein besonderes (materiales) Kriterium der Wahrheit auszumitteln wäre. In dieser Beziehung aber ein allgemeines Kriterium aufzufinden, ist ein vergebenes Bemühen. Denn wenn man sich dabei auch auf die Vernunft, als höchste Instanz unsers Geistes beruft, so ist immer nicht außer Acht zu lassen, daß auch unsere Vernunft, als eine endliche Kraft doch nicht über allen Irrthum erhaben sey.

Kritias aus Athen, früher Schüler, nachher Gegner des Sokrates und einer von den 30 Tyranen, gest. 404 v. Christi, wird von Manchen, wiewohl mit Unrecht, zu den Sophisten gerechnet. Den Ursprung der Religion leitete er aus der Politik ab, und soll das Empfindungsvermögen, welches seinen Sitz im Blute habe, mit Protagoras für die Seele erklärt haben.

Kriticismus, Kritik, kritisch, kritisiren. Kritik heißt die Beurtheilung und Prüfung eines Gegenstandes, wenn sie gründlich und ausgeführt ist; dann die Fähigkeit oder Kunst der Beurtheilung gewisser Gegenstände, und endlich auch die Wissenschaft für die Beurtheilung derselben, oder die wissenschaftliche Darstellung der aus der Natur oder dem Begriffe eines Gegenstandes hervorgehenden Regeln, nach welchen seine Wahrheit und Zweckmäßigkeit beurtheilt werden kann. Dem Gegenstande nach kann die Kritik ebenso verschieden seyn als es verschiedene Arten seiner Thätigkeit

gibt; denn die eigentliche Kritik findet nur statt in Beziehung auf das Freie und Willkührliche und bezieht sich vorzugsweise auf Wissenschaft und Kunst.

In ersterer Hinsicht ist sie philosophische oder historische Kritik. Die philosophische Kritik im weitesten Sinne ist eine wissenschaftlich durchgeführte, nur die Idee eines Gegenstandes und deren Verhältniß zur Darstellung betrachtende Kritik; die historische hingegen eine solche, welche nur das Aeußerliche eines Gegenstandes oder Werkes und seine Beziehung auf Zeit und Raum, so wie das daraus entspringende Verständniß desselben betrifft. Philosophische Kritik im engern Sinne bedeutet dann die Kritik philosophischer Werke. Endlich gaben Kant und seine Schüler dem Namen Kritik die bisher ungewöhnliche Bedeutung einer Prüfung des Erkenntnißvermögens oder einer Untersuchung dessen, was dem Menschen überhaupt zu erkennen möglich sey, und seitdem wollte man in der Philosophie eine kritische Methode oder den Kriticismus von der dogmatischen und skeptischen unterscheiden, obgleich auch die kritische nicht ohne dogmatische Voraussetzungen ist.

Die Kunstkritik ist ein Haupttheil der empirischen Aesthetik in Beziehung auf Kunstwerke. Der Kritiker macht es sich hier zur Aufgabe, die Werke freier Kunst nach bestimmten ästhetischen Prinzipien zu würdigen, und muß daher ausgerüstet mit höhern Geisteskräften, lebendiger Phantasie und Schönheitssinn jene Eigenschaften in sich vereinigen, die zur Fällung eines allgemein gültigen Geschmacksurtheils erforderlich sind. Ein großer Kritiker, behauptet mit Recht Eckermann, ist eben so selten als ein großer Dichter, ja noch seltener; denn wie wohl es leichter ist, etwas zu beurtheilen, als etwas selbst hervorzubringen: so bedarf gegenseitig der Kritiker eine weit größere Mannigfaltigkeit von geistigem Vermögen und dessen Ausbildung als der Dichter. Kein geistiges Vermögen darf in ihm fehlen oder nicht gehörig entwickelt seyn. Besser, aber nicht unumgänglich nothwendig ist es, daß er, Ausübung mit Theorie verbindend, selbst producire. In Deutschland ist Lessing der Vater der echten Kunstkritik geworden; er war es, der, wie Weber sagt, ihre Ansichten auf die Grundsätze echt wissenschaftlicher Speculation, auf das Studium der Alten und auf die Geschichte der Künste überhaupt gebaut hat. Zugleich hatte seine geniale Tiefe sich selbst zu einem bedeutenden Grade künstlerischer Productivität emporgearbeitet. In gleichem Grade nützte Winkelmann für die bildenden Künste, wie Göthe's und Schiller's Aufsätze im Kantischen, Herder's im antikantischen Systeme. In neuerer Zeit waren es August Wilhelm und Friedrich Schlegel, die im Geiste Lessing's, und durch die Fichte'sche Philosophie angeregt, der ästhetischen Kritik neuen Glanz und Aufschwung gaben. Ausgerüstet mit Kraft und Geist und Wissen traten in ihre Bahnen Tieck, Solger und Wilhelm v. Humboldt. Nicht, mit Jean Paul zu reden, als Nachrichter, sondern als, wenn auch manchmal zu heftiger Richter zeichnet sich öfter Menzel aus. (Zeittele's.)

Krito von Athen, ein reicher und angesehener Bürger, der den Sokrates schon in frühern Jahren durch sein Vermögen unterstützt hatte, nachher aber mit seinen vier Söhnen den unterrichtenden Umgang mit jenem Philosophen so fleißig benutzte, daß er selbst als philosophischer Schriftsteller in sokratischer Gesprächsweise auftrat. Von den 17 ihm zugeschriebenen Dialogen hat sich aber kein einziger erhalten.

Kritolaos von Phasolis, der mit Kaeneades als Gesandter nach Rom ging, und daselbst auch Vorträge hielt, von dessen Schriften uns aber nichts bekannt ist, scheint in der Hauptsache der Aristotelischen Lehre treu geblieben zu seyn.

Kronland, v., Marcus Marci (gest. 1676), ein mystischer Philosoph oder Theosoph, suchte die platonischen Ideen nnd die aristotelischen Formen mit seinen Phantasien zu einem kosmologischen Systeme zu verschmelzen, und bildete daraus seine **ideas seminales**, um die **qualitates occultas** der Scholastiker durch etwas Verständlicheres zu verdrängen. Die Ideen sind die Kräfte der Natur, welche Alles vermittelst des Lichtes erzeugen und bilden.

Krug, Wilh. Traug., geb. 1770 zu Radis bei Wittenberg, wirkte in Wittenberg, Frankfurt a. d. O., in Königsberg als Nachfolger Kant's und zuletzt seit 1809 als Professor der Philosophie in Leipzig, wo er 1842 starb. Er suchte vorzüglich die kritische Philosophie weiter auszubilden, indem er sie in der Form eines Systems darstellte,

welches er den transscendentalen Synthetismus nennt. Ihm ist das Philosophiren ein Einkehren in sich selbst und ein Aufmerken auf sich selbst, um sich selbst zu erkennen und sich selbst zu verstehen, und dadurch zum Frieden in und mit sich selbst zu gelangen. Daher ist in der Philosophie das erkennende Subject und das zu erkennende Object eins und dasselbe. Die Grundlehre, welche dem System der Philosophie vorhergeht (Fundamentalphilosophie) ist die Untersuchung über die menschliche Erkenntniß. Sie fragt hauptsächlich 1) nach dem Ausgangspunkte der Erkenntniß oder den obersten Prinzipien, unterscheidend das Realprinzip von den Idealprinzipien, welche letztere wieder theils materielle, theils formale sind. 2) Wie weit diese Forschungen gehen sollen (absoluter Grenzpunkt des Philosophirens). Dieser absolute Grenzpunkt ist die in dem Bewußtseyn unmittelbar gegebene Verknüpfung von Seyn und Wissen, die sich, als ursprünglich gesetzt und verknüpft nicht von einander ableiten lassen. Das System der Philosophie nun, welches dieses annimmt, heißt daher transscendentaler Synthetismus. 3) Wie vielfach ist meine Thätigkeit? Die ursprüngliche Thätigkeit des Ich ist immanent (theoretisch), oder transeunt (praktisch). Verschiedene Potenzen beider sind: Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft. Die Philosophie als Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in aller seiner Thätigkeit theilt sich also in theoretische und praktische. Erstere zerfällt in formale (Logik) und materiale (welche das materiale Denken an sich, oder in besonderer Beziehung auf das Gefühl betrachtet — Metaphysik und Aesthetik); letztere ebenfalls in formale (Rechtslehre) und materiale (Tugendlehre und Religonslehre). Jede betrachtet die Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in anderer Beziehung. Dieses hat Krug mit ungemeiner Deutlichkeit in mehreren Schriften durchgeführt.

Kühnheit heißt der Muth des Mannes, wenn er Gefahren entgegen geht oder gegen sie hervortritt, welche scheinbar seine Kräfte übersteigen, oder wenn er Unternehmungen wagt, deren Gelingen von einem schnell zu erfassenden Augenblick abhängt, wobei gleichsam Alles auf die Spitze gestellt ist, und im Nu umschlagen kann; aber die Möglichkeit und eine, wenn auch nur ahnende, Berechnung des günstigen Erfolgs muß da seyn, wenn auch die Berechnung trügt. (de Wette.)

Kummer ist ein hoher Grad der Traurigkeit, welcher durch die Empfindung eines gegenwärtigen Uebels, dessen unglückliche Folgen man vorhersieht oder ahnet, entsteht. (Campe.)

Kundschafterei s. Spionerie.

Kunst die, unterscheidet schon der gemeine Sprachgebrauch von der Natur, und setzt beide einander entgegen. Wenn wir etwas als Naturproduct beurtheilen, so verstehen wir darunter die Wirkung einer nothwendigen, ohne Ueberlegung und freie Wahl nach unveränderlichen Gesetzen hervorbringende Kraft. Kunstproduct hingegen nennen wir alles, was durch freie Wahl nach den Absichten eines denkenden Wesens hervorgebracht ist. Zuerst ist die freie Kunst vom Handwerk zu unterscheiden. Handwerk wäre denn alles, was nach einmal festgesetzten Regeln so ausgeübt wird, daß nach der ersten Erlernung keine weitere Anstrengung der Seelenkräfte dazu erforderlich ist; wobei daher alles auf maschinenartigen Fleiß ankommt, der eben darum auch nicht in sich selbst Befriedigung findet, sondern blos um des damit verbundenen Lohnes willen geübt wird. Freie Kunst dagegen nennen wir die, welche blos um ihrer selbst willen aus natürlicher Neigung zur Sache selbst, als Geisteswerk, nicht aber als blos körperliche Arbeit betrieben wird. Außerdem findet sich noch ein merklicher Unterschied unter mechanischen und schönen Künsten. Mechanisch nennen wir die Kunst, sobald sie vorzüglich auf das Nützliche gerichtet ist, und nur durch die Brauchbarkeit ihrer Werke zu bestimmten Absichten ihren Werth erhält. Dagegen nennen wir die Kunst schöne Kunst, wenn sie durch eine sinnlich vollkommene Darstellung die Erregung des Wohlgefallens am Schönen zur unmittelbaren Absicht hat. Diese Absicht, unsern ästhetischen Sinn durch Darstellung des Schönen zu erwecken und zu befriedigen, uns aus dem engen Kreise des Bedürfnisses unserer rohen Natur in eine Welt des geistigen Genusses zu versetzen, und einen Himmel uns zu verschaffen, in dem die zarte Blume der veredelten Menschheit allein gedeihen kann

— diese Absicht kann auf verschiedene Weise erreicht werden, weil durch die verschiedenen Sinne der Mensch von der Natur zum Empfangen eines geistigen Genusses ausgestattet ward.

Das Werk der Kunst kann nur dann als schön erscheinen, wenn es als freies Werk der Natur erscheint, so wie umgekehrt ein Werk der Natur nur dann schön ist, wenn wir in ihm eine Aehnlichkeit mit der Kunst, eine harmonische Verbindung aller Theile zu einem in sich selbst vollendeten Ganzen wahrnehmen, welche uns auf die Idee eines schaffenden Vernunftwesens, aus der jene Naturschönheit entsprungen war, zurückführt.

(v. Schmidt-Phiseldeck.)

Kunststück nennt man gewöhnlich das, was nur den Zweck hat, eine überraschende Fertigkeit im Hervorbringen flüchtiger und vorübergehender Wirkungen, durch kluge Uebung erworben, oder nur auf Sinnenschein und Täuschung gegründet, an den Tag zu legen.

L.

Lachen, Lächeln, Lächerlich. Lachen ist ein krampfhaftes Ausathmen besonders durch krampfhafte Bewegung des Zwerchfelles, welches durch jede Art schnellwechselnder Empfindungen, die eine Gegenwirkung der Rumpfmuskeln veranlassen, bewirkt werden kann. (Fries.) Krug bezeichnet das Lachen als eine physisch-kitzelnde Erschütterung, wobei entweder blos die Gesichtsmuskeln, oder auch Kehle, Brust und Unterleib thätig sind, so daß auch gewöhnlich ein mehr oder weniger gellendes Getön gehört wird. Dagegen bezeichnet er das Lächeln als ein mehr nach innen gewandtes Lachen, so daß die, vom organischen Kitzel hervorgebrachte Bewegung sich nur durch ein leichtes Verziehen der Gesichtsmuskeln, besonders um den Mund herum, äußerlich ankündigt, und also auch nur vom Auge wahrgenommen werden kann; es ist gleichsam nur ein halbes, mehr in sich gekehrtes Lachen.

Lächerlich heißt überhaupt Alles, dessen Wahrnehmung zum Lachen oder wenigstens zum Lächeln reizt. Dieser Reiz wird aber im Allgemeinen hervorgebracht durch das, dessen überraschendes Wahrnehmen das Gemüth belustigt, wenn es nicht so bedeutend ist, daß dadurch überwiegend unangenehme Gefühle erregt werden müssen. Der Begriff des Lächerlichen erfordert daher Ungereimtheit. Wir spannen uns nämlich an, um die Ungereimtheit zu fassen, und da wir sie als solche fassen, geht die Anspannung in Nachlassung über, was sich äußerlich durch Lachen ausdrückt. Doch um das Gefühl des Lächerlichen zu erregen, muß die Ungereimtheit dem, bei welchem sie gefunden wird, auch zugeschrieben werden können. Niemanden von Geschmack und Bildung werden Naturgebrechen als lächerlich erscheinen. Das Lächerliche beschränkt sich nur auf die freie Menschenthat, auf unfreie Wesen kann es nur in sofern ausgedehnt werden, als wir vermöge der Einbildungskraft Persönlichkeit auf sie übertragen, sie personificiren. Aber auch nicht jede zurechnungsfähige Ungereimtheit ist lächerlich. Lächerlich ist nicht jene, welche auf groben Verstandesirrthümern beruht (die theoretische), noch die, welche in moralischen Verwirrungen besteht (die moralische), noch auch eine solche, welche praktisch nachtheilig seyn, ernsthafte Folgen haben oder auf ernste Gedanken leiten kann. Die Ungereimtheit muß in unwichtigen Dingen Statt finden, die selbst zur Verachtung zu gering, zum Hasse zu gut und zur ernsten Betrachtung zu unwichtig sind.

Nur da, wo Mißverhältnisse und Widersprüche sind, kann das Lächerliche seyn; in dem Treiben und Thun der Menschen wird darum das Lächerliche nur in sofern hervortreten, als sich darin Mißverhältnisse, Widersprüche offenbaren.

Das Lächerliche erscheint aber in dem Leben der Menschen in seiner vollen Stärke, wenn ihre Zwecke und die zur Realisirung derselben getroffenen Maßregeln, wenn Absicht und Mittel, Zweck und Handlung im offenbaren Mißverhältnisse zu einander stehen.

Nur muß man dem, der die Ungereimtheit begeht, noch seine Einsicht leihen, damit das Ungereimte desto deutlicher und auffallender hervorgehe.

Auch Gegenstände, die an sich nicht lächerlich sind, können als solche erscheinen durch die Art ihrer Darstellung, worin das besteht, was man das Komische nennt. (S. de Wette.)

Lactantius, Firmianus, Lehrer der Redekunst zu Nikomedien (gest. um 330), der christliche Cicero genannt, betrachtete die Philosophie als entbehrlich, unzureichend, trüglich, mit dem Christenthume streitend, von Gott entfernend, ja selbst als eine Erfindung des Teufels und eine Quelle der Ketzereien.

Lacydes oder **Lakydes** von Cyrene, ein akademischer Philosoph, ein Schüler des Arcesilas, in dessen skeptischer Manier er auch philosophirte, und, nachdem er 26 Jahre den akademischen Lehrstuhl eingenommen und das Lehrgeschäft aufgegeben hatte, starb. Seinem Lehrer folgte er auf dem akademischen Lehrstuhl im Jahre 241.

Lambert, Joh. Heinr., geb. 1728 zu Mühlhausen im Sundgau, starb als Oberbaurath in Berlin 1777, ein ausgezeichneter Mathematiker, Physiker und Philosoph. Er bemühte sich, die Logik und Metaphysik mit mathematischer Schärfe zu begründen, suchte daher die einfachsten Begriffe als Basis der philosophischen Erkenntniß auf, und erfand eine mathematische Bezeichnung für dieselben. Er war ein Freund Kant's und stand mit diesem auch in Briefwechsel.

Lamy, Bernard, ein französischer Gelehrter des 17. Jahrhunderts, trat als Gegner Spinoza's auf, ohne sich eben besondere Verdienste um die Philosophie zu erwerben.

Lamy, François, ein Landsmann und Zeitgenosse des vorigen, machte sich bekannt als Gegner des Leibnitz'schen Systems, ohne sich aber besondere Verdienste um die Philosophie zu erwerben.

Landstände bezeichnet Krug als Staatsbürger, welche Land und Leute dem Regenten gegenüber darstellen, repräsentiren oder vertreten sollen, also Repräsentanten oder Vertreter des Volks, vornehmlich solche, welche durch ihren persönlichen Stand dazu berechtigt sind. Doch nennt man auch oft alle Volksvertreter so. Ueber die Nothwendigkeit einer solchen Volksvertretung spricht sich Stahl (Philosophie des Rechts, II. Bd. 2. Abthlg.) auf folgende Weise aus: „Der Herrschermacht der Regierung gegenüber, muß eine Macht bestehen, um das Volk mit seinen Rechten und Interessen bei ihr zu vertreten. Das Volk selbst aber kann nicht der Regierung gegenüber seine Rechte schützen, ihm geziemt es zu gehorchen, nicht über das Gebot zu urtheilen und sich ihm zu widersetzen. Es muß daher eine höhere Macht seyn über dem Volke und doch ihm selbst angehörig, welche es vertritt. Dieß ist die Versammlung der Auserlesenen aus allen Ständen des Volkes — die Standschaft. Eine solche Versammlung, wie sie aus sämmtlichen Ständen hervorgeht, enthält die innere Gliederung des Volkes, denn das Volk ist eine Gliederung von Ständen, und enthält alle seine Rechte und Interessen, alle seine Tugenden, Kräfte und Vermögen des Volkes; aber indem sie aus den Auserlesenen eines jeden Standes besteht, enthält sie es unbefleckt von der Dürftigkeit, den Mängeln, den niedern Interessen, kurz, von dem Schmutze und der Unbedeutendheit, welche die massive Ausdehnung mit sich führt. Sie ist daher die lebendige Darstellung des Urbildes, nach welchem das Volk ist, dem es nachzustreben, auch in seiner großen Maße ihm ähnlich zu werden die Aufgabe hat. Dadurch ist sie ein Höheres über dem Volke, an dem es zu messen ist; ihr Ausspruch hat ihrer Natur nach das höchste Ansehen über das Volk, das höchste Ansehen beim König. Ihre Stimme muß daher der König hören, um die Wahrheit zu vernehmen, was das Recht und Interesse des Volkes sey; sie muß er zur Theilnahme an seiner Macht erheben, daß sie das Volk vertrete. In Folge dessen vereinigt sie dann beide Stellungen, die der Unterthanen und die des Herrschers. Sie ist Unterthan, ihre Mitglieder stehen unter demselben Gehorsam, wie die übrigen Unterthanen. Aber sie ist wirklicher Herrscher, sie ist eine Macht über den Unterthanen, in ihrer Art von derselben Stärke, wie die der Regierung, und mit einem ähnlichen Berufe für das gemeine Beste zu sorgen. Sie hat also das eigene Inte-

resse und die Macht des Volkes zu vertreten, und doch, da sie selbst auf den Standpunkt der beherrschenden Macht gestellt ist und ihre Anforderungen theilt, auch wieder das Interesse und das Einstehen für die bestimmenden Rücksichten der Regierung. Indem hiernach die Standschaft die reine Repräsentation des Volkes ist, und indem sie Herrschaft und Unterthanschaft in sich vereinigt, ist sie die wahre Macht der Vertretung für das Volk bei der Regierung. Die Bedeutung der versammelten Stände im Staate ist also die Vertretung. Sie sind aber eine Vertretung des Volkes im Sinne eines Mittlers, eines Fürsprechers und Patrons, indem sie Interessen desselben wahren, nicht im Sinne von Stellvertretern, daß sie eine Macht übten, die ursprünglich und eigentlich dem Volke zu üben zukäme. Sie sind ferner eine Repräsentation des Volks im wahren Sinne, indem sie das Urbild des Volks, sein vollkommenes Wesen darstellen, nicht eine Repräsentation im Sinne der herrschenden Lehre, daß sie das Volk selbst, die Menschen, aus denen es besteht, darstellten. Sie haben nicht eine Macht anstatt des Volks und nicht durch das Volk, sondern eine Macht höher als das Volk, und zu Gunsten des Volkes, sein Fürsprecher zu seyn. — Es wird hiedurch offenbar, daß die Volksvertretung nach ihrer wahren Bedeutung nicht auf dem Gedanken der Volkssouveränetät beruht, sondern ihm vielmehr geradezu entgegengesetzt ist, indem sie das Volk als dem gehorchenden Theil voraussetzt, der eines Schutzes der Regierung gegenüber bedarf.

Dieser Bedeutung gemäß hat die Standschaft ihre Macht vom Könige, von dem allein, als Souverän alle Macht und alles Ansehen im Staate ausgehen kann. Sie hat sie durch seine Berufung, wenn diese gleich in der Nothwendigkeit des Staates liegt, nicht in seiner persönlichen Willkühr. Sie hat ihre Macht auch nur in ihm und mittelst seiner; sie kann keinen Act der Herrschergewalt selbst vornehmen, nicht unmittelbar befehlen; Niemanden im Staate eine Weisung geben; denn im Wesen des Mittleramtes liegt es, daß es für sich allein nichts auszurichten vermag, sondern nur dadurch, daß es den Herrscher zu etwas bewegt, oder von etwas abhält. Auch besteht dieser Bedeutung gemäß ihre Macht nicht darin, die Lenkung und Anordnung, welche Aufgabe des Staats ist, auf sich zu nehmen, selbst die Zustände zu versorgen, sondern blos, während die Regierung dieß alles versieht, die Interessen und Rechte des Volkes bei ihr zu wahren, und sie reicht, dem entsprechend, wohl so weit, den König an etwas zu verhindern, und ihm etwas zur Berücksichtigung an's Herz zu legen, nicht aber ihm etwas positiv vorzuschreiben.

Die Standschaft ist sonach wohl eine Macht im Staate, aber nicht Träger einer Staatsgewalt; denn die uranfängliche Herrschergewalt und Majestät ist nur beim Könige, und schon ihrem Begriffe nach nicht theilbar. Aber es kann ihr überhaupt eine Gewalt (imperium) nicht zugeschrieben werden, weil Niemand ihr unmittelbar zu gehorchen verpflichtet ist, und sie keinen positiven Act für sich allein durchsetzen kann.

Durch die Volksvertretung erlangt das Volk Schutz und Sicherheit, daß die Gesetze gehalten, seine Rechte geachtet, seine Interessen erwogen werden. Es wird durch sie auch zu seiner politischen Würde erhoben. Denn durch die Person seiner Vertreter nimmt es Theil an der Herrschaft und am Range der Herrschaft. Die seines gleichen sind, haben eine Macht von derselben Stärke, wie die der Regierung selbst. Dadurch ist es der Herrschaft, welcher es mit Ehrfurcht gehorchen soll, zugleich auch verbrüdert. Auf der andern Seite wird durch die Volksvertretung der Regierung das Zutrauen und der willige Gehorsam des Volkes gewonnen. Dieß ist die wahre Bedeutung der Volksvertretung, und die ihr entsprechende Stellung der Standschaft.

Der Wirkungskreis der Standschaft erstreckt sich seinem allgemeinen Charakter nach über alle Gebiete der innern Staatslenkung, nicht auch so über die auswärtigen Angelegenheiten, die wenigstens keine unmittelbare Herrschaft über die Unterthanen enthalten, und überdieß ungetheilt einiges Handeln des Staates erfordern. Ueberall jedoch beschränkt es sich darauf, bei der Regierung etwas für sie zu bewirken, wie dieß aus der Natur der Vertretung erhellt; die Standschaft kann niemals selbst einem Unterthanen, einem Beamten befehlen, ihn vorladen, ihm Bescheide geben, sie kann, — die Annahme von Beschwerden und Gesuchen ausgenommen — nie-

mals mit dem Volke in irgend eine Verbindung oder Mittheilung treten. Das Wesen ihres Berufes ist die Vertretung und zwar sowohl für das Volk im Ganzen als für die einzelnen Unterthanen. Sie hat daher nicht die Gesetzgebung, nicht die Regierung, sie hat aber aller Gesetzgebung und Regierung gegenüber der Vertretung, zu diesem Ende sowohl eine Macht der Abhaltung dessen, was das Volk bedrückt, durch das Recht der Zustimmung, der Beschwerde und der Anklage, als eine Macht der Veranlassung für das, was ihm frommt, durch das Recht der Petitionen und Wünsche. Die Regierung muß durchaus das herrschende und bildende Prinzip seyn, die Standschaft nur das schützende und anregende. Es ist daher eine ganz verschiedene Stellung zu den öffentlichen Angelegenheiten, welche der Regierung, und welche den Ständen zukommt. Die Regierung hat die positive Leitung und Anordnung, die Stände nur die Verhinderung, die Regierung muß den Anordnungen die bestimmte, ausgebildete Gestalt geben, den Ständen gehört nur eine allgemeine Vorzeichnung; Sache der Regierung ist der Plan und Zusammenhang der ganzen Staatslenkung, Sache der Sände nur der Erfolg der einzelnen Vornahmen auf die bestimmten Rechte und Interessen des Volkes. Die Standschaft übt sonach keinen Zweig der Staatsgewalt aus, denn dazu würde die positive und bestimmte und zusammenhängende Anordnung der Zustände gehören, sondern sie hat nur einen Einfluß auf deren Ausübung. Dieser Einfluß ist nun aber verschieden je nach den verschiedenen Gegenständen und verschiedenen Aeußerungen der Staatsgewalt.

Der geschichtlich früheste, und der Sache nach einer der wichtigsten Gegenstände der Volksvertretung ist der Staatshaushalt. Denn einerseits sind es gerade die privatrechtlichsten Befugnisse der Unterthanen, ihr Vermögen, in die er eingreift, andererseits waltet bei ihm am meisten das menschlich persönliche Interesse der Regierung, und sohin die Versuchung für sie vor. Die Vertretung besteht hier in Bewilligung der Auflagen und in Prüfung der richtigen Verwendung der Staatseinnahmen.

Die Bewilligung der Auflagen hat ihre historische Basis an den Bedürfnissen der Verwaltung und der Art ihrer Deckung, wie sie bisher im Gange waren. Ihr gemäß ist der größte Theil der Ausgaben unabänderlich. Sie beruhen theils auf gesetzlicher Verpflichtung (Besoldungen), theils sind sie für unerläßliche Ausgaben des Staates nöthig (Bildungs-, Sanitäts-, Sicherheitsanstalten, Straßen), theils bedingen sie die Existenz einer Classe der Unterthanen, oder sind Mittel für sie zu noch größerem Erwerb. Sie stehen daher fest, und es muß die Einnahme für sie aufgebracht werden. In sofern ist die Bewilligung der Steuern eine nothwendige. Allein auf der andern Seite ist sowohl ein Theil der Ausgaben oder doch ihr Maaß nicht schlechterdings nothwendig, als auch die Art der Deckung einem Wechsel unterliegt, da der Ertrag der Steuern und die Verhältnisse des Volkes, auf welche die Vertheilung derselben sich gründet, nicht gleich bleiben. In sofern sind die Steuern nicht durch den bisherigen Bestand vorgezeichnet, daher arbiträr, und es muß deßhalb der Staatshaushalt von Periode zu Periode von neuem entworfen und von neuem den Ständen zur Zustimmung vorgelegt werden.

Daß, weil keine Steuer einzeln für sich betrachtet, als diese unentbehrlich ist, deßhalb die Stände überhaupt jede Steuer verweigern dürfen, wäre ein Trugschluß. Eben so unrichtig wäre aber auf der andern Seite die Behauptung, daß die Regierung, weil sie in irgend einer Art den Bedarf decken muß, ihn in jeder Art fordern könne. Sondern es muß unter diesen entgegen stehenden Rechten ein Ausweg gefunden werden, was auf zweierlei Weise geschehen kann: entweder indem man die Ausgabe zu Grunde legt, daß die nachweislich nothwendigen Steuern nicht verweigert werden dürfen, oder indem man von der Einnahme ausgeht, daß, wenn keine Vereinigung zu Stande kommt, die Regierung zum Fortbezuge der bisherigen Steuern berechtigt ist. Beide Auswege sind aber nur Nothbehelfe für die gegenseitige Verständigung, nur Mittel, zu dieser zu bewegen, dadurch, daß beide Theile den Mißbrauch ihrer Macht doch vollständig durchsetzen können. Die völlige Verweigerung der Steuern ist schlechterdings verwerflich. Sie ist in der Sache selbst nicht begründet, da das Nothwendige und Unentbehrliche seiner Natur nach nicht in Willkühr gestellt werden darf. Sie ist aber noch verderblicher in ihrem Erfolg.

Denn sie dient dazu, den Ständen eine Macht gegen die Regierung zu verschaffen, wenn diese irgendwie von ihrem Rechte der Weigerung Gebrauch macht. Damit ist die Souveränität des Königs verletzt, daß er, — wenn er auf indirectem, doch völlig sicherem Wege — positiv gezwungen wird, und es sind in der That die Stände zu Souverän gemacht. Sie üben durch dieses Mittel eine Gewalt, der die Regierung, wenn sie nicht die Gesetze verletzen und die Revolution selbst beginnen will, bei Recht und bei Unrecht gehorchen muß, und für deren Gebrauch sie keine Schranke und keinen Richter haben, als ihr Gewissen. Sucht man in der Verweigerung der Steuern ein Gleichgewicht der Macht zwischen König und Ständen, so kann und soll ein solches nicht bestehen, denn die Einheit des Staates fordert eine Gewalt, welche die höchste, der keine gleich ist, und es ist auch durch sie nicht das Gleichgewicht hergestellt, sondern im Gegentheil aufgehoben. Mit Recht sagt daher Dahlmann: „die Steuern verweigern hieße den Staat verweigern."

Ist die Bewilligung der Auflagen eine nothwendige, durch das Staatsbedürfniß vorgezeichnete Verpflichtung, so muß sie sich auf die Nachweisung dieses Bedürfnisses gründen, d. i. auf den Voranschlag der gesammten Staatseinnahmen und Staatsbedürfnisse. Es muß den Ständen zur Bewilligung der Auflage das Budget vorgelegt werden. Dieses Budget muß aber nothwendig centralisirt seyn, es können nicht einzelne Steuern auf die Nachweisung einzelner Bedürfnisse gefordert werden, denn nur aus der Gesammteinnahme und dem Gesammtbedürfnisse ergibt sich, ob und wie viele Steuern nöthig. — Es muß aber das Budget ferner auch specialisirt seyn. Denn nur der bestimmte Aufwand für die besondern Zwecke hat seine historische Begründung in dem bisherigen Gange der Verwaltung; nur für ihn, in sofern er eingehalten wird, besteht daher eine Verpflichtung fortwährender Bewilligung. Die Nothwendigkeit der Bewilligung und die Nothwendigkeit der bestimmten Verwendung fordern sich gegenseitig.

Der Schlußstein der Vertretung hinsichtlich des Staatshaushaltes ist die Rechnungsablage über die Verwendung der Einnahmen, welche die Regierung in bestimmten Perioden den Ständen zu geben hat.

In Betreff des Verhältnisses der Stände zur Gesetzgebung ist im Allgemeinen immer im Auge zu behalten, daß die Gesetze das der Regierung und dem Volke gemeinsame sind, der Ausdruck der innern sittlichen Würdigung der Nation über ihre Verhältnisse, die im Bewußtseyn des Volkes eben so sehr ihren Sitz und ihre Quelle hat, als in dem Geiste der Regierung, wenn sie gleich erst durch letztere ihre Gestaltung und ihre äußere Geltung erhält. Die Regierung darf deßhalb nicht Gesetze geben, ohne daß sie an dem Bewußtseyn des Volkes, d. i. seiner Repräsentanten, gemessen und bestätigt sind, und es muß umgekehrt der Volksvertretung zustehen, daß das im Volk entstandene Verlangen nach Gesetzen an die Regierung gebracht werde, damit sie, wenn sie ihrerseits derselben Würdigung ist, ihm Gestalt und Geltung gebe. Demnach besteht der Schutz und die Vertretung des Volkes in Bezug auf die Gesetzgebung darin, die Regierung zu verhindern, wenn sie Gesetze gegen die Rechte oder Interessen des Volkes beabsichtigt — dem Rechte der Zustimmung oder Verwerfung, und die Regierung zu Gesetzen veranlassen, wenn ein Bedürfniß empfunden wird — dem Rechte der Petitionen. Die Gesetzgebung selbst aber ist Sache der Regierung und nicht der Stände. Es darf in keiner Weise so angesehen werden, als sey die gesetzgebende Gewalt zwischen dem König und den Ständen oder den beiden Kammern, gleichsam als unter drei Subjecte, in gleicher Art getheilt.

Den Ständen kommt es deßhalb nicht zu, die Gesetze zu beschließen (decretiren) und dann die Genehmigung des Königs einzuholen, sondern umgekehrt, der König beschließt sie nach erholter Zustimmung der Stände. Den Ständen kommt es ferner nicht zu, die Gesetze zu verkündigen, weil sie nicht die Autorität und Gewalt im Staate sind, daher auch kein Gesetz auf ihre Autorität und ihre Sanction hin gelten kann.

Endlich kommt es den Ständen auch nicht zu, Gesetze zu entwerfen und abzufassen, sondern nur auf Gesetze anzutragen — nicht die Initiative, sondern nur die Petition. Die Abfassung gehört mit zur eigentlichen Gesetzgebung im Unterschiede von Veranlassung, Zustimmung, Mitwirkung. Die Vertretung bei der Gesetzgebung soll aber

nicht selbst Gesetzgebung seyn. Das liegt nicht im Beruf der Stände, eben so wenig in ihrer Fähigkeit, wenn auch immer unter den Ständen einige seyn werden, die an persönlicher Fähigkeit den Staatsbeamten nicht nachstehen.

Daſselbe Prinzip wie für Anträge gilt auch für die ständische Zustimmung und Verwerfung. Auch diese muß sich darauf beschränken, das Volk gegen schlechte Gesetze zu wahren, die Art der Verbesserung anzuzeigen, nicht selbst bessere an die Stelle zu setzen.

Zur Verwerfung müssen aber die Stände bei Gesetzen jeder Art befugt seyn. Sie haben nicht bloß die verfassungsmäßig zugesicherten Rechte der Stände oder der einzelnen Unterthanen zu wahren, sondern auch die Interessen, welche nach den bisherigen Gesetzen geschont waren und jetzt gefährdet werden, und den ganzen bestehenden Rechtszustand als solchen. Das Volk hat ein Recht darauf, daß es nach der Sitte und Ordnung seiner Vorfahren lebe und regiert werde, daß der Grundcharakter der Verfassung und Verwaltung, der in seinen Gesetzen liegt, erhalten, der Staat nicht durch Machtspruch des Regenten zu einem andern gemacht werde. Gerade durch dieses Verwerfungsrecht gegen neue Gesetze werden die Stände zu einer conservativen Macht im Staate. Die Vertretung ist aber ihrer Natur nach vorherrschend conservativ. Die Grundlage des ganzen gesetzlichen Zustandes ist das Daseyn des Staates selbst. Es ist daher klar, daß vor allem Veräußerung und Theilung des Reiches ohne Zustimmung der Standschaft nicht geschehen kann, daß aber nach innerer Pflicht die Standschaft in solche auch gar nicht willigen darf, besondere Ausnahmen abgerechnet.

In Beziehung des Verhältnisses der Stände zur Regierung und Vollziehung ist im Allgemeinen nicht zu verkennen, daß die Regierungsgewalt ihrer Natur nach nicht an die Zustimmung der Stände gebunden seyn kann; bei ihr muß die Persönlichkeit des Herrschers freien Raum haben. Die Vertretung besteht daher hier nur in der Anregung — dem Rechte der Wünsche und Petitionen (Desiderien, monita) und in dem Schutze gegen bereits erfolgte Verletzung — dem Rechte der Beschwerde und der Anklage. Den Ständen kommt es zu, den Einfluß der Regierungs- und Vollziehungsthätigkeit auf das Befinden des Volkes zu beurtheilen, und darnach ihr Anliegen der Regierung auszusprechen, daß den Mängeln abgeholfen, den Bedürfnissen Genüge geleistet, den Interessen Förderung verschafft werde. Dieß ist das Recht der Wünsche und Petitionen. Der König muß sie berücksichtigen, auf sie antworten, ob er ihnen willfahre, ist Sache seines Ermessens. Ueberall aber ist es nur der Einfluß der Regierungsthätigkeit auf die bestimmten Zustände, die bestimmten Interessen, welcher der Beurtheilung und dem Petitionsrechte der Stände unterliegt. Dagegen eine Theilnahme an dem Ganzen des Regierungsplanes ist nicht in ihrem Wirkungskreise.

Den Ständen kommt es ferner zu, Beschwerde zu erheben, wenn durch die Regierungsgewalt Rechte verletzt werden, sey es des Volkes im Ganzen, sey es einzelner Stände oder Unterthanen, entweder aus eigenem Antriebe, oder auf Bitte der Betheiligten.

Endlich muß den Ständen das Recht der Anklage gegen schuldige Beamte zustehen. Die Vertretung der Regierungsgewalt gegenüber fordert die Sicherung, daß bei deren Ausübung die Schranke des Gesetzes eingehalten werde. Dazu muß die ganze Thätigkeit der Staatsbeamten den Ständen verantwortlich seyn. Niemand zwar kann einen Beamten wegen seiner Amtshandlungen vor Gericht stellen, als allein der König, sonst wäre er nicht mehr das Haupt der Regierung. Allein die Stände können beim König Anklage erheben gegen den Beamten, damit er ihn vor Gericht stelle, und der König darf dieses nicht verweigern. Dem Unterthanen selbst kann solches Anklagerecht über Amtshandlungen, dem der Monarch Folge leisten muß, nimmermehr ertheilt werden. Dafür eben besteht in der Standschaft eine Macht über dem Volke.

Die Anklage dient zunächst dazu, gegen Unrecht der Beamten zu sichern, wo der König gar nicht betheiligt ist, sie muß daher auch untere Beamte treffen können, wenn nicht die obern die Verantwortlichkeit auf sich nehmen. Sie findet aber auch dann statt, wenn die Beamten auf königlichen Befehl gehandelt haben, hier dient sie zugleich, gegen Unrecht des Königs selbst zu sichern, und kann daher nur die dem König zunächst stehenden Beamten, die Minister treffen.

Der König aber, wenn er selbst gleich unverantwortlich ist, kann doch nicht seine Untergebenen da, wo sie an ihrem Theil gefehlt haben, der Verantwortlichkeit entziehen. Der König ist nicht deßwegen straflos, weil angenommen wird, das Unrecht sey nicht in seiner Seele, sondern in der des Ministers entsprungen; sondern deßwegen, weil er selbst bei allem Unrecht keinem Gerichte unterliegen kann, und die Minister werden nicht bloß deßhalb gerichtet, weil das Unrecht ihrem Rathe zugeschrieben wird, sondern schon deßhalb, weil sie wissentlich Unrecht gethan, und der königliche Befehl sie nicht entschuldigt.

Die Anklage kann, wie jeder ständische Akt nur von der gesammten Standschaft, nicht, wo zwei Kammern bestehen, von einer allein geschehen, und das Urtheil zu sprechen, kommt nur einem wirklichen Gerichtshofe zu, ohne Theilnahme der Stände, am besten dem obersten Gerichtshofe des Landes in voller Versammlung, daß nicht partheiisch ein Senat gebildet werde.

Die Bildung der Standschaft beruht auf dem wahren Gedanken der Repräsentation, daß nicht das Volk selbst als Menschenmasse, sondern das vollkommene Wesen des Volks darstellt. Das Volk ist aber seinem Wesen nach ein organisches Ganzes, eine Gliederung von Ständen, d. i. von Berufszweigen und Berufsgenossenschaften und von räumlichen Verbindungen, namentlich Ortsgemeinden. Jene und diese stehen wieder in bestimmter Beziehung zu einander, sind zusammen die politischen Stände. Es müssen daher bei der Volksvertretung nicht die einzelnen Menschen repräsentirt seyn, sondern die Stände. Allerdings ist das Volk auch zugleich eine Menge von Persönlichkeiten, von Staatsbürgern, und es sind Rechte und Interessen zu vertreten, die ohne Beziehung auf ständischen Beruf oder Ortsverband allen Staatsbürgern gemein sind. Allein weil diese Rechte nicht ausser den Ständen liegen, sondern gerade jeder sie theilt, so sind sie durch die Stände mit vertreten, und bedürfen nicht einer eigenen Vertretung. Die staatsbürgerliche Vertretung ist im Allgemeinen und Wesentlichen durch die ständische schon gegeben, und nur einzelne Modificationen und Durchbrechungen des ständischen Prinzips können in Rücksicht auf sie eintreten. Die Stände aber müssen nach diesem Gemeinden und Genossenschaften bilden, daß sie auch außer der Vertretung eine politische Existenz haben. Es sollen im Staate nicht bloß ständische Interessen, sondern wirkliche Stände bestehen, dann werden auch wirkliche Stände vertreten werden.

Zu den Ständen des Volks gehören nun bloß jene Berufsarten, welche als nothwendige und ergänzende Glieder mit einer bestimmten Wirkung in das ganze Daseyn des Volkes eingreifen; außerdem sind sie bloß Privatexistenzen, z. B. Künstler, Literaten, Kapitalisten als solche, ja jedes einzelne Gewerbe, denn Gewerb und Handel nur in ihrer Totalität und örtlichen Verbindung ein Glied im Volksdaseyn, sind daher nur in sofern ein politischer Stand. Ferner bloß jene, welche eine von der Regierung unabhängige Stellung (im Ganzen oder doch in gewisser Beziehung) haben, nicht die, welche selbst nur Organe der Regierung sind, z. B. Staatsdiener, Militär. Diese sind keine Volksstände, und eine Vertretung derselben gegen die Regierung würde ihrer Natur widersprechen. Die wirklichen Volksstände sind nur folgende:

a) Der Adel, zunächst der hohe oder Reichsadel, dann der niedere Adel in seinen Provinzialgenossenschaften.

b) Der Bürgerstand, der Stand des Gewerbes und Handels, in den Stadtgemeinden mit Unterscheidung der Haupt- und Landstädte.

c) Der Stand der Bauern und Oekonomen in den Landgemeinden und kleinern Städten. Ein scharf abgeschnittener Bauernstand, der alle Landeigenthümer außer dem Adel umfaßte, besteht nicht mehr. Es hat sich ein Stand freier und größerer Gutsbesitzer außer dem Adel gebildet, der in keiner Weise unter den alten Begriff des Bauern mehr paßt. Es ist daher unmöglich, daß neben Adel und Bürger bloß der Bauer in diesem alten Begriff vertreten sey.

d) Der geistliche Stand. Er ist sowohl der Vertreter der geistlichen Richtung im Volke, als auch Vertreter der Kirche, die eine große Körperschaft (wiewohl von ganz anderer Art als die Gemeinden) im Staate ist, und in ihren weltlichen Beziehun-

gen von ihm beherrscht wird, daher einer Vertretung bedarf. Die Kirchenverfassung, die religiös wichtigen Verhältnisse, die zugleich eine bürgerliche Seite haben, z. B. die Ehe, ja der ganze religiöse Zustand ist unter die Regierung gestellt, und muß demnach auch Sache der Vertretung, sowohl der ständischen Zustimmung als der ständischen Wünsche seyn. Dieses Alles aber repräsentirt nur der geistliche Stand. An ihn schließt

e) der Lehrstand. Ihm gebührt eine Repräsentation, soweit er eine selbstständige Existenz und Wirksamkeit hat, also in den Universitäten. Sie bilden ungeachtet der in unserer Zeit eingetretenen Beschränkung, doch immer noch selbstständige Corporationen durch die eigene Verwaltung ihres Vermögens, das Zugeständniß ihrer Statuten, die unabhängige Würdenertheilung, die Lehrfreiheit u. s. w., und sie greifen wesentlich in das Daseyn des Volkes ein, weil sowohl den Charakter der Bildung überhaupt, als die Art, die Stellen in Staat und Kirche, die höchsten Berufsarten im Volksleben zu versehen, durch sie bestimmt werden. Und sie sind von jeher hierin als eine selbstständige Macht des Geistes und der Intelligenz, wenn sie auch unter der Oberleitung der Regierung stehen, anerkannt. Die Intelligenz und Bildung als solche begründet keinen Stand im Staate, sie muß eine körperliche Existenz, d. i. einen Beruf der bestimmten Wirksamkeit haben, wie dieß beim geistlichen Stand und beim Lehrstand der Fall ist, sonst gebührt ihr keine Vertretung.

Es kommt also nicht den einzelnen Menschen zu, repräsentirt zu werden, sondern nur den Ständen. Es ist aber eben so nicht das Grundeigenthum, welches allein dazu berechtigt. Auch nicht die Bestimmung ist das Fundament der Repräsentation; wohl aber wird diese häufig ein Kennzeichen seyn, daß ein Beruf mit reeller Existenz in das Volk eingreift.

Die Auserlesenen eines jeden Standes, die ihn wirklich in der würdigsten Weise repräsentiren, sollen die Volksvertretung bilden. Bei dem Stande des Reichsadels sind diese nun von selbst gegeben. Denn der ganze Stand besteht nur aus auserlesenen, aus den wenigen Familien, die durch Vermögen und historisch überbrachtes Ansehen im ganzen Reiche hervorragen. Hier ist also eine Auswahl unstatthaft. Der ganze Stand, das Haupt einer jeden Familie — nimmt Theil an der Vertretung. Der neue Eintritt in solchen ausgezeichneten Stand kann aber nie ohne Ertheilung des Königs geschehen. — Bei den übrigen Ständen hingegen müssen die Vertreter erst auserlesen, es müssen die erst bezeichnet werden, welche wegen ihrer ausgezeichneten äußern Lage und wegen ihres Eifers für das gemeine Beste und ihrer Einsicht in dasselbe als Repräsentanten des Standes gelten können. Sie zu bezeichnen kommt dem Stande selbst zu, die Glieder desselben haben den Repräsentanten zu wählen. Es haben die Standesgenossen das zuverlässigste Urtheil, wer das Beste des Standes wolle, und fähig sey, es zu vertreten. Sodann beruht das ganze Amt der Vertretung als ein Mittleramt außer der sächlichen — in der Stellung liegenden — Gemeinschaft mit den Vertretenen auch noch wesentlich auf ihrem Vertrauen. Dieses Vertrauen aber bewährt sich durch die Wahl.

Die Wahl hat aber keineswegs die Bedeutung der Bevollmächtigung, Abordnung oder Ernennung, sondern des Vertrauens, des Glaubens an den Eifer und die Fähigkeit. Es ist keine mandirte Gewalt. Die Wähler sind nicht der Höhere über dem Gewählten, sie setzen durch ihre Wahl seine Macht nicht erst ein, sondern sie suchen sich durch ihre Wahl nur den aus, der zu ihrem Schutze an der höhern Macht der Vertretung Theil nehmen soll.

Der erste Grundsatz für die Repräsentation ist die Einheit der Vertreter mit den zu vertretenden Interessen der Sache nach, und zwar, daß dieselben in ausgezeichneter Weise sich in ihnen repräsentiren, der zweite aber ist das Vertrauen der zu Vertretenden. Beides liegt nothwendig im Wesen der Repräsentation und der Vertretung, jenes aber ist das Erste und Unerläßliche. Das Recht, die Vertreter aus jeglichem Stande zu wählen (Wahlrecht: active Wahlfähigkeit) haben demnach die Glieder dieses Standes. Hierzu wird erfordert, daß jemand mit seinem Lebensberufe, mit seiner herrschenden Stellung dem Stande, sohin auch der Corporation der Gemeinde angehört, die Standesangehörigkeit im strengen Sinne, sondern auch bei den Vermögensumständen noch ein ge-

wisser Besitz, der durch seine Art dem Stande angehörig macht, und durch seine Größe eine Bürgschaft gewährt, daß des Wählers eigenes Interesse vom öffentlichen Wohlbestande abhänge.

Die Fähigkeit, als Vertreter gewählt zu werden (Wählbarkeit, passive Wahlfähigkeit) muß auf dieselben Bedingungen sich gründen, wie das Wahlrecht: auf Standesangehörigkeit und wie dort, so auch hier auf Besitz. —

Wer einem Stande gar nicht angehört, kann naturgemäß auch nicht Repräsentant desselben seyn. Die Glieder eines Standes haben zu wählen, und sie müssen in der Regel aus ihrer Mitte wählen. — Sollte nach der Beschaffenheit des Volkes sich auch hiefür nicht genug Fähigkeit finden, dann freilich muß man die Schranke relativ erweitern, einem Stande zugestehen, daß er aus einem andern wähle, namentlich dem Stande der niedern Landeigenthümer; dieser sucht dann bei Gliedern höherer Stände die Fähigkeit der Vertretung zu seinem Rechte der Vertretung. Niemals aber darf man für die passive Wahlfähigkeit die Requisite absolut aufheben, solche, die gar keinem wahlberechtigten Stande angehören, für wählbar erklären. — Auch die Bezirke, namentlich die Provinzen sollen ihre Repräsentanten der Mehrzahl nach aus ihrer Mitte wählen; denn auch das Provinzialinteresse ist verschieden, aber nicht so sehr als das des Standes. Hier sind daher Ausnahmen um so zulässiger.

Instructionen und Mandate dürfen den Vertretern von den Wählern nicht ertheilt werden, weil die Vertretung eine Macht über dem Volke, weil die Wahl nicht eine Bevollmächtigung, sondern nur ein Ausspruch des Zutrauens ist. Durch das Zugeständniß von Mandaten würde das Volk sich selbst vertreten und nicht vertreten werden, was gegen sein rechtmäßiges Verhältniß ist.

Wie das Volk ein Ganzes ist, wenn gleich aus Ständen gegliedert, und als ein Ganzes von der Regierung beherrscht wird, so muß auch die Volksvertretung dennoch nur Eine seyn, und als Eine der Regierung gegenüber stehen.

Die Versammlung der Standschaft darf nicht immer dauernd seyn, aber sie muß regelmäßig wiederkehren. Die Regelmäßigkeit entspricht dem Charakter der Ordnung, und gibt der ständischen Macht eine Gleichmäßigkeit und Stabilität, sie ist aber auch schon äußerlich nöthig, da die Controlle des Staatshaushaltes jetzt ein Hauptgegenstand ist, und diese regelmäßig wiederkehrt, ferner da Beschwerden an die Ständeversammlung gewiesen sind. Die Vertretung in ihrem wahren Wirkungskreise würde daher nutzlos seyn, wenn es von der Regierung abhinge, sie in langem Zeitraume nicht zu berufen.

Die Glieder der Ständeversammlung sollen während der Dauer der Versammlung der Gewalt der Regierung entzogen und nur der Standschaft selbst verantwortlich seyn. Dieß fordert die Natur der Vertretung.

Die Verhandlungen sollen öffentlich seyn. Denn das Amt des Schutzes und der Fürsprache für das Volk soll auch mitten im Volke unter seinen Augen bestehen. Hier ist es nicht hinreichend, blos die Resultate zu erfahren: das Volk soll wissen, auf welche Weise, mit welchen Mitteln, in welcher Absicht es vertreten worden ist, es soll auch wissen, wie die einzelnen Vertreter sich benommen haben. Das letzte ist doppelt nothwendig bei der Kammer der Gewählten, weil es wenig hilft, die Wahl zu gestatten, wenn man die Kenntniß entzieht, nach welcher die Wahl sich richtet. Auch sollen nicht blos die Beschlüsse der Majorität, sondern eben so sehr die oft nicht minder nachdrückliche Meinung der Minorität, die nicht minder belehrenden Auseinandersetzungen Einzelner zur Kunde der Regierung und des Volkes gelangen.

Bei der großen Versuchung, die den Vertretern bereitet ist, sich dem Wunsche der Regierung hinzugeben, da diese so viele Mittel besitzt, ihnen persönlich wohl oder wehe zu thun, ist auch ein sicherndes Element nothwendig, sich gegen solche Versuchung zu stärken. Dieß ist die stete Gegenwart ihrer Genossen. — Die Oeffentlichkeit besteht aber hauptsächlich in dem vollständigen und baldigen Drucke der Verhandlungen, den die Kammer selbst leitet, sodann in dem persönlichen Zutritte, für den jedoch Beschränkungen angemessen sind.

Das Volk darf die Vertreter nicht wählen, diese sich nicht versammeln ohne Aufforderung des Königs. Denn die Volksvertretung leitet ihre Macht vom Könige ab.

Die Standschaft soll auch das Vertrauen des Königs besitzen. Dieß liegt in ihrer vermittelnden Stellung, weil sie die Unterthanen nicht blos gegen ihn zu schützen, sondern auch ihn zu freiwilligen Handlungen zu bewegen, als die Unterthanen an ihn zu binden, ihm zum Gehorsam geneigt zu machen den Beruf hat. Doch ist die sächliche Qualificirung und das Vertrauen derer, die vertreten werden die Hauptsache. Der König muß daher einen Einfluß auf die persönliche Zusammensetzung der Standschaft haben, doch immer einen beschränkten. Sein Einfluß auf die Bildung der Pairskammer besteht in dem Rechte, Pairs auch ohne die sächlichen Vorbedingungen auf Lebensdauer zu ernennen. Sein Einfluß auf die Bildung der Kammer der Gemeinden in dem Rechte, sie aufzuheben und neue Wahlen anzuordnen. Jenes ist statthaft, weil aller Eintritt in den höhern Stand, dieses, weil alle Vornahme der Wahlen und Einberufung und Constituirung der Kammer auf königlicher Sanction beruht. Die Ernennung von Pairs muß aber beschränkt seyn, daß, die der Sache nach Pairs sind, überwiegen vor denen, die es nur durch den König sind. Die Auflösung der Kammer der Gemeinden muß beschränkt seyn, daß dem Volke auch bei der neuen Bildung die Wahl frei bleibe.

Daß die königlichen Minister in den Kammern zugegen seyen, ist nothwendig, denn die Vertretung fordert unausgesetzt Mittheilungen und Aufschlüsse, daß sie nicht schleppend werde, und augenblickliche Berichtigung, daß nicht falsche Voraussetzung, oft nachher nicht leicht zu beseitigende Erbitterung bewirke.

S. Fr. Jul. Stahl, die Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht. Bd. II. Abthlg. 2. S. 143 — 209.

Lanfrank, geb. zu Pavia 1005, gest. als Erzbischof von Canterbury 1089, begünstigte vorzüglich das Studium und den Gebrauch der Dialektik in der Theologie, durch welche er in dem Streite über die Transsubstanziation, nach der Meinung seiner Zeitgenossen, den Berengar überwand.

Lange, Joh. Joach., geb. 1670, zu Gardelegen in der Altmark, Prof. der Theologie zu Halle von 1709 bis 1744, trat als Gegner seines Collegen Wolf auf, dessen Philosophie er aber nicht eigentlich widerlegte, aber als für Staat und Kirche höchst gefährlich zu verdächtigen suchte, indem er sie als Determinismus und sogar des Atheismus beschuldigte, wodurch er auch bewirkte, daß König Friedrich Wilhelm I. den Philosophen absetzte und verbannte.

Lange, Sam. Gottl., geb. 1767 zu Danzig, seit 1795 Adj. der philos. Facultät, seit 1796 außerordentl. Professor der Philosophie zu Jena, seit 1798 Prof. der Theologie, und seit 1799 Pastor an der heil. Geistkirche zu Rostock, hat sich durch mehrere theologische und auch durch einige philosophische Schriften bekannt gemacht, auch in der neuesten Zeit eine sehr brauchbare Logik herausgegeben.

Langweile ist das drückende Gefühl des Unbeschäftigtseyns, oder, wie Maaß sich ausdrückt, der Zustand, wo keine von unseren Kräften so beschäftigt ist, daß es uns ein bemerkbares Gefühl ihrer Thätigkeit gewährt, oder, wie v. Weber sagt, ist nichts anders als ein unbehagliches Gefühl gehemmter oder ungewöhnlich langsam wirkender Kräfte.

Langmuth heißt die Güte, insofern sie die Strafen der Vergehungen aufschiebt.

Läppisch heißt in menschlichen Reden und Handlungen das, was ohne innern Werth und Gehalt ist, und daher meistens in's Abgeschmackte und Lächerliche fällt.

Laromiguiere (Pierre) ein französischer Philosoph unserer Zeit, der sich durch leçons de philosophie ou essai sur les facultès de l'ame (Paris, 1805. 2. Ausg. 1820. 2 Bde. vortheilhaft ausgezeichnet hat.

Laster ist der herrschende Wille, das Sittengesetz in gewissen Stücken zu übertreten. Laster ist daher eine beharrlich böse Handlungsweise, und unterscheidet sich eben durch diese Beharrlichkeit von einem vorübergehenden sittlichen Fehler. Es liegt aber keineswegs im Begriffe des Lasters, daß Jemand, um lasterhaft genannt werden zu können,

alle mögliche Laster in sich vereinige. Daher man Laster überhaupt unterscheidet von Einem Laster, obwohl die Behauptung nicht zu verwerfen ist, daß, wer nur Ein Laster an sich hat, auch alle übrigen sich schuldig machen würde; wenn er nur von Außen dazu versucht würde, indem jedes Laster eine gänzliche Verkehrtheit des Willens voraussetzt, eine herrschende Neigung zu allem Bösen und Pflichtwidrigen. Das Laster ist ein Zustand der Sklaverei, von welcher sich aber der Lasterhafte immer noch los machen könnte, wenn er nur ernstlich wollte, denn sonst könnte es gar nicht zugerechnet werden. Wenn die Stoiker behaupten, daß alle Laster gleich seyen, so ist das allerdings wahr, wenn man blos auf die Form der Handlungsweise (auf die zu Grunde liegende böse Gesinnung sieht), aber falsch, wenn man auf den Stoff (Gegenstand) der lasterhaften Handlung sieht. Denn in dieser Beziehung kann allerdings der Eine lasterhafter seyn als der Andere, indem Alles, was in die Erscheinung eintritt, seinen Grad hat, obwohl sich dieser oft nur schwer oder gar nicht genau bestimmen läßt.

Lästern heißt Andern etwas Lasterhaftes nachreden oder sie für lasterhaft ausgeben. Oft heißt es auch so viel, als etwas Unwahres gegen Jemands Ehre reden, besonders in der Absicht, um ihm dieselben zu nehmen.

Leugnen heißt überhaupt sagen, daß etwas nicht sey; besonders etwas verneinen, was von Andern als wahr behauptet wird.

Latitudinarier heißen diejenigen Moralisten, welche ein weites Gewissen haben, und es daher mit der Sittlichkeit nicht genau nehmen, die herrschende Neigung zum verkleinernden Maaßstab der Pflicht machen, den Kreis der erlaubten Handlungen über das gesetzliche Maaß erweitern. Daß die sittlichen Vorschriften der Latitudinarier nothwendig zur Immoralität führen, leuchtet von selbst ein.

Laune nennt Kant eine Disposition zu Anwandlungen eines Subjects, entweder zur Freude oder zur Traurigkeit, von denen es sich selbst keinen Grund angeben kann. Auch bezeichnet man, sagt er, damit das Talent, sich willkührlich in jede Art der Gemüthsstimmung versetzen zu können, wie man sie unter gewissen Umständen erwartet. Meineke bezeichnet Laune als Veränderlichkeit der Gemüthsstimmung, die oft von einem Extreme zum Andern, ohne deutliches Bewußtseyn ihres Grundes übergeht. Man unterscheidet aber zunächst die gute und die üble Laune, und nennt gute Laune das Talent, sich nach Gefallen in eine solche Disposition zu setzen, wo man die Sache von einer lächerlichen Seite faßt, mithin in ihnen etwas Ungereimtes sieht, dessen Wahrnehmung und Darstellung uns selbst und Andern belustigt (Krug), oder ist, wie Reinhard sich ausspricht, eine von nicht deutlich genau vorgestellten Ursachen herrührende Heiterkeit, die uns aufgelegt macht, Alles von der angenehmen Seite zu fassen. Die üble Laune hingegen besteht darin, daß man die Dinge meist von einer unangenehmen und widrigen Seite auffaßt, sich gegen Andere mürrisch und verdrüßlich zeigt, beim Spotte beleidigend und beim Lachen höhnisch wird. Uebrigens geht die Herrschaft der üblen Laune oft so weit, daß man sich über sich selbst ärgert und doch der Laune folgt. Diese üble Laune heißt; in so fern sie herrschend ist, bei den Engländern der Spleen. Die gute, heitere Laune hingegen, was man auch häufig den guten Humor nennt, ist die objektive Stimmung, die Dinge lächerlich und belustigend zu finden. (Vergl. den Artikel „Humor")

Laurentie, ein französischer Philosoph unserer Zeit, der zu Paris an der Universität als Lehrer und zugleich als Oberaufseher angestellt ist. Er hat sich vorzüglich bekannt gemacht durch Folgendes Werk: Introduction à la philosophie ou traèté de l' aigine et de la certitude des cannoissances humaines. Paris 1826.

Lavater, Joh. Kasp. geb. 1741 zu Zürich, gest. im Anfange des Jahres 1801 an einer Schußwunde, die ihm ein französischer Grenadier beim Einrücken Massena's in Zürich meuchlings auf der Straße in Jahre 1799 beigebracht hatte. Wenn gleich dieser Mann weit mehr durch liebenswürdige Persönlichkeit, durch warmen Patriotismus, durch feurige Beredsamkeit, durch Reisen, Umgang und Briefwechsel mit den ausgezeichnetsten Personen seiner Zeit berühmt geworden, als durch theologischen und philosophischen Forschungsgeist, so verdient er doch auch hier einer Erwähnung wegen

seines Versuches, die Physiognomik, als einen wichtigen Zweig der Anthropologie zur Wissenschaft zu erheben. Indessen mißlang ihm auch dieser Versuch, weil er zu rasch vom Einzelnen und Besondern auf's Allgemeine schloß, und zu einseitig den Ausdruck des Innern im Aeußern des Menschen auf die Gesichtszüge bezog, die, wenn gleich sehr bedeutsam, doch nicht hinreichen, das Naturell und den Charakter des Menschen mit solcher Sicherheit und Zuversicht zu bestimmen, wie Lavater es that. Seine hieher gehörigen Schriften sind: Von der Physiognomik Leipz. 1772. 8. 1. und 2. Stück; dann Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe. Leipz. und Winterthur 1775 — 8. 4 Bde. — Am stärksten, wiewohl mehr satyrisch als scentifisch erklärte sich dagegen Lichtenberg in dem Aufsatze: Ueber Physiognomik, wider die Physiognomen. Gegen den Vorwurf, daß L. ein misologischer Schwärmer gewesen, hat ihn Nüscheler in folgender Schrift vertheidigt: „J. K. L. als Freund der Vernunft dargestellt. Zürich. 1801.

Leben ist innere Regsamkeit, eine Beweglichkeit, die aus und durch sich selbst unterhalten wird, wiewohl sie auch, so weit sie uns erscheint, äußerer Anregungen zu ihrer Fortdauer bedarf. Das eigentliche Princip des Lebens in der Natur ist uns aber völlig unbekannt. Jeden Falls aber muß vorausgesetzt werden, daß es in der Natur selbst eine Lebenskraft gebe, die sich uns als ein bildendes, ernährendes, erzeugendes Princip zu erkennen gibt, und daher auch als Bildungskraft, Ernährungskraft, Erzeugungskraft bezeichnet wird. Wir nehmen aber nicht ein allgemeines, sondern nur ein besonderes Leben wahr, wie es nur in den Einzeldingen hervortritt, die wir daher auch lebendige Wesen nennen, während wir die übrigen, an welchen wir die Erscheinung des Lebens nicht in besondern Aeußerungen wahrnehmen, leblos nennen. Man kann also wohl sagen, daß Leben in der ganzen Natur verbreitet seyn möge, man ist aber doch nur berechtigt, diejenigen Naturdinge als wirklich lebende oder lebendige Wesen zu betrachten, an welchem wir bestimmte Aeußerungen des in ihnen waltenden Lebens — Lebensthätigkeiten oder Verrichtungen) wahrnehmen, und diese findet nur bei organischen Wesen — Pflanzen und Thieren — statt. Folglich werden auch nur diese mit vollem Rechte lebendige Wesen genannt, die unorganischen aber leblose, weil das Leben in ihnen so schwach ist, daß es auf keine für uns bemerkbare Weise in bestimmten Aeußerungen hervortritt, woraus von selbst erhellet, daß das Leben nicht bloß in verschiedenen Thätigkeiten, sondern auch in verschiedenen Abstufungen sich offenbaren könne. So steht das Pflanzenleben auf einer niedern, das Thierleben auf einer höhern Stufe, weil die Thiere durch die willkührliche Bewegung mehr eine Regsamkeit zeigen. Auf einer höhern Stufe, als das bloße Thierleben steht das Menschenleben, weil der Mensch ein solches Lebensgefühl hat, daß er es bis zum klaren Bewußtseyn seiner selbst steigern, ja sich mit diesem Bewußtseyn über die bloße Sinnenwelt zur Ideenwelt erheben und so ein Vernunftleben führen kann. Doch ist das Menschenleben nicht überall und immer ein solches, sondern wieder mannigfaltiger Abstufungen fähig. Man kann nämlich das Leben, wie es uns erscheint, als ein Product zweier Faktoren betrachten, der Erregbarkeit des Vermögens zu irgend einer Art von Thätigkeit bestimmt zu werden, und des Reizes der dazu bestimmenden Potenz, die also die Erregbarkeit zur wirklichen Erregung als einer warnehmbaren Lebensäußerung erhebt.

Treviranus erklärt das Leben als einen Zustand, den zufällige Einwirkungen der Außenwelt erzeugen und unterhalten, in welchem aber der Zufälligkeit ungeachtet dennoch eine Geichförmigkeit der Erscheinungen stattfindet. Statt dieser ihm nicht genügenden Erklärung schlägt ein Recensent (in den Götting. Anzg. 1804 folgende vor: Leben ist das Vermögen eines Dinges, aus einem innern an sich unbekannten Prinzipe äußere Reize so aufzunehmen und ihnen entgegen zu wirken, daß dabei die Theile und das Ganze des Dinges gegenseitig Mittel und Zweck bilden. Durch solche und andere Erklärungen wird aber freilich das Geheimniß des Lebens nicht enträthselt. Auch hilft es nichts, wenn man dabei seine Zuflucht zu immateriellen oder unkörperlichen Substanzen nimmt, um von ihnen die materiellen beleben zu lassen. Denn das Phänomen des Lebens wird dadurch nur noch verwickelter und dunkler. In dieser Beziehung

sagt daher Kant in seinen Träumen eines Geistersehers ganz richtig: „„Indem man alle Prinzipien des Lebens in der ganzen Natur als so viel unkörperliche Substanzen unter einander in Gemeinschaft aber auch zum Theil mit Materie vereinigt zusammennimmt, so gedenkt man sich ein großes Ganzes der immateriellen Welt, eine unermeßliche, aber unbekannte Stufenfolge von Wesen und thätigen Naturen, durch welche der todte Stoff der Körperwelt allein belebt wird. Bis auf welche Glieder der Natur aber Leben ausgebreitet sey, und welche diejenigen Grade desselben seyen, die zunächst an die völlige Leblosigkeit grenzen, ist vielleicht unmöglich, jemals mit Sicherheit auszumachen.""

Lebensart hat eine doppelte Bedeutung: 1) bezieht es sich auf die Lebensgeschäfte, wodurch der Mensch seinen Lebensunterhalt zu gewinnen und oder überhaupt das Leben auf eine theils nützliche theils angenehme Weise hinzubringen sucht; 2) bezieht es sich auf den geselligen Umgang der Menschen; und bezeichnet ein unanstößiges, gefälliges Betragen gegen Andere (Krug). In dieser Hinsicht legt man demjenigen feine Lebensart bei, welcher im Umgange mit Andern die Regeln der Wohlanständigkeit gehörigen Ortes und in jedem Falle so beobachtet, wie sie höhern Gesellschaftskreisen eigenthümlich ist.

Lebensphilosophie (auch Popularphilosophie genannt) wird gewöhnlich der Schulphilosophie entgegengesetzt, ohne welche es aber keine wahrhaft brauchbare Lebensphilosophie gibt, indem diese ohne jene leicht in ein seichtes Geschwätz ausartet. Uebrigens liegt es in der Natur der Sache, daß eine wahre Lebensphilosophie mehr praktisch, oder vielmehr pragmatisch als theoretisch oder speculativ seyn müsse. Als Schriften dieser Art sind außer den Sammlungen von ältern Weisheitssprüchen vorzüglich folgende zu bemerken: Lavater's Salomo. Winterthur 1785. — Engel's Philosoph für die Welt. 3 Thle. Berlin 1800. — Hofmann's Vorlesungen über die Philosophie des Lebens. Wien 1791. — Unterhaltungen für Gebildete zur Beförderung einer vernünftigen Lebensphilosophie. Leipzig 1795. — Pölitz's Ideen zu einer populären Philosophie, nebst dessen Fragmenten zur Philosophie des Lebens. Leipzig 1795. Giessen 1802. — Rochlitz's Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmäßigen Lebensweise. Züllichau und Freist. 1798. 1800. 4 Thle. — Bail's Lebensphilosophie. Glogau 1798—1800. — Hildebrand's Unterhaltungen für Freunde der populären Philosophie. Halle 1800. — Streithorst's hinterlassene Aufsätze über Gegenstände der populären und und Lebensphilosophie, herausg. von Hildebrand. Magdeburg 1801. 8. — Krug's Bruchstücke aus seiner Lebensphilosophie. Berlin und Stettin 1800—1. — Jacob's, Grundsätze der Weisheit des menschl. Lebens. Halle 1800. — Struve's Wissenschaft des menschl. Lebens. Hannover 1801. — Köppen's Lebenskunst in Beiträgen. Hamburg 1801. — Ehrenberg's prakt. Lebensweisheit. Leipzig 1801, womit zu verbinden, dess. Schr. über die Veredlung des Menschen. Leipzig 1803. — Schenkl's Lebensphilosophie. Sulzbach 1817. — Eudämonia, oder die Kunst, glücklich zu seyn von J. Droz. Aus dem Französ. übers. von Aug. v. Blumröder. Ilmenau 1826. — Bouterweck's neue Vesta. 5 Bdchn. Leipzig 1803—5. — Wittenbach und Neurohr, Aussprüche des reinen Herzens und der philosoph. Vernunft über die der Menschheit wichtigsten Gegenstände. Jena 1797—1799. 3 Bde. — Freiin v. Knigge Lebensregeln aus den besten ältern und neuern Schriftstellern gesammelt. Leipzig 1799—1800. 2 Bdchn. Zu verbinden mit Frhrn. v. Knigge Schriften über den Umgang mit Menschen. — Popularphilosophie der Araber, Perser und Türken, theils gesammelt, theils aus oriental. Manuscr. übersetzt von Franz v. Dombay. Agram 1797. — Franklin's Schriften, besonders dessen Kunst des alten Richard, reich uud glücklich zu werden. Philadelphia 1801. — Grazian, das kleine schwarze Taschenbuch, oder Ideen über Lebensweisheit. Leipzig 1826. — Campe's Compendium artis vivendi ex Erasmi Reterodami libro be civilitate morum puerilium et ex Vivis Valent introd. ad veram sapientiam concinnatum. Hamburg 1778, übers. v. Gruber. Leipzig 1798. Noch besser in dieser Hinsicht: Theophron oder der erfahrne Rathgeber für die unerfahrne Jugend. Leipzig 1783. 2 Thle. Womit zu verbinden: Väterlicher

Rath für meine Tochter, ein Gegenstück zum Theophron. Braunschweig 1789. Ausg. 4. 1791.

Lebhaft heißen solche Subjecte, die in ihren Lebensäußerungen eine besondere Energie zeigen (Krug) oder bezeichnet, wie Erhard sagt, den Zustand der Thätigkeit mit dem ungehinderten Gefühle der Kräfte.

Leckerhaftigkeit ist die zur Gewohnheit gewordene Begierde nach dem Genusse wohlschmeckender, ausgesuchter, mit vieler Kunst zubereiteter Speisen.

Lee (Henry) und **Norris**, zwei Zeitgenossen und Gegner Locke's, die aber nicht bedeutend genug waren, um dessen Philosophie gründlich zu widerlegen.

Leer, Leerer Raum ist, streng oder absolut genommen, eigentlich Nichts. Im relativen Sinne aber nennt man einen gegebenen Raum leer, wenn er nicht mit Materie erfüllt zu seyn scheint. Da aber in jedem Raume wenigstens Luft ist, so ist keiner ganz leer. Die Metaphysiker haben sich viel darüber gestritten, ob es einen völlig leeren Raum gebe oder nicht, und diejenigen, welche ein Leeres annahmen, unterschieden dabei wieder das innerweltliche und außerweltliche Leere, und dann wieder das zwischen den Theilen der Körper zerstreute, und das irgendwo innerhalb oder außerhalb der Welt angehäufte Leere (vaenum disseminatum et coacervatum). Man bedachte aber nicht, daß sich weder das Eine noch das Andere beweisen lasse, das Außerweltliche nicht, weil es sich nicht beweisen läßt, daß die Welt eine Grenze habe; das innerweltliche nicht, weil sich nicht beweisen läßt, daß da, wo unsere Sinne nichts wahrnehmen, auch nichts sey, da unsere Sinne zu grob sind, um alles Materielle, auch das feinste, wahrzunehmen. Um sich nicht von dem Scheine eines leeren Raumes täuschen zu lassen, darf man nur nicht übersehen, daß der Raum nur von der Materie mit sehr verschiedener Intension erfüllt zu seyn braucht, d. i. die Materie braucht sich nur in unendlicher Mannigfaltigkeit zu expandiren und zu contrahiren.

Legal heißt eine Handlung, welche ihrem äußern Charakter nach dem Gesetze angemessen ist; man sieht also dabei nur auf das, was geschieht und nicht auf die Beweggründe, aus welchen die Handlung hervorgeht.

Legitimität heißt eigentlich so viel als Gesetzmäßigkeit. Man nennt daher Kinder, welche in einer gesetzmäßigen Ehe erzeugt werden, legitim; solche hingegen, welche zwar außer der Ehe erzeugt, aber dann vom Staate für legitim erklärt werden, legitimirt. Sich legitimiren heißt seine Legitimität in irgend einer Hinsicht darthun, oder den gesetzmäßigen Beweis führen, daß man eine gewisse Person sey, und als solche gewisse Ansprüche, Rechte oder Aufträge habe. Man trug aber den Begriff der Legimität auch auf das öffentliche Recht über, und nannte nur denjenigen Regenten legitim, der vermöge seiner Abstammung von der regierenden Familie nach der gesetzlichen Successionsordnung zur Regierung eines Staates gelangt ist. Die Legitimität bedeutet also hier nichts anders als Rechtmäßigkeit, jedoch mit der Nebenbestimmung, daß diese Rechtmäßigkeit von der Abstimmung aus einer gewissen Familie, und von einer festgesetzten Ordnung der Succession der Familienglieder in Ansehung des Regierens abhänge. Diese Begriffsbestimmung ist aber offenbar zu eng, weil sie nur auf Erbstaaten, nicht aber auch auf Wahlstaaten paßt, da doch ein Wahlregent gewiß eben so legitim ist als ein Erbregent, wenn er nur auf verfassungsmäßige Weise gewählt ist. Es bleibt immer der Grundsatz: Legitim ist in staatsrechtlicher Hinsicht der Regent oder die Regierung, welche mit Einstimmung des Volks besteht, also factisch vom Volke anerkannt ist.

Lehrsatz (lemma) ist ein Satz, den man aus einer andern Wissenschaft erborgt ohne Beweis, weil er dort schon bewiesen ist.

Lehramt war ursprünglich ein ganz natürliches Geschäft, dem sich die Eltern in Ansehung ihrer Kinder unterzogen. Späterhin bemächtigten sich desselben zunächst die Priester, wodurch dann aus dem Lehramte zunächst ein besonderer Lehrstand hervorging. Es durchbrach aber dieser Stand schon bei den Griechen und Römern die engen Schranken des Priesterthums und kam daher auch oft mit denselben in Collision. Besonders war dieß der Fall in Anschauung der Philosophen und der von ihnen errichteten Schulen, wo das Lehramt von jedem, der sich dazu berufen fühlte, als ein ganz

freies Geschäft betrieben wurde, und daher auch die größte Lehrfreiheit herrschte. Im christlichen Europa ward aber das Lehramt wieder ein priesterliches; nach und nach ward es aber auch ein Staatsamt, wodurch aber keineswegs die volle Lehrfreiheit gewonnen war. Denn es läuft am Ende doch immer auf Eins hinaus, ob der Staat oder die Kirche das Lehramt an gewisse Normen bindet und dadurch in seiner Wirksamkeit beschränkt.

Lehrart (methodus didactica) ist die Art und Weise der Mittheilung des Erlernten an Andere. Dem Lehren steht also das Lernen, dem Lehrer der Lerner oder Schüler gegenüber, und die Lehre ist eben die Erkenntniß, welche der Eine dem Andern mittheilen will. Die Mittheilung selbst geschieht durch Anregung des einen Geistes von Seite des Andern vermittelst des Wortes, sey es in lebendiger Rede oder in todter Schrift, welche freilich jene nur unvollkommen vertritt und daher voraussetzt, daß der, welcher die Schrift zu seiner Belehrung benutzen soll, schon auf andere Art unterrichtet und dazu vorbereitet sey. Da aber alle Lehrmethode sowohl dem Gegenstande als dem Lehrlinge angemessen, d. h. also sowohl dem Gegenstande als dem zu Belehrenden angemessen, d. h. sowohl objectiv als subjectiv zweckmäßig seyn muß, so unterscheidet man mit Recht die gelehrte oder wissenschaftliche (scientinische) Lehrmethode und die ungelehrte oder volksthümliche (populäre); denn es ist ein großer Unterschied, ob jemand gründlich und vollständig in eine Wissenschaft eingeweiht werden, oder nur solche Kenntnisse erhalten soll, die für das gemeine Leben und dessen auf Brauchbarkeit oder praktische Anwendbarkeit der Erkenntniß auf beschränkte Zwecke hinreichend ist. Im Allgemeinen bleibt aber jede Lehrmethode dem Wesen nach immer dieselbe und muß, wie Denzel sagt, folgende Eigenschaften haben:

1) Sie muß das eigene Interesse des Schülers für den zu behandelnden Gegenstand erregen und fortwährend erhalten. Sie muß so beschaffen seyn, daß durch sie ohne Zwangsmittel die Aufmerksamkeit des Kindes und seine ganze Thätigkeit zum Selbsterfinden und Hervorbringen dessen, worin es weiter kommen soll, erweckt, belebt und durch den ganzen Gang des Unterrichtes unterhalten wird.

2) Die gute Methode muß überall zur Gründlichkeit im Wissen und zur Genauigkeit im Thun führen. Sie hat dafür zu sorgen, daß der Gegenstand auf jeder Stufe von allen Seiten beleuchtet, und damit das Gelernte zum sichern Eigenthum der Seele werde.

3) Die wahre Methode muß in der Behandlung ihres Gegenstandes, einen festen, ununterbrochen fortgehenden, in der Natnr des Gegenstandes gegründeten, und den Entwickelungs- und Bildungsgesetzen der jugendlichen Anlagen gemäßen Gang befolgen.

4) Ist der Lehrer zugleich Erzieher, d. h. hat er nicht nur in einzelnen Fächern zu unterrichten, sondern das gesammte Unterrichtsgeschäft mit Hinsicht auf Erziehung zu leiten, so hat er auch in seinen gesammten Unterricht jene Einheit der Methode zu bringen, welche alle Unterrichtszweige auf den Hauptzweck der Erziehung verbindet.

Lehrbücher nennt man gewöhnlich nicht alle Schriften, welche einen Gegenstand der menschlichen Erkenntniß behandeln, um den Leser darüber zu belehren, sondern man versteht darunter gewöhnlich Schriften, welche einen Ab- oder Grundriß einer Wissenschaft enthalten, und daher dem Lehrer als Leitfaden für seine Vorträge dienen sollen. Man unterscheidet von denselben die sogenannten Handbücher, die eine ausführlichere Darstellung der Wissenschaft enthalten, und daher auch bloß zum Nachlesen und eigenen Studium dienen sollen. Jedoch wird dieser Unterschied nicht immer genau beobachtet, sondern es werden beide Wörter nicht selten als gleichbedeutend gebraucht.

Lehrgabe ist theils eine natürliche Anlage, theils eine durch Fleiß und Uebung erworbene Fähigkeit, Fertigkeit, sein geistiges Eigenthum Andern mitzutheilen. Ohne diese Fähigkeit wird auch der kenntnißreichste Mann sich nicht mit Erfolg dem Lehramte widmen, oder ein wahrer Lehrmeister werden.

Lehrweisheit bezieht sich nicht bloß im Allgemeinen auf die Wahl der rechten Lehrart, sondern sie fordert eine besondere Rücksicht auf diejenigen, welche belehrt werden sollen, auf ihre Fähigkeiten und individuellen Bedürfnisse, denn man kann und soll nicht Allen Alles und auf dieselbe Weise mittheilen. Jedoch darf die Accomodation an die Schüler nicht so weit gehen, daß diese zu eigennützigen und herrschsüchtigen Zwecken

des Lehrers abgerichtet und ihnen zu diesem Zwecke wohl gar Irrthum anstatt der Wahrheit dargeboten wird.

Leib ist ein beseelter Körper, also ein Körper, der auf's innigste mit einer Seele verknüpft ist, so daß die Seele durch ihn, durch seine Vermittlung von außen her afficirt wird, ihre innere Thätigkeit vollendet und außer sich Veränderungen hervorbringen kann. Diesem Begriffe gemäß hat also nur der Mensch und das Thier einen Leib; die Pflanze aber lebt nur als ein organischer Körper, indem sich in ihr wenigstens keine Thätigkeit nachweisen läßt, die sich auf ein inneres Prinzip der Art, wie die Seele ist, beziehen ließe. Der Leib ist auch der Repräsentant der Seele, die selbst nicht wahrgenommen wird, sondern nur in ihren Wirkungen durch den Leib uns und Andern wahrnehmbar ist. In rechtlicher Beziehung nimmt man den Leib des Menschen für den Menschen selbst, so lang jener überhaupt lebt. Ist er todt, so heißt er eigentlich nicht mehr Leib, sondern Leichnam.

Leibeigenschaft oder **Leibeigenthum** ist eigentlich nur eine mildere Form der Sklaverei im Verhältniß, welchem der rechtswidrige Gedanke zu Grunde liegt, daß der Leib eines Menschen das Eigenthum eines Andern seyn könne, da doch der Leib das unmittelbare und ausschließliche Eigenthum der Seele ist.

Leibnitz, Gottfr. Wilhelm, geb. 1646 zu Leipzig, wo sein Vater Professor der Rechte war. Er studirte Philosophie unter Thomasius, Mathematik unter Weigel in Jena, und las die Classiker in ihrer Ursprache, besonders Plato und Aristoteles, deren Vereinigung er sich früh zur Aufgabe machte. Seine ausgezeichnete Lectüre und Correspondenz, seine früh sich entwickelnde Selbstthätigkeit, seine Reisen (besonders nach Paris und London), seine Verbindung mit den ausgezeichnetsten Gelehrten, Staatsmännern und Fürsten seiner Zeit, dienten zu seiner Ausbildung und gaben ihm Vielseitigkeit und Gewandtheit. Er starb 1716 am 14. November zu Hannover als Hannöverischer Geheimrath und Bibliothekar, von seinen Zeitgenossen und von der Nachwelt (auch noch in der jüngsten Zeit durch ein Monument) geehrt.

Leibnitz wurde durch scharfsinnige Vergleichung der berühmtesten philosophischen Systeme in Verbindung mit den Forschungen der Zeit, durch einen in Erfindung sinnreicher Hypothesen, Verbesserungen und Ausgleichungsmittel entgegengesetzter Ansichten fruchtbaren Geist und durch große mathematische Wissenschaft auf sein philosophisches System geführt. Sein Ziel war, die Philosophie so zu reformiren, daß sie sich einer, der Mathematik gleichkommenden wissenschaftlichen Vollkommenheit erfreuen, und aller Widerstreit unter ihren Parteien sowohl als mit der Theologie aufhören sollte. Er dachte daher besonders auf die Verbesserung der Methode und einige materielle Grundsätze, durch welche die Schwierigkeiten in den wichtigsten Untersuchungen und mit ihnen die Ursache des Streites der entgegengesetzten Parteien entfernt werden könnte. Darum glaubte er, die Philosophie müsse wie die Mathematik behandelt werden, und war daher auch für das System des Rationalismus, wie es Plato und Cartesius aufgefaßt hatten, ohne diesen ganz beizustimmen, und für die Methode der Demonstration. Aus diesem Grunde schätzte er auch die Scholastik. Vor allem behauptete er: Es gibt, nicht nur in der Mathematik, sondern auch in der Philosophie, nothwendige Wahrheiten, deren Gewißheit nicht aus der Erfahrung entstehen kann, sondern in der Seele selbst gegründet seyn muß. In diesem an sich richtigen Gedanken, und in dem Streben, den Rationalismus des Cartesius von dem Unerweislichen zu befreien, ohne durch eine tief eindringende Reflexion die Grundbedingungen der philosophischen Erkenntniß, so wie ihre Methode und Grenze zu bestimmen, liegt das Grundprinzip des Leibnitz'schen Rationalismus, welcher hauptsächlich durch eine der Locke'schen entgegengesetzte Theorie der Erkenntniß in der Monadologie und Theodicée sich kenntlich macht. Auch suchte Leibnitz eine Charakteristik oder Universalsprache, welche zugleich die Kunst zu erfinden und zu beurtheilen in sich begriffe, und deren Zeichen für das gesammte Erkennen dasselbe leisteten, was die mathematischen und algebraischen für die Größenverhältnisse leisten.

Die nothwendigen Wahrheiten sind angeboren, nicht dem wirklichen Bewußtseyn, sondern der Anlage nach. Denn es gibt dunkle und klare, verworrene und deutliche Vorstellungen. Alle sinnliche Vorstellungen sind verworren; deutliche Erkenntnisse sind Eigenthum des Verstandes. Das Cartesianische Kriterium der Wahrheit, welchem gemäß durch die Erkenntniß des vollkommensten Wesens die Evidenz und Wahrheit aller Erkenntnisse absolut begründet wird, in so fern aus der Idee dieses Wesens hervorgeht, daß Gott nicht trügen kann, wenn wir uns des von ihm verliehenen Erkenntnißvermögens gesetzmäßig bedienen, ist unzureichend; die Regeln der Logik, welche auch die Mathematiker befolgen, sind dazu geeigneter. Alle unsere Schlüsse beruhen auf zwei Hauptgrundsätzen, nämlich dem Satze der Identität oder des Widerspruchs und dem Grundsatze des zureichenden Grundes. Beide Prinzipien beziehen sich sowohl auf die nothwendigen, als auf die zufälligen Wahrheiten. Die nothwendigen Wahrheiten werden durch den Grundsatz des Widrspruchs vermittelst der Analyse des Zusammengesetzten in seine einfachen Bestandtheile, die zufälligen Wahrheiten durch den Grundsatz des zureichenden Grundes, der uns auf einen absoluten und letzten Grund außer der Reihe der zufälligen Dinge hinführt, gefunden. Die Vorstellungen, die sich auf Objecte außer der Seele beziehen, müssen mit denselben in Verbindung stehen und übereinstimmen, sonst wären es bloße Täuschungen. Der letzte Grund der Wahrheit der angebornen und nothwendigen Grundsätze ist in Gott, der Quelle aller nothwendigen Wahrheiten; sie hängen von dem göttlichen Verstande (nicht von dem Willen) als dessen inneres Object ab.

Die Monadologie ist der Mittelpunkt des Leibnitz'schen Systems, durch welches Leibnitz die letzten Gründe der realen Erkenntniß gefunden zu haben glaubt. Plato und vielleicht die Ideen des Arztes Glisson haben seinen Geist darauf geführt, der darin auch das Vereinigungsmittel der platonischen und aristotelischen Philosophie fand. Die Erfahrung lehrt uns, daß es zusammengesetzte Substanzen gibt, folglich muß es auch einfache (Monaden) geben; denn die Sinnlichkeit liefert uns nur verworrene, der Verstand deutliche, d. i. wahre Erkenntnisse. Das Einfache ist der Grund des Zusammengesetzten; weil dieses die Sinne nicht deutlich zu erkennen vermögen, so erscheint es uns als zusammengesetzt und ausgedehnt. Die Monaden können als solche durch Einwirkung von Außen nicht verändert werden; sie enthalten vielmehr selbst den Grund ihrer Veränderungen, und da sie als wirkliche Substanzen gewisse innere Eigenschaften besitzen müssen, wodurch sich eine von der andern unterscheidet, da es nicht zwei Dinge geben kann, die nach ihren innern Eigenschaften vollkommen übereinstimmten (principium indiscernibilium), und es keine andern innern Eigenschaften gibt als Vorstellungen (Perceptionen), so sind die Monaden geistige Kräfte, welche ihren Zustand (Perceptionen) beständig zu verändern streben. Gott ist die **Monas monadum**, das nothwendig existirende Wesen; jedes wirkliche Wesen ist eine Fulguration aus Gott, begrenzt durch die Beschränktheit der Wesen, welche in der Receptivität beruht. Gottes Wesen ist die absolute Vollkommenheit; er besitzt alle mögliche Realitäten ohne Einschränkung; denn keine Realität streitet mit der andern; er ist der absolute Grund der Wirklichkeit der Welt und des Wesens der Dinge (der zureichende Grund, der außer der unendlichen Reihe des Zufälligen und Bedingten gesetzt werden muß). Hierauf beruht der Beweis von Gottes Daseyn und Einheit. Gott ist der Urgrund aller Erkenntniß, Wirklichkeit und des Wesens der Dinge. Es gibt sonach eine unendliche ursprüngliche Monade, und abgeleitete, beschränkte, endliche Monaden, welche sich durch den Grad und die Qualität des Vorstellens unterscheiden: — Monaden ohne Apperception (Seelen), ferner mit undeutlichem Bewußtseyn (Thierseelen) oder mit deutlichem Bewußtseyn (vernünftige Seelen oder Geister). Die deutlichen Vorstellungen machen die Thätigkeit, die verworrenen das Leiden oder die Unvollkommenheit der letztern aus. Jede einfache Substanz, oder Monas, welche das Centrum einer zusammengesetzten Substanz (z. B. eines Thieres) bildet, ist umgeben von einer Masse unzähliger anderer Monaden, nach dessen Affectionen sie die Gegenstände außer ihr, wie in einem Mittelpunkte vorstellt. Und wie nun Alles in der Welt verknüpft ist, und

jeder Körper auf den andern, nach Maßgabe der Entfernung, mehr oder weniger wirkt, und durch Gegenwirkung afficirt wird; so ist jede Monade ein lebendiger Spiegel, versehen mit innerer Thätigkeit, das Universum nach seinem Gesichtspunkte vorzustellen, und eben so geregelt, wie das Universum selbst. Es gibt unter einfachen Substanzen, so wie zwischen Seele und Leib keinen realen Einfluß (influxus physicus), sondern nur idealen Zusammenhang, d. i. die innern Veränderungen einer jeden Monade sind so beschaffen, daß sie mit den Veränderungen der ihr zunächst verbundenen Monaden zusammenstimmen. Daher der Schein, als würden sie von der einen in der andern bewirkt. Der Grund dieser Uebereinstimmung liegt in der unendlichen Weisheit und Allmacht der Gottheit, welche es ursprünglich so angeordnet hat, daß alle Dinge zu einander stimmen (harmonia praestabilita vorherbestimmte Harmonie). Die Ordnung alles zugleich Existirenden in der Welt ist der Raum, der durch die verwirrende Sinnlichkeit entspringende Schein derselben, die Ausdehnung; die Ordnung der auf einanderfolgenden Veränderugen der Welt ist die Zeit. Beide sind etwas Ideales und Relatives.

Möglich sind in dem Verstande Gottes unendlich viele Welten, aus welchen er die beste, d. i. diejenige, in welcher die meisten Realitäten sind und zusammenstimmen, nach seiner Weisheit erkannt, durch seine Güte erwählt und vermöge seiner Kraft hervorgebracht hat (Optimismus). Alles, was wirklich ist, ist daher das Beste in dem Zusammenhange, wenn es auch an sich unvollkommen wäre, und kein Ding kann anders seyn als es ist. Jedes Wesen ist da, um den ihm möglichen Grad der Glückseligkeit zu erlangen, und trägt als Theil zur Vollkommenheit des Ganzen bei. Dagegen streitet das Daseyn des Bösen nicht. In dem Bösen unterscheidet Leibnitz das metaphysische, physische und moralische Uebel. Das metaphysische Uebel ist blos nothwendige Schranke in dem Wesen der endlichen Dinge, aus welchem das physische Uebel, als Schmerz, und das moralische, die Sünde nothwendig folgt. Das moralische Uebel besteht, wie der Irrthum, in der Beraubung, und ist in dem freien Willen der endlichen Geister gegründet, die Freiheit des Willens aber ist keine Indifferenz des Gleichgewichts (aequilibrii), ein Bestimmen ohne Grund, sondern eine nach Bestimmungsgründen erfolgte Wahl unter mehreren physisch möglichen Handlungen, wobei immer ein überwiegender Bestimmungsgrund, aber ohne Zwang und Nothwendigkeit vorhanden ist. Daß Gott die freien Handlungen voraussieht, streitet nicht mit der Freiheit und ändert nichts an ihr; denn die zufälligen und freien Handlungen schließen nur die absolute Nothwendigkeit, nicht die bedingte aus. Ist gleich in der Welt Alles bedingt nothwendig, so muß doch der Mensch, der das Zukünftige nicht erkennt, nach Ueberzeugung und Vernunft handeln. Hiedurch wollte Leibnitz dem blinden Fatum und der absoluten Willkühr der Cartesianer, auf welche Gott gar keinen Einfluß haben sollte, entgehen. Gott will weder das physische noch moralische Böse absolut, sondern das erstere will er oft als nothwendige Folge und Mittel, das letztere läßt er zu, in sofern es nothwendig mit dem Besten, das er wählt, d. i. mit der höchst möglichen Vollkommenheit des Weltganzen verknüpft ist, indem seine Weisheit und Güte eine Harmonie zwischen dem Reiche der Natur und der Gnade stiftet, worin die göttliche Weltregierung besteht. Auf diese Thodicee, in welcher Leibnitz auch die Uebereinstimmung der Vernunft und der Offenbarung behauptete, und auf mehrere theologische Dogmen Rücksicht nahm, wurde er durch Bayle's Zweifel und Einwürfe geleitet.

Leibnitz entwickelte aber sein System nie vollständig und im Ganzen, sondern nur theilweise. Die praktische Philosophie hat er nur leicht berührt. Seine meisten Philosopheme sind nur Resultate seines analytischen und combinatorischen Geistes, einer scharfsinnigen Vergleichung des Widerstreits und der Schwierigkeiten in der Theologie und Philosophie und einer einseitigen und unvollständigen Untersuchung des Erkenntnißvermögens. Er sieht in dem absolut Einfachen des Verstandes, so wie Locke in dem absolut Einfachen des Sinnes, das Reale, was aller Erkenntniß zum Grunde liegt, und behauptet daher, daß durch das Denken das Wesen der Dinge erkannt werde (Rationalismus). Allein er verwechselt die logische Möglichkeit und Wirklichkeit mit der

realen, intellectualisirt die Erscheinungen und übersieht den Antheil der Anschauung an der Erkenntniß.

Unter den vorzüglichsten Anhängern des Leibnitz zeichneten sich aus Mich. Gottlieb Hansch und Christian Wolf, der berühmteste nebst seinen Schülern Bülfinger und Baumgarten.

Von Leibnitz's Werken sind mehrere Sammlungen und Ausgaben veranstaltet worden, nämlich: Gottfr. Guil. Leibnitzii opera omnia nunc. primum coll. stud. Lud. Dutens. Genf 1768. 6 Bde. 4. — Oeuvres philosophique latines et françaises de feu A. Leipnitz, tirées de ses Ass. et publiée par A. Raspe Amst. u. Leipzig 1765. 4. — Leibnitz's philosophische Werke nach Raspe's Samml. mit Zusätzen und Anmerk. von Ulrich. Halle 1778—80. Bde. — Gottfr. Guil. Leibnitii opera philosophica, quae exstant latina, gallica, germanica omnia. Edita recognovit e temporum rationibus disposita pluribus in editis auxit, introductione critica atque indicibus instruxit J. Eduardus Erdmann. Pars 1 et 2. Berolinii 1840.

Leichtfertig ist derjenige, der immer unüberlegt aus blindem Triebe handelt, so wie dieser bei jeder gegebenen Veranlassung in ihm erwacht, ohne Prüfung seiner Kräfte und ohne Hinsicht auf die Folgen seiner Handlungen (Meinecke).

Leiden ist überhaupt der Gegensatz von Thun, ohne daß man, wie Krug, sich erklärte, dabei gerade an etwas Unangenehmes zu denken hätte. Denn es gibt offenbar auch leidentliche (passive) Bestimmungen, die mit einem angenehmen Gefühle verbunden sind, während eine thätliche (active) Bestimmung auch unangenehm seyn kann. Weil aber der Mensch, in sofern ihm ein Uebel zufällt, sich immer leidend verhält, das Gute hingegen meistens durch Thätigkeit erworben werden muß, so versteht man im engern Sinne unter Leiden, alle Arten von Uebeln, Beschwerden, Unannehmlichkeiten ꝛc. So nennt Meineke Leiden alle Ereignisse des menschlichen Lebens, die mit unangenehmen Empfindungen verbunden sind; Schulze die starken, durch ein gegenwärtiges inneres oder äußeres Uebel verursachten, unangenehmen Gefühle. Die Eintheilung der Leiden in innere und äußere oder in Seelenleiden und körperliche, bezieht sich nur auf die nächste Quelle derselben, indem auch die körperlichen Leiden in der Seele empfunden werden, und in sofern zugleich Seelenleiden sind.

Leidenschaft s. Affect.

Leidenschaftlich nennen wir, sagt Fries, gewöhnlich nicht einen Menschen den die Leidenschaft beherrscht, sondern denjenigen, welcher von heftiger, besonders reizbarer Gemüthsart ist, also leicht in Affect geräth, oder leicht gemüthlich aufgeregt wird.

Lessing, Joh. Gotho. Ephr., geb. 1729 zu Kamenz, verdient mehr als mancher Philosoph von Profession, einen ausgezeichneten Platz in der Geschichte der Philosophie, indem er durch seine Schriften, besonders die ästhetisch-kritischen und theologisch-polemischen den philosophischen Forschungsgeist vielfach anregte, und auch durch seine musterhafte Klarheit und Leichtigkeit mit Lebendigkeit und Kraft verbindende Schreibart, eine geschmackvollere Art, die Ergebnisse philosophischer Forschungen schriftlich mitzutheilen herbeiführte. Seine sämmtlichen Schriften erschienen zu Berlin 1771—95 in 30 Bdn. womit zu verbinden ist, sein Leben nebst seinem übrigen literarischen Nachlaß von seinem Bruder Karl Gotthelf. Berlin 1793—5. 3 Thle. — Auch verdienen besonders berücksichtiget zu werden: Lessing's Gedanken und Meinungen, aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert von Friedr. Schlegel. Leipzig 1804. 3 Thle.

Leutseligkeit ist eine besondere Art der Freundlichkeit gegen geringe Leute, welche den Zweck hat, Wohlwollen gegen sie zu zeigen und sie durch Ablegung allen strengen Ernstes mehr anzunähern (Platner). Oder ist, nach Meinecke, die schätzbare Neigung, sich allen Menschen, so viel es möglich ist, und Pflicht und Gewissen es verstatten, gefällig zu machen, und jede Veranlassung zu Mißvergnügen und Beschwerden zu entfernen.

Libertinismus vom französischen Libertin, welches anfangs zwar einen Freigelassenen, dann aber einen Zügellosen, oder Ausschweifenden, einen lüderlichen

Wüstling bedeutet. Libertinismus bezeichnet nun eben eine solche Handlungsweise oder auch eine solche Art zu raisonniren, wodurch jene Handlungsweise gerechtfertigt werden soll.

Liberalität bezeichnet die eines freien, vernünftigen Wesens würdige Denk- und Handlungsweise. Im engern Sinne aber versteht man darunter Freigebigkeit.

Licht, inneres, bezeichnet bei den Mystikern eine, ohne die Selbstthätigkeit der Vernunft, auf eine außerordentliche Weise in ihnen hervorgebrachte Aufklärung über religiöse Gegenstände (Meinecke).

Lichtenberg, Gg. Chr., geb. 1742 zu Oberarstädt, einem Dorfe im Darmstädt. und gest. 1799 zu Göttingen, als Professor der Naturwissenschaften und großbrit. Hofrath. Lichtenberg ist zwar mehr als ausgezeichneter Physiker und als humoristischer Schriftsteller, denn als Philosoph bekannt geworden, kann aber doch auch hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Schon im Jahre 1763, als er das Gymnasium in Darmstadt verließ, um die Universität in Göttingen zu beziehen, hielt er eine Abschiedsrede in deutschen Versen „von der wahren Philosophie und der philosophischen Schwärmerei", welche ungemeinen Beifall fand und die entschiedene Richtung seines Geistes gegen alles Phantastische und Excentrische aussprach. Und dieser Richtung folgte er auch während seines ganzen Lebens, so daß er, obwohl er kein eigentlich philosophisches Werk hinterlassen, dennoch der Philosophie durch Bekämpfung des Aberglaubens, der Schwärmerei und des philosophischen Charlatanismus wesentliche Dienste geleistet hat. Die Physiognomiker verfolgte seine Satyre in dem Aufsatze: „Ueber die Physiognomik wider die Physiognomen, zur Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntniß, wodurch er mit Zimmermann in eine literarische Fehde verwickelt wurde, die von ihm mit Witz, von Zimmermann mit Bitterkeit und Persönlichkeit geführt wurde. Sein Sinn für Charakterdarstellung in der bildenden Kunst wurde durch den genialen H o g a r t unglaublich angezogen. Daher hatte er schon 1776 dem Göttinger Taschenbuche einige Blätter verkleinerter Hogart'scher Köpfe beigefügt und sie mit witzigem und geistreichem Commentar begleitet. Der Beifall den letzterer fand, veranlaßte die „Ausführliche Erklärung der Hogart'schen Kupferstiche mit verkleinerten, aber vollständigen Copien derselben von R i p e n h a u s e n, fortgesetzt von Böttiger und Bouterwek. — Seine scherzhaften und satyrischen Aufsätze, theils früher schon gedruckt, theils haudschriftlich nachgelassen, erschienen vereinigt unter dem Titel: Vermischte Schriften, herausgegeben von Lichtenberg's Bruder, L u d w. C h r i st., und K r i e s. 9 Bde. Göttingen 1800—5.

Liebe. Mit der wahren Liebe ist es, wie mit den Gespenstererscheinungen. Alle Welt weiß davon zu erzählen, aber wenige Leute haben sie gesehen. (Rochefaucoult.) S c h i l l e r spricht den Grundcharakter der Liebe in folgenden Worten aus: „Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwei höchst unähnliche Geschlechter, deren Grenzen nie in einander fließen. Egoismus errichtet seinen Mittelpunkt in sich selber; Liebe pflanzt ihn ausserhalb ihrer in die Achse des ewigen Ganzen. Liebe zielt nach Einheit; Egoismus ist Einsamkeit; Liebe ist die mitherrschende Bürgerin eines blühenden Freistaats; Egoismus ein Despote in einer verwüstenden Schöpfung; Egoismus säet für die Dankbarkeit, Liebe für den Undank; Liebe verschenkt, Egoismus leiht. — Also Liebe ist die Leiter, worauf wir empor klimmen zur Gottähnlichkeit. Ohne Anspruch, uns selbst unbewußt, zielen wir dahin."

„Die Liebe, in ihrer i d e a l i s c h e n Vollkommenheit betrachtet, ist, sagt R e i n h a r d, nichts anderes, als ein Streben nach Vereinigung des ganzen physischen und geistigen Dasejns nach Vermischung aller physischen und geistigen Eigenschaften beider Individuen, ein Streben nach wechselseitiger, innigster, vollkommenster Mittheilung alles Desjenigen, was jedes als freies ebenso wie als organisirtes Individum hat. Nichts soll dem einen Individuum angehören, was nicht mittelbar oder unmittelbar dem andern zu Theil werde: jedes muß geben wollen, was die Natur ihm verliehen, was seine Kraft ihm erworben hat; jedes muß aufnehmen können, was ihm gegeben wird, und jedes das Empfangene selbstthätig behandeln, und dem andern neu modificirt, lieblicher, schöner und edler zurückgeben. Das ist ein Tausch, bei welchem keine Absonderung gedacht wird: wo jedes sich freuet, je mehr es geben kann, und immer mehr zu bekommen meint, als es gibt; wo

man nichts haben mag, wenn das Andre nicht zugleich hat; wo man ein Gut wegwerfen möchte, weil es sich nicht auf die Individualität des Andern sich verpflanzen läßt. Das ist ein Verhältniß der Wechselwirkung, wo jedes nur in dem Andern sein Daseyn fühlt; jedes in dem Andern den Schöpfer seiner Glückseligkeit erkennt; wo man die ganze individuelle Freiheit des Andern aufhebt, weil man die seinige hingibt, wo jedes die verschlossene Sphäre seiner Willensthätigkeit öffnet, damit das Andere mitherrsche, um so freier sich fühlt, je mehr es von seiner Freiheit dem Andern freiwillig hingibt."

In Beziehung auf den Gegenstand unterscheidet man zunächst Liebe zu Gott und Liebe zu den Menschen. Die Liebe zu Gott nennt Fichte einen Affect des Seyns, durch den das gewesene Ich in das eine göttliche Daseyn hineinfällt. Sobald sich der Mensch rein, ganz und bis zur Wurzel vernichtet, bleibt Gott allein übrig, und ist Alles in Allem. Der Mensch kann sich keinen Gott erzeugen, aber sich selbst, als die eigentliche Negation, kann er vernichten, und dann versinkt er in Gott. — Die Liebe zu den Menschen ist überhaupt das Bestreben, sowohl eine Verbindung oder Wechselwirkung mit einer Person hervorzubringen, als auch das Wohl derselben zu befördern und zu vermehren, welches Streben aus der Vorstellung der Vollkommenheit dieser Person hervorgeht. (Schulze.) Je nachdem nun diese Liebe auf moralische Vollkommenheiten der geliebten Person oder auf physische Vollkommenheiten der geliebten Person gegründet ist, oder blos von sinnlichen Trieben und Neigungen angeregt wird, heißt sie moralische oder physische oder pathologische Liebe und Geschlechtsliebe, als Verlangen nach der innigsten Vereinigung mit einer Person des entgegengesetzten Geschlechts. Ist eine physische Liebe von dem Streben nach Befriedigung des Geschlechtstriebes ganz frei, so nennt man sie platonische Liebe.

Liebespflichten heißen diejenigen Verbindlichkeiten, deren Erfüllung nicht erzwungen werden kann und darf, sondern blos von der Gütigkeit Anderer zu erwarten ist, zu deren Erfüllung also Niemand zu zwingen befugt ist.

Lieblosigkeit bezeichnet theils den Zustand einer Person, welche keine Liebe gegen Andere empfindet und beim Wohl und Weh derselben gleichgiltig bleibt, theils auch Handlungen, welche aus einem solchen Gemüthszustande hervorgehen.

Liederlich oder **lüderlich** bezeichnet überhaupt den Begriff des Leichten, Leichtbeweglichen, dann auch des Leichtsinnigen, und alles dessen, was damit verbunden ist, ein liederlicher Mensch ist also ein solcher, der nicht nur in unordentlicher Kleidung einhergeht, und dadurch seine Nachlässigkeit, Unordnung und seinen Leichtsinn beweis't, sondern auch in allen übrigen Dingen leichtsinnig und unordentlich ist, besonders in seinem Hauswesen, seinen Geschäften und in seiner ganzen Lebensart, die überhaupt sittenlos und ausschweifend ist. (Campe.)

Limitativ bezeichnet überhaupt soviel als, was irgend eine Art von Beschränkung enthält. In der Logik nennt man insonderheit seit Kant, diejenigen Urtheile, welche man früher unendliche nannte, limitirend. Seinen Vorgängern folgend hat er das unendliche Urtheil als dasjenige erklärt, welches nicht blos anzeigt, daß ein Subject unter der Sphäre eines Prädicats nicht enthalten sey, sondern außer der Sphäre desselben in der unendlichen Sphäre irgendwo liege, weßhalb in ihm nicht die Copula, sondern das Prädicat durch die Negation afficirt worden. So ist z. B. das Urtheil: „die Seele ist unsterblich" wesentlich verschieden von dem Urtheile: „die Seele ist nicht sterblich" und wird in der Logik dem bejahenden beigezählt. Dagegen bemerkt Bachmann, daß doch gewiß in unserer Sprache unsterblich nicht mehr und nicht weniger bedeute, als nicht sterblich, sie haben daher gleichen Werth, überall kann man ohne Gefahr eines Irrthums eines für's andere setzen. Krug bemerkt dagegen: Man könne wohl sagen: der Stein sey nicht sterblich, nicht aber, er sey unsterblich. Dagegen erwiedert Bachmann: Das erste ist eben so falsch, wie das letzte. Denn sterblich ist, was früher oder später aufhört zu leben, nicht sterblich, was lebt, aber nicht aufhört zu leben. Daher kann sterblich oder nicht sterblich nur Prädicat eines lebenden Wesens seyn; vom Steine darf ich weder sagen, er ist sterblich, noch; er ist nicht sterblich. Wäre der Satz: der

Stein ist nicht sterblich, richtig, so würde der Sinn seyn: er lebt, aber er stirbt nicht, und dann wäre es gleichbedeutend mit dem: er ist unsterblich.

Lindner, Chr. Emman., geb. 1734, gest. 1817 zu Straßburg, wo er zuletzt privatisirte. Er schrieb noch in seinem 80. Lebensjahre ein Werk unter dem Titel: „Neue Ansichten mehrerer metaphysischer, moralischer und religiöser Systeme und Lehren“ — welches in der That manche neue philosophische Ansicht enthält, im Ganzen aber nichts mehr ist als eine Darstellung und Vertheidigung der Vernunftreligion gegen den Positivismus in Glaubenssachen, wobei der Verfasser meist pantheistisch philosophirt. Auf einer Reise nach Münster machte er auch Bekanntschaft mit Hamann, der ihn in seinen Schriften erwähnt.

Link, Heinr. Frdr., geb. 1767 zu Hildesheim, seit 1792 Professor der Naturgeschichte, Chemie und Botanik zu Rostock, seit 1815 Professor der Naturwissenschaften in Berlin, hat außer mehrern physikalischen Schriften auch mehrere philosophische, die besonders in das Fach der Naturphilosophie einschlagen, herausgegeben. Er ist aber nicht zu verwechseln mit dem 1757 geb. und 1798 gest. Gli. Christ. Carl Link, Doctor der Rechte und Advocat zu Nürnberg, welcher auch einige philosophische Schriften übersetzt hat.

Linkmeyer, Sigm. Frdr., hat ein Lehrgebäude der allgemeinen Wahrheit nach der gesunden Vernunft, I. Thl. Ontologie und Kosmologie. 2. Aufl. Bielefeld 1821, II. Thl. Anthropologie. 1823., herausgegeben.

Lipsius, Justus (Joost Lipss.), geb. 1547 zu Isca bei Brüssel, gest. 1606. war anfangs ein scholastischer Philosoph, vertauschte aber nachher das Studium der classischen Literatur, besonders des Seneca und Tacitus mit derselben. Er war ein guter Philolog, Kritiker und trefflicher Erläuterer der stoischen Philosophie, ohne eigentlich Philosoph zu seyn. Er wollte auch nur zum Studium der Philosophie einleiten, und namentlich die Kenntniß des Seneca vorbereiten, nicht diese Philosophie als für seine Zeit passend wieder einführen.

Literatur bezeichnet den Inbegriff von schriftlichen Geisteserzeugnissen, die zur Bildung anderer Geister dienen sollen. Zuweilen versteht man unter Literatur auch bloße Bücherkunde, und daher heißen solche Werke, welche die auf irgend einen Zweig der menschlichen Erkenntniß oder auf mehrere zugleich bezüglichen Bücher nachweisen, Literaturwerke, und diejenigen Gelehrten, welche sich vorzüglich damit beschäftigen, Literatoren.

Ein Theil oder Zweig und zwar wohl der wichtigste ist die Literatur der Philosophie. Die vorzüglichsten hieher bezüglichen Schriften finden sich wohl in den historischen Artikeln dieses Wörterbuches angedeutet. Um aber nicht zu weitläufig zu werden und unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, verweise ich hier auf Krug's philos. Lexicon, Bd. II., wo die bezüglichen allgemeineren Schriften in folgender Eintheilung zusammengestellt sind:

1) Schriften, welche vorzugsweise den Begriff oder das Wesen des Philosophirens und der Philosophie betreffen;

2) Schriften, welche vorzugsweise den Zweck und Werth der Philosophie betreffen;

3) Schriften, welche vorzugsweise die Methode und das Studium der Philosophie betreffen;

4) Schriften, welche vorzugsweise die Mängel oder Fehler des Philosophirens und der Philosophie, so wie den Streit und den Frieden unter ihnen betreffen;

5) Schriften, welche die Philosophie im Ganzen mehr oder weniger ausführlich und systematisch abhandeln;

6) Schriften, welche die Literatur der Philosophie selbst betreffen.

Locke, John, geb. 1632 zu Weington unweit Bristol, gest. 1704, gab die scholastische Philosophie auf, nachdem er in den Classikern eine bessere Nahrung gefunden hatte. Durch die Schriften des Cartesius aufgemuntert, widmete er sich mit neuem Eifer den Wissenschaften, besonders der Philosophie und Medizin. Da ihn nun die immerwährenden Streitigkeiten der Philosophie überzeugten, daß diese nur aus einem fehler-

haften Gebrauche der Begriffe und Worte entstehen und nur durch eine Untersuchung über den menschlichen Verstand und über den Umfang seiner Erkenntnisse gründlich gehoben werden könnte, so ward dadurch sein berühmtes Werk über den menschlichen Verstand veranlaßt. — Locke's Hauptgegenstand und Verdienst war die Untersuchung der Erkenntniß nach Ursprung, Realität, Grenzen und Gebrauch. Er bestritt die Hypothese von den angeborenen Ideen, und behauptete, daß alle Vorstellungen ohne Ausnahme durch die Sinne in unser Bewußtseyn kommen. Sie verhält sich in Bezug auf die Vorstellungen aller Art nur als Auffassungsvermögen, und gleicht ursprünglich einer unbeschriebenen Tafel, die erst nach und nach von den auf sie einfallenden Bildern bemalt und erfüllt wird. Mit der Empfindung durch die äußern Sinne verbindet sich dann die Reflexion, d. i. die Wahrnehmung der Thätigkeiten unserer Seele (innerer Sinn), und diese beiden, der äußere und innere Sinn — sind die ursprünglichen Quellen aller unserer Vorstellungen: daher man Locke's System Sensualismus genannt hat. Unsere Vorstellungen sind aber theils einfache, theils zusammengesetzte. Die einfachen Begriffe sind objectiv real, die Seele empfängt sie wie eine unbeschriebene Tafel, ohne etwas hinzuzuthun, durch Wahrnehmung, sie stellen theils ursprüngliche, theils abgeleitete Eigenschaften dar. — Die zusammengesetzten entstehen aus den einfachen durch eine Thätigkeit des Verstandes (Verbindung, Entgegensetzung und Vergleichung, Abstraction). Dieß sind die Vorstellungen von Accidenzen, Substanzen und Verhältnissen. Der Verstand hält sich bei seinen Zusammensetzungen entweder an die Erfahrung oder nicht, und bildet dann freie Originale, wie in den mathematischen und moralischen Begriffen. —

Ueber die Sprache und die Irrthümer, welche sie veranlaßt, hat Locke vortreffliche Bemerkungen gemacht. Die Erkenntniß ist ihm nun die Wahrnehmung der Verbindung und Uebereinstimmung oder der Entgegensetzung und Nichtübereinstimmung gewisser Vorstellungen, welche Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung sich auf 1) Identität oder Verschiedenheit, 2) Verhältniß, 3) Coexistenz oder nothwendige Verknüpfung, und 4) reale Existenz zurückführen läßt. Die Erkenntniß ist aber in Hinsicht der Wahrnehmung jener Verbindung oder Nichtverbindung, entweder unmittelbar oder mittelbar, Anschauung oder Demonstration, woraus die anschauende und rationale Erkenntniß entspringen; ihnen gesellt er noch als dritte Art die sinnliche Erkenntniß bei, welche auf die unsern Sinnen vorliegenden Dinge beschränkt ist. In Ansehung der Grundsätze des Denkens und Erkennens, die er alle, selbst den Grundsatz des Widerspruchs, als abgeleitet betrachtet, ist er ganz unbefriedigend. Seine Analyse geht nur auf das materielle, nicht auf das formelle der Erkenntniß, und bleibt bei dem weniger Zusammengesetzten stehen. Er leitet alle Erkenntniß aus der Erfahrung ab, sucht aber dieselbe in der Folge durch allerlei unzureichende Beweisgründe zu stützen; so behauptet er auch eine demonstrative Erkenntniß von dem Daseyn Gottes und der Unsterblichkeit der Seele, sucht also eine Metaphysik auf die nicht gewisse Erfahrungserkenntniß zu bauen.

Locke's Philosophie fand durch ihre Popularität in England, Frankreich, den Niederlanden und nach und nach in Deutschland großen Eingang.

Logos ist ein vieldeutiges Wort, dessen erste Bedeutung aber wohl Wort, Sprache oder Rede ist, und wegen der innigen Verbindung des Sprechens mit dem Denken, indem Denken und Sprechen sich zu einander verhalten wie Innerliches und Aeußerliches, so bedeutet jenes Wort auch Vernunft oder Denkvermögen, und dann wieder fast alles, was damit zusammenhängt oder ein Erzeugniß derselben ist, wie Gedanke, Begriff, Erklärung, Grund, Schluß, Beweis, Rechnung, Rechenschaft, Verhältniß, ja selbst Weisheit, und diese wieder personificirt, als ein übermenschliches und göttliches Wesen gedacht, Sohn Gottes. Manche alte Philosophen unterschieden auch einen doppelten Logos, einen innerlichen, in Gott oder im Menschen, der blos denkt und einen sich äußernden oder aussprechenden (λ. προφορικος). Dieser wurde dann von den christlichen Philosophen insonderheit auf den Sohn Gottes gedeutet, durch welchen Gott die Welt geschaffen; sich also auch den Menschen geoffenbart hat. (Krug.)

Logik erhielt nach dem eigenthümlichen Geiste eines jeden philosophischen Systemes eine verschiedene Begriffsbestimmung, in Beziehung auf welche hier nur Einiges näher liegende nach Bachmann bemerkt wird. Nach Wolf ist die Logik die Wissenschaft der Leitung des Erkenntnißvermögens in der Erkennung der Wahrheit. Nach Kant ist sie die Wissenschaft von den blos formalen Regeln des Denkens, von der Form des Verstandes, die formale Philosophie, aber auch hiermit, eben nicht harmonisch, eine Vernunftwissenschaft, nicht der bloßen Form, sondern der Materie nach, eine Wissenschaft a priori von den nothwendigen Gesetzen des Denkens in Ansehung aller Gegenstände. Die vorzüglichsten Schüler, Jacob, Schmid, Kiesewetter, Maaß, Hofbauer, Krug und Frieß modificirten dieß mehr oder weniger. Von Fichte und Schelling, welchen die Logik von ihrem Standpunkte aus nur als eine untergeordnete Wissenschaft erschien, war eine besondere Bearbeitung derselben nicht zu erwarten. Doch verdienen einige aus ihrer Schule genannt zu werden, z. B. Mehmel, Krause, Klein. Andere verfolgten mehr oder weniger eigenthümliche Ansichten. Nach Platner geht die Logik der Metaphysik voran als eine kritische Untersuchung des Erkenntnißvermögens, eine pragmatische Geschichte desselben. Nach Herbart ist sie derjenige Theil der Philosophie, welcher die Deutlichkeit im Begreifen und die daraus entspringende Zusammenstellung der letztern im Allgemeinen betrachtet. Sie beschäftigt sich nicht mit dem Actus des Vorstellens, sondern blos mit dem, was vorgestellt wird. Dieses Was ist eben darum für sie ein Fertiges und Bestimmtes, gefaßt, gemerkt, begriffen. Deßhalb heißt es der Begriff. Nach Hegel ist sie das System der reinen Vernunft, das Reich des reinen Gedankens, des Gedankens, in sofern er eben so sehr die Sache an sich selbst ist. Sie ist Wissenschaft des reinen Denkens, deren Element die Einheit des Objectiven und Subjectiven ist, welche absolutes Wissen ist; Wissenschaft der reinen Idee, d. i. der Idee im abstracten Elemente des Denkens.

Wie sehr sich aber auch die Schüler hier von einander trennen, so kommen doch alle darin überein, daß der Gegenstand der Logik das Denken und ihre Aufgabe, eine vollständige systematische Darstellung der Gesetze desselben sey. Aber der Ausdruck: Regeln, Gesetze des Denkens selbst ist vieldeutig; woraus begreiflich ist, warum man die Logik bald für eine reine Formenlehre nahm, bald mit der Psychologie und mit der Metaphysik verschmelz.

Unter den Eintheilungen der Logik sind die geschichtlich merkwürdigen 1) in allgemeine und besondere; 2) in reine und angewandte, welche Kant's Autorität für sich hat. In der ersten abstrahiren wir von allen empirischen Bedingungen, unter denen unser Verstand ausgeübt wird; sie hat es mit lauter Principien a priori zu thun; die andere aber ist auf die Regeln des Gebrauchs des Verstandes unter den subjectiven empirischen Bedingungen gerichtet (in concreto). Damit verbindet er die Idee der transcendentalen Logik, im Gegensatz der blos formalen, und versteht darunter eine Wissenschaft, welche den Ursprung, Umfang und die objective Giltigkeit der reinen Verstandes- und Vernunfterkenntnisse, dadurch wir Gegenstände völlig a priori denken, bestimmt. Und er theilt sie dann weiter in Analytik und Dialektik. Jene ist die Logik der Wahrheit, und wenigstens der negative Probierstein derselben; diese aber die Logik des Scheins, eine sophistische Kunst, der Unwissenheit und vorsätzlichen Blendwerken den Anstrich der Wahrheit zu geben. Nach Hegel zerfällt sie in objective und subjective.

Die einfachste Eintheilung scheint die zu seyn: in Elementarlehre und Systematik oder Architektonik (gewöhnlich Methodenlehre).

(S. Bachmann System der Logik.)

Logomachie heißt eigentlich Wortstreit; man versteht aber darunter einen Streit über Worte, wobei man in der Sache selbst einig ist, und doch streitet, als wenn man uneinig wäre, weil man die Verschiedenheit der Worte zur Bezeichnung der Gedanken oder Meinungen für eine Verschiedenheit dieser selbst hält. (Krug.)

Lohn ist überhaupt das Gute, welches Jemand seines Verhaltens wegen empfängt,

besonders das Gute, welches man für geleistete Dienste empfängt und zu fordern berechtigt ist. (Campe.)

Loos nennt man das unverdiente Glück oder Unglück, so fern wir sie uns als Wirkungen des Zufalls denken. (Eberhard.)

Lüge ist im Allgemeinen die Behauptung von Etwas, was nicht stattfindet, besonders eine unerlaubte, pflichtwidrige und strafbare Unwahrheit. (Maaß.) Der Grundcharakter der Lüge ist demnach ihrem Begriffe nach immer eine Unwahrheit, welche mit Uebertretung der Pflicht der Wahrhaftigkeit ausgesprochen wird. Dieses geschieht nun entweder in einer bösen Absicht, damit Jemanden dadurch, daß die Lüge geglaubt wird, ein Schaden zugefügt werde, was man eine boshafte Lüge nennt; oder man hat gar keinen Zweck dabei, was man leichtsinnige Lüge heißt; oder man will zwar einen guten Zweck dadurch befördern, den man aber durch andere Mittel, ohne Verletzung der Wahrhaftigkeit hätte erreichen können, was man als das unbedachtsame Lügen bezeichnet. Damit sind aber nicht zu verwechseln die im Scherze gesprochenen Unwahrheiten, die unter Leuten, welche sich verstehen, blos zum Vergnügen dienen sollen, und auf die ernsthaften Zwecke der Gesellschaft keinen Einfluß haben. Eben so wenig wird man poetische Erdichtungen und Fabeln, die für nichts anderes, als für eine sinnreiche Art und Weise etwas vorzustellen, ausgegeben werden, zu den Lügen zählen können. Gebraucht aber Jemand eine Lüge als das einzige Mittel, um sich oder einen Andern gegen eine offenbare gewaltsame Verletzung seiner menschlichen Rechte zu schützen, so nennt man dieß eine Nothlüge.

Daß die drei ersten Arten von Lügen unerlaubt sind, bedarf wohl keines besondern Beweises; am auffallendsten ist aber dieses bei den boshaften Lügen. Aber auch die leichtsinnigen und unbedachtsamen Lügen sind nicht zu billigen. Denn wenn wir schon nicht immer verpflichtet sind, unter allen Umständen das zu sagen, was wir wissen, so dürfen wir doch, wo wir die Wahrheit verschweigen sollen, nicht lügen; so fordert die Pflicht, in den meisten Fällen zu schweigen, oder dem Andern zu erkennen zu geben, daß wir es für nützlich halten, ihm etwas nicht zu sagen, daß man sich daher unbestimmt ausdrückt und dem Andern zu verstehen gibt, man will sich nicht weiter erklären.

Was die sogenannte Nothlüge anlangt, so ist dieselbe allerdings erlaubt, wenn es evident ist, daß die Absicht des Beleidigers die Kränkung eines oder mehrerer Menschenrechte war. Denn da der Andere die Absicht hat, meine oder eines Andern Menschenrechte zu kränken, so würde ich dadurch eine böse That befördern helfen, wenn ich ihm, wie er es verlangt, die Wahrheit sagen wollte. Nun aber kann der Beleidiger dieses auf keine Weise fordern, daß ich ihn zur Ausführung einer unerlaubten Unternehmung durch die Wahrheit unterstützen soll, und daher muß es von Jedermann gebilligt werden, daß ich ihn in solchem Falle mit Unwahrheit berichte.

(S. Lossius Reallexicon.)

Lullus oder **Lullius**, Raymund (doctor illuminatus), 1234 zu Palma auf der Insel Majorca geboren, ein excentrischer schwärmerischer Kopf, aber nicht talentlos, in seinem jugendlichen Alter ein Wollüstling, und dann ein religiöser Schwärmer und Bekehrer der Muhamedaner und Heiden, zu welchem Ende er, wie man sagte, vom Himmel die große Kunst (ars magna) in einer Vision empfing (daher doctor illuminatissimus et magnus inventor artis). Als es mit jenem Project, trotz wiederholter Versuche, nicht glücken wollte, wandte er diese Kunst zu einer Reform in den Wissenschaften und in der Philosophie an. Die große Kunst war nämlich nichts anderes als eine logisch-mathematische Methode, gewisse Classenbegriffe zu combiniren, und damit alle wissenschaftliche Aufgaben zu lösen, eine auf die Logik gegründete allgemeine Erfindungskunst. Damit hatte er einige Ideen aus der Philosophie der Araber und aus der Kabbala in Verbindung gesetzt. Seine Anhänger (Lulisten) pflanzten die Religionsschwärmerei und den Glauben an die Goldmacherkunst, nicht ohne manchen hellen Blick, fort. Weit später fand diese ars magna noch an manchem guten Kopfe Verehrer.

Lust ist, nach Maaß, ein Vergnügen, welches nicht als ein Vergnügen über ein Object gedacht wird. Schulze bezeichnet die Lust als ein angenehmes Gefühl, d. i. als ein solches, dessen Fortdauer durch Wiederholung wir begehren. Viele beschränken

den Begriff der Lust im Allgemeinen so weit, daß er nur mehr zur Bezeichnung der sinnlichen Lust paßt, indem sie darunter angenehme Gefühle verstehen, welche unmittelbar durch die Sinne erregt werden. So erklärt Eberhard die Lust überhaupt als einen Zustand angenehmer Empfindungen, die besonders in dem Körper ihren Grund haben; Campe nennt sie das Vergnügen, so fern es mehr sinnlich ist, und zwar in einem höhern Grade.

Lustbarkeiten sind solche Vergnügungen, welche um gewisser Begebenheiten willen angestellt werden, wenn sie der Ausdruck der Freude darüber, und des Beifalls sind, den man zu erkennen gibt (Reinhard) oder sind überhaupt alle Veranstaltungen zur Beförderung sinnlicher Vergnügen.

Lüste zeigen ein unmäßiges sinnliches Begehren an, welches auf solche Dinge gerichtet ist, die unmittelbar ein starkes sinnliches Vergnügen verursachen (Eberhard), oder: sind starke sinnliche Begierden, heftiges Verlangen nach sinnlichem Genusse, besonders nach Befriedigung des Geschlechtstriebes. (Campe.)

Lüsternheit ist ein Affect, der nach Annehmlichkeiten des Geschmacksinnes begierig durstet (Platner), oder: ist überhaupt die Empfänglichkeit für Lüste, im engern Sinne übermäßige Neigung zu sinnlichen Lüsten, besonders für den Gaumen. (Meinecke.)

Lustigkeit ist im allgemeinen der Gemüthszustand, in welchem ein starkes Vergnügen, ein Gefühl des Wohlseins herrscht, welches nicht bei dem gewöhnlichen Ausdrucke der Freude stehen bleibt, sondern sich auch auf eine merkliche laute Art durch Springen, Hüpfen, Schreien, Scherze u. s. w. an den Tag legt. Wenn die Lustigkeit in einem solchen Grade hervortritt, daß man mit Hintansetzung aller Rücksicht auf die Gesetze der Sitte und Sittlichkeit bereit ist, dem Anstoße der ersten besten Neigung, welche zur Thätigkeit erwacht zu folgen, so heißt sie ausgelassene Lustigkeit, und muthwillige, wenn man sich geneigt fühlt, andere zu necken nnd ihrer zu spotten.

Luther, Martin, geb. 1483 zu Eisleben, seit 1503 Magister der Philosophie zu Erfurt, seit 1508 Prof. derselben zu Wittenberg, seit 1512 Dr. und Prof. der Theologie daselbst, seit 1517 Reformator und Stifter der protest. Kirche, gest. 1546 zu Eisleben, aber in Wittenberg begraben. Unter seinen Schriften hat die vom unfreien Willen des Menschen (de serva arbitrio) das meiste philosophische Gepräge. Auch erkannte er selbst diese Schrift und den Katechismus für seine besten Werke.

Luxus, sagt Ancillon, fängt eigentlich da an, wo das Nothwendige aufhört, und bezeichnet Alles, was sich über die ersten Bedürfnisse des Lebens erhebt. Krug nennt daher Luxus einen über das einfachste und dringendste Naturbedürfniß hinausgehenden Aufwand in Nahrung, Kleidung, Wohnung u. s. w. Reinhard bezeichnet ihn als denjenigen Aufwand, der bloß zum Wohlleben und zur Pracht gemacht wird; Meinecke als die Neigung, alle möglichen Arten sowohl des sinnlichen als intellectuellen Genusses auf die angenehmste Weise zu vereinigen.

Lyceum (λυκειον), ein Gymnasium vor der Stadt Athen in der Nähe eines dem Apollo Lycius geweihten Tempels, wo Aristoteles während seines zweiten Aufenthalts in Athen lehrte. Dieser Ort blieb auch nachher der Hauptort der von ihm gestifteten Schule. Später hat man höhere wissenschaftliche Lehranstalten mit demselben Namen bezeichnet.

Lyra, Lyrik, Lyrische Poesie. Die Lyra, Leier, ist ein sehr altes musikalisches Instrument, dessen Erfinder nach Einigen Hermes, nach Andern Orpheus, Amphione, Apoll oder Herkules gewesen seyn soll. Es hatte ursprünglich die Gestalt eines Dreieckes, später die Form zweier Widderhörner, eine der Schildkrötenschale ähnlichen Klangboden, wurde anfänglich mit drei, dann mit 4, mit 5, mit 7, mit 8 und endlich mit 12 Saiten bezogen, theils mit den Fingern gespielt, theils mit dem Plectrum, einen elfenbeinernen Stäbchen geschlagen, zuweilen vereinigt man beide Arten. Ein anderes uraltes Instrument, sonst auch deutsche oder Bauerleier genannt, bestand aus einem länglichen, auf einer Seite, dem untern Theile einer Geige ähnlichen Kasten, hatte zwei inner-

halb des Kastens befindliche Saiten, welche durch 10 bis 12 Tongenten verkürzt wurden, und so einen Tonumfang von 10 bis 12 diatonischen Stufen bildeten.

Das lyrische Gedicht war ursprünglich zum Gesange bestimmt, und die Absingung desselben war von der Leier (lyra) begleitet, wovon das Gedicht selbst seinen Namen führt. Da aber das menschliche Gemüth nur in der Fülle der Empfindung in Gesänge überströmmt, um die Regungen seines Innern auszudrücken; so ist das lyrische Gedicht eine subjective Dichtungsart. In ihm tritt der Dichter selbst hervor und offenbart die Gefühle seines Herzens in Beziehung auf einen Gegenstand außer ihm, aber nicht vermittelst einer Beschreibung oder Schilderung, sondern auf eine unmittelbare Weise. Das lyrische Gedicht ist der unmittelbare, positive Ausdruck eines bewegten Gemüthes in einer rhythmischen Aufeinanderfolge gegliederter Töne.

M.

Maaß, Joh. Gebh. Ehrenr, geb. 1766 zu Krottorf im Halberstädt'schen seit 1791 außerord. nachher ordentlicher Prof. der Philosophie zu Halle, wo er 1823 starb, ein gewandter Denker, der sich besonders um Psychologie und Moral, auch philosophische Sprachforschung, verdient gemacht hat. Er gehört zu den Anhängern des Kant'schen Kriticismus.

Malby, Gabriel Bonnot de, geb. zu Grenoble 1709, gest. zu Paris 1785, ein jüngerer Bruder des Abbée Condillac, widmete sich nach Vollendung seiner Studien bei den Jesuiten in Lyon, mehr der Geschichte und Politik als der Philosophie. Doch hat er außer seinen geschichtlichen und politischen Werken mehrere eigentlich philosophische Werke herausgegeben, in welchen er die Forderungen der Sittenlehre mit den Rathschlägen der Klugheit auf eine nicht immer consequente Weise zu vereinigen sucht.

Machiavell, Nicolo di Bernardo dei Machiavelli, geb. 1469 zu Florenz und gest. ebendaselbst 1527; ein durch das Studium der Classiker und der Welt gebildeter Staatsmann, hat fur die Philosophie und deren Geschichte nur dadurch Bedeutung erhalten, daß er in seinem berühmten Werke über die fürstliche Herrschaft (il principe) tyranische Grundsätze und Künste mit lebendigen Farben geschildert, mit Gründen unterstützt und gelehrt habe, daß ein Fürst, wenn es sein Vortheil erheische, sich weder an die Gesetze der Religion, noch an die Gesetze der Gerechtigkeit, noch an Verträge zu binden habe, und anstatt, daß die natürliche Staatsordnung das öffentliche Wohl zum alleinigen Staatszweck mache, so sey vielmehr der persönliche Vortheil des Regenten sein einziges Augenmerk. Hauptsächlich anstößig war das 15. und 25. Kapitel, in welchen Machiavell die Tugend lästert und von den Fürsten sagt, daß sie das Recht hätten und die Kunst verstehen müßten, nicht gut uud nicht rechtschaffen zu handeln. Man hat ihn deßhalb das Haupt der falschen Politiker, die Pest der Fürsten und den Schmeichler der Tyranen genannt. Bodinus nennt ihn daher hominem levissimum et nequissimum, und Thomasius, infame Hetruriae monstrum. Auf der andern Seite hat es aber auch nicht an Vertheidigern seiner Person gefehlt, indem man durchaus nicht zugeben wollte, daß Machiavell im Ernst dergleichen gelehrt habe, sondern er habe nur die falsche Staatskunst, ihre Kunstgriffe aus der Dunkelheit der Kabinete an das helle Tageslicht ziehen, und nicht sowohl einen Fürsten lehren wollen, was er thun, sondern was er vermeiden soll. Diese Rechtfertigung Machiavells wird um so wahrscheinlicher, wenn man damit seine Abhandlungen über den Livius discorsi sopra la prima deca di Tit. Livio vergleicht. — Baco von Verulam sagt daher von ihm: wir haben dem Machiavell zu danken und allen den Schriftstellern, welche öffentlich und ungeheuchelt sagen, was die Menschen mehrentheils thun, nicht was sie thun, oder daß sie so etwas thun sollen. — Uebrigens erschien der principe zuerst italienisch zu Venedig 1515, hernach öfter; lateinisch mit Conrings Anmerk. Helmst. 1663, französisch Am-

sterdam 1684, englisch, London 1640; deutsch am besten von Rehberg, Hannover, 1810. Machiavells sämmtliche Werke erschienen am vollständigsten zu Mailand 1805 in 10 Bden, wiederholt Florenz 1820. —

Macht bezeichnet überhaupt ein großes Vermögen, etwas zu wirken, daher dann ein Vermögen oder eine Kraft, welche andern Kräften überlegen ist.

Magie, Magier. Magie heißt überhaupt die Kunst, gewisse Wirkungen hervorzubringen, welche die natürlichen Kräfte der Körper zu übertreffen scheinen. Wenn sich aber die wunderbaren Wirkungen dennoch aus den natürlichen Kräften und Gesetzen erklären lassen, so nannte man dieß sonst die natürliche Magie. Wenn man aber die Mitwirkungen böser Geister dazu erforderte, so wurde es die übernatürliche Magie genannt, und wenn es böse Geister waren, die man dazu nöthig hatte, so hieß es die schwarze Kunst (Lossius). Ursprünglich hieß die Weisheit und Geschicklichkeit der persischen Priester Magie, später wurde jener Ausdruck auf morgenländische Weise und deren Wissenschaft und Kunst überhaupt übergetragen. Da sie nun dieselbe größtentheils geheim hielten, und allerlei wunderbare Wirkungen mittelst derselben hervorbrachten, welche das Volk als etwas Uebernatürliches anstaunte, ist es wohl daher gekommen, daß man unter Magie auch Zauberei und Wahrsagerei, und unter Magiern Zauberer und Wahrsager verstand. Wie aber schon die Alten eine gute und böse Magie unterschieden, so hat man neuerlich auch eine natürliche und eine übernatürliche angenommen, und versteht unter jener diejenigen, deren Erscheinung durch chemische, mechanische, magnetische und andere physikalische Mittel auf eine auffallende Weise hervorgebracht werden, was bei dieser nicht der Fall ist. (Krug.)

Magister (magister artium liberalium — Meister der freien Künste) ist der frühere Titel derer, welche jetzt Doctoren der Philosophie genannt werden. Jener Titel ist aber nicht blos älter, sondern auch umfassender, also auch ehrenvoller, weil zu den freien Künsten mehr als Philosophie gerechnet wurde. — Wenn in den Schriften des Mittelalters das perfectum magisterium — vollkommene Meisterschaft — erwähnt wird, so versteht man darunter nichts anderes, als den Besitz des Steins der Weisen. Die dem Aristoteles beigelegte Schrift de perfecto magisterio, welche eben davon handelt, ist unterschoben. — Magister sententiarum ist eine Schrift, die im Mittelalter sehr fleißig gelesen und commentirt wurde. Der Verfasser derselben ist Peter von Novarra, der Lombarde. (Krug.)

Magnet, Magnetismus. Den Namen Magnet führt ein Eisenerz, meistens von einer schwärzlichen oder schwarzbraunen Farbe, welches Eisen und eisenhaltige Körper anzieht, oft mit ziemlicher Kraft an sich hält, sich, wenn es frei schwebt, mit gewissen Punkten allezeit nach einer Weltgegend kehret und überhaupt gewisse Erscheinungen zeigt, welche man unter dem Namen der magnetischen oder Magnetismus begreift. Nach Gehler in dem physikalischen W. befindet sich dieses Eisenerz an sehr vielen Orten, vornämlich im Schweden, Norwegen, Sibirien, Ostindien und Mexiko, auch in Ungarn und Sachsen, der Insel Elba u. s. w. fast überall in reichhaltigen Eisengruben. Es hat die magnetische Eigenschaft von Natur, und heißt deßwegen der natürliche Magnet. Man kann aber auch jedem Eisen und Stahle diese Eigenschaft durch Kunst geben, und sie dadurch in künstliche Magnete verwandeln. Dieses geschieht entweder mit Beihilfe anderer schon vorhandener Magnete, oder ohne Zuthun solcher durch andere Methoden, d. i. entweder durch Mittheilung oder Erweckung des ursprünglichen Magnetismus.

Die hauptsächlichsten Schriften über Magnetismus hat Gehler in seinem physikalischem Wörterbuch gesammelt. Ueber den sogenannten thierischen oder Lebensmagnetismus führt er aber darin Folgendes an: Man hat viel von Einwirkungen des Magnets in den menschlichen und thierischen Körper gesprochen, durch welche Veranlassung auch der Name des thierischen Magnetismus entstanden ist. Nach Richters Bericht (magnes seu de arta magnetica) haben schon Galen, Dioscorides und Avicenna dem Magnete eine Kraft zugeschrieben, die dicken Säfte im menschlichen Körper zu verbessern, Kröpfe zu heilen und Nervenschmerzen zu lindern: auch hat

man ihn nach neuern Erfahrungen, als ein Mittel wider Zahnweh und Magenkrampf angepriesen. Da das Eisen ein so allgemein verbreiteter Stoff ist, und man es wirklich sowohl in den Säften als in den festen Theilen der Pflanzen und Thiere findet, so ließe sich wohl die Möglichkeit eines solchen Magnetismus begreiflich machen: allein man hat von dem allen noch keine sichere Erfahrung. —

Hingegen ist mehr als zu wohl bekannt, daß die Wirkungen, welche Mesmer anfänglich in Wien; und dann in Paris vermittelst des Magnets im menschlichen Körper hervorzubringen suchte, Anlaß zu einer ganz neuen und sonderbaren Idee vom thierischen Magnetismus gegeben haben, der zufolge man durch gewisse Behandlungen und Manipulationen des Körpers mit oder ohne Magnet geheime Kräfte erwecken, und mittelst verborgener Einflüsse Desorganisation, Somnambulismus, Divinationsvermögen, Krisen, Heilung vieler Krankheiten und andere Wunder bewirken will. Einsichtsvolle Männer haben dieß auf's Höchste für ein Spiel erklärt, das man mit der Einbildungskraft nervenkranker oder sonst getäuschter Menschen treibt, unläugbar aber hat sich auch Schwärmerei und oft sogar grober Betrug in die Sache gemischt.

S. Lossius Reallexikon III. Bd.

Endlich will ich hier nur noch anführen, wie Schulze in seiner psychischen Anthropologie 3. Ausg. 1826, über die Wunder des thierischen Magnetismus sich ausspricht. Er sagt: „Alle über die wundervollen Wirkungen des thierischen Magnetismus von unbefangenen und mit den Regeln der Naturforschung bekannten Männern aufgestellten Untersuchungen sind sehr ungünstig für denselben ausgefallen, haben aber zur richtigen Ansicht von demselben in Deutschland nur wenigen verholfen. Endlich scheint jedoch Rudolphi's Urtheil über jene Wirkungen, das sich auf eigene und auf die von den angesehensten Aerzten in Berlin angestellten Prüfungen derselben stützte, Eingang gefunden zu haben. Gegen die Richtigkeit des Urtheils hat sich bis jetzt keine einzige Stimme vernehmen lassen. Auch hört man nichts von Wundern, welche der thierische Magnetismus neuerlich bewirkt haben soll." In neuer Zeit ging die Verfechtung des Magnetismus vorzüglich von Kieser in Jena und von Wohlfahrt in Berlin aus, von denen der erste die fraglichen Erscheinungen an die bekannten physiologischen Erscheinungen des Tag- und Nachtlebens anzuknüpfen versuchte, der zweite dagegen Mesmers Weg verfolgte. Vgl. „Histoire critique du magnetisme animal. Paris. 1813. Kiesers System des Tellurismus oder thierischen Magnetismus. Leipz. 1821. Ziermanns geschichtliche Darstellung des thierischen Magnetismus als Heilmittel, Berlin 1824 und Basevi „del magnetismo animale" Flor. 1826.

Vergl. übrigens auch den Artikel „Allsinn" dieses Lexikons.

Majestät ist eine Alles überbietende Größe, eine Würde und Macht, die jede andere übertrifft, weßhalb sie auch vorzugsweise Gott und den gleichsam an seiner Stelle auf Erden regierenden Fürsten beigelegt wird. Im altrömischen Sprachgebrauche wurde nur dem römischen Volke im Ganzen die Majestät zugesprochen, welche Cicero so definirt: majestas est amplitudo ac dignitas civitatis. Später ging dieses Prädicat auf die römischen Kaiser, dann auf die römisch-deutschen Kaiser, und endlich auch auf die Könige über, und da man jetzt schon den Großherzogen den Titel „Königliche Hoheit gibt, so werden nach und nach wohl auch die übrigen Regenten Majestäten genannt werden. Daß man sie in rechtlicher Beziehung bereits als solche denkt, erhellt aus dem Begriffe der Majestätsrechte und des Majestätsverbrechens. (Krug.)

Majestätsrechte (jura majestatica seu regalia, auch schlechthin Regalien genannt), sind diejenigen Befugnisse, welche dem Staatsoberhaupte ausschließlich zukommen, und heißen wesentliche, wenn sie als nothwendige Eigenschaften der obersten Staatsgewalt gedacht werden, zufällige, wenn sie derselben nur vermöge positiver Bestimmungen zukommen, innerliche, inwiefern sie ihr in Bezug auf den eigenen Staat und dessen Bürger, äußerliche, wenn sie ihr auch in Bezug auf fremde Staaten und deren Bürger zukommen. (Krug.)

Majestätsverbrechen ist Beleidigung einer Person, inwiefern derselben

die Majestät beigelegt wird, oder ein Verbrechen, welches gegen die Person des Regenten, den man als solchen kennt, ausgeübt wird.

Makrobiotik ist die Kunst, das Leben zu verlängern. Schätzenswerth in dieser Hinsicht ist Hufelands Makrobiotik, und Heinroths Seelengesundheitskunde. Leipz. 1823 — 24.

Mangel ist das Nichtseyn einer gewissen Vollkommenheit (Eberhard), oder ist die Abwesenheit einer nothwendigen, als nothwendig gedachten oder auch nur gewünschten Sache, oder einer nothwendigen Vollkommenheit.

Manie ist eine Seelenkrankheit, und bezeichnet bald den Wahnsinn, bald die Raserei oder Tollheit, und ist diejenige Zerrüttung der menschlichen Seelenkräfte, welche am meisten Entsetzen erregt, deren Aeußerungen aber meistens nur periodisch stattfinden, und zwischen welche eine scheinbare Ruhe oder ein Insichversunkenseyn eintritt, welches man die stille Manie nennt.

Maimon, Salomon, ein scharfsinniger jüdischer Philosoph, geb. 1753 zu Neuschwitz in Lithauen, gest. 1800 zu Nieder-Siegensdorf bei Freistadt in Schlesien. Seine Philosophie trägt die Farbe der kantischen Kritik, ohne sich an dieselbe sklavisch zu halten.

Maimonides, Moses (Rabbi Moses Ben Maimon), der zu Cordova 1139 geboren, von Topheil und Averrhoes gebildet, den Aristoteles selbst studirte, aber darüber seinen bigotten Glaubensgenossen verdächtig und von ihnen verfolgt wurde, bis er 1205 starb. In seinem More Nevochim (doctor perplexoccem) zeigt er einen hellen, aufgeklärten Verstand bei Auslegung der jüdischen Religionslehre und gesunde Maximen für das Philosophiren; daher er auch bei aller Anhänglichkeit an die herrschende Aristotelisch-arabische Philosophie manche Lehren derselben bezweifelt. Er war eigentlich ein jüdischer Rationalist, und ebendarum von seinen bigotten Glaubensgenossen gehaßt und verfolgt. Das Daseyn Gottes suchte er sowohl ontologisch als kosmologisch und teleologisch zu beweisen, behauptete aber, daß der Mensch eigentlich nur eine negative Erkenntniß von Gott habe, weil er das Wesen Gottes nicht durch positive Merkmale bestimmen könne. Wegen des Uebels in der Welt suchte er die Gottheit dadurch zu rechtfertigen, daß er alle Uebel als Negationen oder Privationen betrachtete, welche von der Natur endlicher oder beschränkter Dinge, dergleichen Alles Erschaffene seyn müßte, nicht trennbar wären. Er stellte also eine Art von Theodicee auf.

Major und **Minor** sind Ausdrücke, die sich in der Logik bald auf die Begriffe eines Urtheils oder Schlusses, bald auf die Urtheile oder Sätze selbst beziehen, die einen Schluß bilden. In der ersten Beziehung ist terminus (Begriff), in der zweiten propositio (Satz) hinzuzudenken, und daher im Deutschen in der ersten Beziehung der major und minor, in der zweiten Beziehung aber die major und minor zu sagen. Wenn bei jenen beiden Wörtern natu (von Geburt) hinzugedacht wird, so beziehen sie sich auf das Lebensalter und bedeuten daher den Aeltern und Jüngern.

Majorene und **Minorene** (großjährig und minderjährig), und insofern diese blos von dem Lebensalter abhängig gedacht werden, sind sie auf gleichbedeutend mit Mündigkeit und Unmündigkeit.

Majorität und **Minorität** (Stimmenmehrheit und Stimmenminderheit (beziehen sich auf die Menge der Stimmen, die sich für oder gegen etwas erklären, worüber berathschlagt wird.

Maistre (Graf Joseph de M.), geb. 1753 in Chambery, seit 1799 sardinischer Staatsmeister, von 1803 — 17 sardin. Gesandter am russischen Hof, gest. 1821 in Turin, gehört zu den philosophischen Schriftstellern, welche das crasseste Stabilitätssystem vertheidigen. Nach ihm sind alle Reformen gefährlich; denn es gibt eigentlich keine Mißbräuche, sobald sie die Zeit geheiligt hat.

Makrokosmos und **Mikrokosmos**. Unter Makrokosmus versteht man die Allheit der Dinge, unter Mikrokosmus die Menschenwelt insbesondere, in so fern sie ein Abbild der Welt im Großen ist, weil der Mensch nicht nur die Elemente der Körperwelt in sich trägt, und die aus deren Verbindung hervorgehenden Gegensätze und

Erscheinungen an sich selbst wahrnimmt, sondern auch viele Vollkommenheiten in sich vereinigt, welcher außer ihm vereinzelt oder zerstreut angetroffen werden. (Krug.)

Malebranche, Nic., geboren zu Paris 1638, gestorben 1715, Vater des Oratoriums, ein Mann von tiefem Geiste und unstreitig der größte Metaphysiker, welchen Frankreich hervorgebracht hat, entwickelte mit Originalität, großer Klarheit und Lebendigkeit die Ideen des Cartesius; aber sein Philosophiren nahm durch seinen religiösen Sinn einen eigenthümlichen mystischen Charakter an. Die Lehren von der Erkenntniß, von dem Ursprunge der Irrthümer, vorzüglich durch Täuschungen der Einbildungskraft und von der Methode, die Wahrheit zu erforschen, führte er trefflich aus. Die Vorstellung von der Passivität des Verstandes, von dem einfachen Wesen der Seele im Gegensatz der Ausdehnung als dem Wesen der Körper, von Gott als den Realgrund alles Seyns und Denkens führte ihn auf die scharfsinnige Bestreitung der angebornen Ideen, so wie auf die ihm eigenthümliche Behauptung, daß wir alle Dinge in Gott schauen, der sie auf intelligible Weise einschließt. Er behauptet, daß Gott die intelligible Welt, die unendliche und allgemeine Vernunft und gleichsam der Ort der Geister sey. Mit diesen Ideen hängt der von ihm noch weiter ausgedehnte Occasionalismus, vermöge dessen er den Körpern und Seelen eine passive Thätigkeit beilegt, und Gott als die einzige Grundursache aller ihrer Veränderungen ansieht, und überhaupt der religiös-mystische Idealismus des Malebranche auf's genaueste zusammen. Hier zeigten sich die Folgen von dem unbegrenzten Vertrauen und Hange zur Demonstration als der einzigen Quelle philosophischer Erkenntniß.

Malerkunst, Malerei ist eine bildende Kunst und stellt daher ihre Ideen unter der Form des Raumes dar. Da aber der Raum der bildenden Kunst nur in so fern zur Form dienen kann, als sie ihn begrenzt, durch die Begrenzung des Raumes aber Gestalten entstehen, so stellt die bildende Kunst Gestalten dar, und ist also eine für den Sinn des Gesichts bildende Kunst. Die Gestalten in der Malerei haben aber nur den Schein der Körperlichkeit; darum sie auch die Kunst des Sonnenscheins genannt wird. Dieser Schein der Körperlichkeit wird aber in der Malerei erreicht durch die Vertheilung von Licht und Schatten, von hellen und dunklen Farben, die daher der Malerkunst als Mittel der Darstellung dienen. In den Gestalten, welche aus der Hand des Malers hervorgehen, ist also alle Körperlichkeit verschwunden, und nur der Schein derselben zurückgeblieben, die irdische Masse ist gewichen einem ätherischen Stoffe, dem Licht und Farbe, welche das eigentlich Geistige, das Ideale in der sichtbaren Natur sind. Es sind also nicht fühl- und tastbare Gestalten, welche die Malerkunst hervorbringt, sondern gleichsam verklärte, ätherische Leiber. Der ätherische Leib kann aber nur die Hülle einer ätherischen Seele seyn. Es ist darum das ideale, das mystische Leben einer himmlischen Seele, welche von allem Körperlichen und Irdischen zurückgezogen und in das Göttliche ganz versunken ist, es ist die Andacht, die Liebe, die Sehnsucht nach dem Unendlichen und der Gottergebenheit, deren die Idee die Malerkunst aufzufassen und in einer verklärten Lichthülle darzustellen hat. Nur dieses ist das der Malerkunst angemessene Object.

Die eigentliche Grundlage der Malerei ist die Zeichnung, welche in der Darstellung der Körper nach ihren äußern Umrissen besteht, wovon größtentheils die Form des Körpers, in welcher die meiste Kraft liegt, abhängt.

Die Forderungen an die Zeichnung sind a) sie muß richtig seyn, d. h. es müssen die Verhältnisse der Theile, vorzüglich nach ihrer Breite genau beobachtet werden, mit steter Rücksicht auf den Gesichtspunkt, von welchem aus uns die Form erscheint; b) sie muß harmonisch seyn. Jedes Kunstwerk muß Eine Idee, ein im Geiste empfangenes, untheilbares Ganze seyn, es muß Eine Idee, Ein zusammenfassender Gedanke seyn, welcher in dem Ganzen herrscht und sich offenbart. In diese Eine Idee müssen sich dann die Glieder des Leibes gleichsam theilen, damit jedes sich auf gleichmäßige Weise und auf eine seiner Natur entsprechende Weise sichtbar werde, und in diesem Gleichgewichte der Theile, vermöge dessen kein besonderer Theil mehr bedeutet als das Ganze, jeder Theil das Ganze auf die ihm angemessene Weise ausdrückt, besteht die Harmonie; c) sie muß einfach seyn, wodurch sie sich dem Idealischen nähert, und Aus-

druck des Großen wird. In dem Verhältnisse aber, in welchem die Zeichnung nur das Wesenhafte und Hauptsächliche herausgehoben, und in der größten Richtigkeit und Kraft dargestellt, das Außerwesentliche aber nur angedeutet, nähert sie sich dem Idealischen, und es entsteht jene Einfachheit, welche der Größe so wesentlich ist; d) die Einfachheit schließt aber die Wohlgefälligkeit keineswegs aus. Dieser muß die Malerkunst um so mehr huldigen, da sie eine für den Sinn des Gesichts bildende Kunst ist. Aus diesem Grunde muß der Zeichnungskünstler Alles vermeiden, was einen unangenehmen Eindruck auf das Auge macht, z. B. sich selbst wiederholende Figuren u. s. w.

Die Zeichnung gibt aber nur die Umrisse, gleichsam das Skelett der Körper, und erst durch die Farben erlangen sie scheinbar Fleisch und Leben. Darum ist das Colorit, wodurch die Zeichnung zum Gemälde wird, ein eben so wesentlicher Theil der Kunst als die Zeichnung.

Die Hauptforderung an das Colorit in einem Gemälde besteht aber in der Harmonie der Farben, welche aber verschiedene Künstler auf verschiedenen Wegen zu erreichen suchten.

Jedes Gemälde muß aber eine Hauptfarbe haben, durch welche der Glanz der Farben oder die Stärke des Lichts gemäßigt und zu einem gewissen Grade herabgestimmt wird. Man nennt diesen Grad der Stärke der Farben den Farbenton, durch dessen Einheit in einem Gemälde Uebereinstimmung in der Mannigfaltigkeit erreicht wird. Der Ton des Gemäldes wird aber durch den Charakter des darzustellenden Gegenstandes bestimmt. Es wäre daher ungeräumt, eine tragische Scene durch freundliche, helle Farben, und eine fröhliche Scene durch düstere Farben darzustellen.

Jeder Gegenstand hat seine eigenthümliche Farbe, welche aber manigfaltigen Modificationen unterliegt, nach der größern oder geringern Entfernung derselben vom Auge, was man die Localfarbe nennt, die aber dem Gegenstande nicht eigen, sondern nur scheinbar ist. Dasselbe gilt von der reflectirten Farbe, welche entsteht, wenn Gegenstände von mancherlei Farben neben einander und zwar in Gruppen zusammenstehen, so daß die verschiedenen Farben mehr oder weniger in einander spielen und dadurch die mannigfaltigsten Schattirungen bewirken; wobei aber nicht zu übersehen ist, daß nur derjenige Gegenstand, welcher mit den hellsten und glänzendsten Farben prangt, diese Wirkung auf die Farben der andern äußert.

Das eigentlich Magische in der Malerei ist das Helldunkel, dessen allgemeines Gesetz ist, daß Licht und Schatten, helle und dunkle Farben sich wechselweise erhöhen oder mäßigen, wodurch die Malerkunst ihre vorzüglichsten Wunder bewirkt, indem es ihr dadurch möglich wird, nicht nur den Flächen den Schein der Erhabenheit und Vertiefung, den Schein der Körperlichkeit zu geben, sondern auch alle möglichen Effecte des Lichtes hervorzubringen. Das Helldunkel kann aber in der Malerei auf zweifache Weise behandelt werden, entweder als Begingung der Wahrheit oder um seiner selbst willen. Die Alten behandelten es vorzüglich als Bedingung der Wahrheit, d. h. sie gebrauchten es blos soweit als es nöthig war zur treuen Nachbildung eines wirklichen Naturgegenstandes, als Bedingung der Naturwahrheit; die Neuern behandelten es aber auch absolut, um seiner selbst willen.

In der ersten Behandlungsweise des Helldunkels zeichnete sich unter den Alten Apelles, Zeuris, Porrhasius, unter den Neuern Rembrandt; in der zweiten Behandlungsweise Corregio aus, dessen berühmte Nacht unerreicht dasteht.

Zur Sichtbarmachung der dem Gemälde zu Grunde liegenden Idee werden Ausdruck und Composition erfordert. Der Ausdruck bezieht sich auf die Darstellung der einzelnen Figur, die Composition auf die Darstellung einer Mehrheit von Figuren. Die Offenbarung der Idee durch das Aeußerliche der Gestalt, durch Blick, Miene, Stellung und Haltung ist das, was man Ausdruck nennt. — Bei der Composition muß das Hauptstreben gerichtet seyn auf Annehmlichkeit und Klarheit; jene wird erreicht durch Symmetrie, diese durch Gruppirung. — Die Symmetrie bezieht sich auf die zwei Hälften eines Gegenstandes und besteht in dem Gleichgewichte desselben; diese schweben aber im Gleichgewichte, wenn die Summe der Figuren zwischen sie gleichmäßig

vertheilt ist, wenigstens die eine Seite nicht mit Figuren überhäuft und die andere verhältnißmäßig leer gelassen ist. Durch die Gruppirung soll Klarheit in das Gemälde gebracht und dem beschauenden Geiste es möglich gemacht werden, den Sinn des Gemäldes leicht zu errathen. Wenn nämlich der Maler zur Darstellung einer Geschichte mehrere Personen nöthig hat, so stellt er sie nicht zerstreut und verwirrt unter einander, sondern vereinigt etliche hier, andere an einer andern Stelle in Masse zusammen, und man sagt er habe Gruppen gemacht. Durch eine solche Zusammenstellung von Figuren wird Klarheit in das Gemälde gebracht und das Auge in Ruhe versetzt, so daß es die Synthese der Figuren nicht erst hervorzusuchen braucht, um dadurch den Sinn des Gemäldes zu errathen. Die Figuren müssen aber dann so zusammengesetzt werden, daß sie als ein unzertrennliches Ganze erscheinen, d. h. eine einzige Hauptvorstellung erwecken, aber nicht eine Vorstellung überhaupt, sondern eine bestimmte Idee. Um diese zu erwecken, muß jede einzelne Figur in ihrer Beziehung zum Ganzen und zu den übrigen dargestellt und diesem Verhältnisse gemäß entweder hervorgehoben oder zurückgestellt werden. Die Hauptfigur muß vorzüglich hervorgehoben werden, und daher die bedeutendste Stelle einnehmen, welche die Mitte ist, jedoch braucht sie gerade nicht die geometrische Mitte einzunehmen, indem die Symmetrie in einem Gemälde nicht in dem formellen, sondern in dem qualitativen Gleichgewicht besteht.

Die Hauptfigur muß ferner das vorzüglichste Licht erhalten, doch kann aber die Stelle desselben auch eine stärkere Schattenmasse enthalten, was von der Bedeutung der Hauptfigur abhängt. Endlich muß die Hauptfigur voranstehen und sich durch Stellung und Vollkommenheit auszeichnen. Die übrigen Figuren müssen, wo es angeht, in gewissen Abstufungen stehen.

Daß übrigens die verschiedenen Arten der Gemälde nicht auf gleicher Stufe stehen, sondern nach der Höhe der Bedeutung in Hinsicht auf die Rangordnung sich an einander reihen, unterliegt wohl keinem Zweifel.

Auf der niedrigsten Stufe stehen dem gemäß die Gemälde des Stilllebens, d. i. diejenigen, welche leblose Gegenstände darstellen, z. B. Hausgeräthschaften u. dergl. Solche Gestalten sind keiner Bedeutung fähig und daher kein eigentlicher Kunstgegenstand. Die Form ist hier die Hauptsache, jedoch können sie durch harmonische Vertheilung von Licht und Schatten einen Schein von Schönheit erlangen.

Die zweite Stufe nimmt ein die Frucht- und Blumenmalerei, in welcher schon eigentliches Colorit herrscht. Werden aber Blumen und Fruchtstücke blos um ihrer selbst willen dargestellt, so haben sie höchstens einen artistischen Werth. Da aber die Farben selbst schon eine symbolische Bedeutung haben, so kann durch die mit den entsprechenden Farben prangenden Blumen allerdings ein bewegtes Gemüth, seine Gefühle und Affecte ausdrücken, und das Gemälde erhebt sich auf die Stufe der Kunst, indem es eine symbolische Bedeutung hat.

Auf der dritten Stufe steht die Thiermalerei, welche aber an sich keinen ästhetischen Werth hat, so lang sie blos auf die getreue Nachbildung wirklicher Thiergestalten gerichtet ist. In und durch Thiergestalten kann aber ein Charakter, Thiercharakter dargestellt werden, wodurch das Gemälde Anspruch auf den Namen eines eigentlichen Kunstwerkes erhält, indem die Form Ausdruck einer Idee ist.

Die vierte Stufe der Malerei ist die Landschaftsmalerei, die Synthese organischer und unorganischer Gestalten. Sie ist allerdings eine schwierige Kunst, indem sie nicht blos das Auge befriedigen, sondern sich, so zu sagen, auch an die übrigen Sinne wenden muß. Und was die Hauptsache ist, so muß die Landschaftsmalerei vorzüglich auf die Darstellung des allgemeinen Lichtes in seinen Verhältnissen zu den verschiedenen Gegenständen im Raume, welchen sie darstellt, gerichtet seyn; dieses ist aber eine der schwierigsten Aufgaben. Dessen ungeachtet bleibt die Landschaftsmalerei, an sich betrachtet, eine untergeordnete Kunst. Nur durch höhere Beziehung kann sie ästhetische Bedeutung erlangen. Der Landschaftsmaler ist schon an sich gedrungen, seine Gemälde mit Menschengestalten zu beleben; denn nichts schreckt mehr zurück, als der Anblick einer menschenleeren Gegend; wenn er aber gezwungen ist, die Landschaft mit Menschen in äußere

Verbindung zu bringen, so stelle er auch beide in einer innern Verbindung dar. Er gebe demnach der Landschaft zugleich eine enge Beziehung auf die sie bewohnenden Menschen, d. i. eine solche Form, daß aus ihr auf den Charakter der Menschen geschlossen werden kann. Dadurch wird das Landschaftsgemälde eine Stelle in der Kunstwelt erhalten, indem es Ausdruck des Geistigen und somit Kunstgegenstand ist.

Die fünfte Stufe der Malerei ist jene, welche Menschengestalten darstellt. Sie ist entweder Charaktermalerei oder Historienmalerei.

Die gemeinste Art des Charaktergemäldes ist das Porträt, über dessen Kunstwerth die Meinungen getheilt sind. Besteht das Porträt blos in einer treuen Nachbildung des sichtbar Wirklichen, so hat es keinen Kunstwerth. Nur dadurch, daß es den Grundcharakter der darzustellenden Person auffaßt und in dem Gemälde sichtbar macht, erhebt es sich auf die Stufe der Kunst, denn nur auf diese Weise erhält es Bedeutung und stellt etwas Bleibendes dar.

Ueber dem Porträte stehen die mythologischen und mystisch-historischen Gemälde, bildliche Vorstellungen idealischer Charaktere.

Zu den mystisch-historischen Personen gehören: Christus, Madonna, Propheten, Apostel, Martyrer rc.

Unter Historienmalerei versteht man die Darstellung einer wirklich geschehenen Handlung oder Begebenheit, als gegenwärtig, vor unsern Augen sich ereignend.

Auf den höchsten Gipfel der Kunst erhebt sich die Malerei durch Darstellung des Allgemeinen, nämlich allgemeiner Begriffe, Lehren, Wahrheiten rc. Das Besondere aber, dessen sich die Malerei zur Darstellung bedient, ist die Allegorie und das Symbol.

In technischer Beziehung, nämlich in Beziehung auf das Material und die äußere Behandlungsart unterscheidet man folgende Arten der Malerei: 1) die enkaustische oder eingebrannte, auch Wachsmalerei genannt. Es war dieses die den Alten gewöhnliche Art der Malerei, welche aber später verloren gegangen ist; daher es auch kaum zu überwindende Schwierigkeiten hat, das eigentliche Verfahren derselben mit Bestimmtheit anzugeben. In der neuern Zeit wurde dieselbe, 1752 in Frankreich, durch den Grafen Caylus wieder in Anregung gebracht. In der neuesten Zeit beschäftigten sich vorzüglich mit Wachsmalerei J. G. Walter in Berlin, Jac. Roux in Heidelberg und Pet. Kraft in Wien. Ob aber eine davon die bei den Griechen angewandte Methode sey, ist wohl zu bezweifeln. Am meisten scheint sich das von Montalembert gemachte Verfahren, nach welchem auch in der neuen königl. Residenz in München eine Reihe von Wandgemälden ausgeführt wurde, der eigentlichen Enkaustik zu nähern.

2) Mit der Enkaustik der Alten verwandt ist die Email- oder Schmelzmalerei, eigentlich eine Erfindung des 16. Jahrhunderts.

3) Aehnlich der Emailmalerei ist die vielleicht auch den Alten schon bekannte Glasmalerei, welche aber erst seit dem 4. Jahrh. n. Chr. sich mehr zu verbreiten anfing. Zu ihrer Blüthe aber gelangte sie erst im 15. und 16. Jahrh. Im 17. Jahrh. gerieth sie in Verfall, und im 18. hörte sie fast ganz auf. In Deutschland fing sie erst im 19. Jahrh. an wieder aufzuleben, vorzüglich durch Mich. Sigmund Frank in Nürnberg.

4) Aquarell- oder Wassermalerei, auch Guachemalerei, ist diejenige, bei der man sich geriebener und in Wasser zerlassener Farben, mehr oder weniger mit einer Auflösung von Gummi vermischt, bedient, und dieselben auf Leinwand, Papier, Elfenbein rc. aufträgt. Sie eignet sich vorzüglich zu Blumen und Landschaften.

5) Kalk- oder Frescomalerei, welche mit Wasserfarben auf einer noch frisch mit Mörtel überworfenen Mauer aufgeführt wird.

6) Die Oelmalerei, bei welcher die mit Oel vermischten Farben auf Holz, Kupfer und andere Metalle, auch auf Mauern, groben Taffet, gegenwärtig aber am gewöhnlichsten auf Leinwand aufgetragen werden.

7) Die Pastellmalerei führt ihre Werke aus vermittelst trockener, aus verschiedenen Farbenteigen gebildeter Stifte (Pastelle.).

8) Mosaik oder musivische Kunst, eine Art von Malerei, bei welcher ein Gemälde aus verschiedenfarbigen Steinen, oder auch aus Glas- und Marmorstücken, ja selbst aus Hölzern von verschiedener Farbe vermittelst eines Kittes so fein und künstlich zusammengesetzt wird, daß es in einiger Entfernung mit dem Pinsel verfertigt zu seyn scheint.

Mandeville, Bernh. v., ein Holländer von französischer Herkunft, der sich als Arzt in London aufhielt, geb. zu Dordrecht 1670, gest. 1733, behauptete, alle Tugend sey nur ein künstliches Product der Politik und Eitelkeit, und das Laster der Einzelnen sey der Gesammtheit vortheilhaft; Behauptungen, durch welche der Grundunterschied zwischen Gutem und Bösem, zwischen Rechtem und Unrechtem ganz aufgehoben wurde.

Manes, ein Perser, lebte im 3. Jahrh. n. Chr., wurde von Einigen für einen Heiligen und Wunderthäter, von Andern für einen Betrüger und argen Ketzer erklärt. Der König Sapor, dessen kranken Sohn Manes nach Entfernung der Aerzte durch Gebet zu heilen versprach, was aber so wenig gelang, daß dieser unter seinen Händen starb, ließ ihn deßhalb in's Gefängniß werfen, und nach vergeblich versuchter Flucht um das Jahr 277 hinrichten. Uebrigens war die von Manes mitgetheilte Lehre nicht neu, sondern vielmehr die alte persische Lehre, daß es zwei von einander unabhängige oberste Principien der Dinge gebe, ein gutes und ein böses. Dem gemäß nahm er auch eine doppelte Seele im Menschen, eine gute und eine böse, an. Das Fleisch (die Materie, der Körper) war ihm ein Werk des bösen Prinzips. Darum erklärte er auch die Ehe und die Zeugung für sündlich, und forderte eine völlige Ausrottung der sinnlichen Triebe, um die Fesseln des Körpers abzustreifen. Seinen christlichen Zeitgenossen aber suchte er jene Lehren und Vorschriften dadurch zu empfehlen, daß er sich ihnen als den von Christus seinen Jüngern verheißenen Tröster oder Lehrer (Paraklet) ankündigte, und gewisse Aussprüche der Schrift, wie von den guten und schlechten Bäumen, die gute und schlechte Früchte tragen, nach seinem dualistischen Systeme erklärte, das man nach ihm den Manichäismus nannte. Und dieses System fand ungeachtet seines Widerspruches mit der gesunden Vernunft und dem Christenthume doch Beifall. Daher entstand die Secte der Manichäer, welche auch wie die pythagorische Schule die Gestalt eines geheimen Bundes annahm, und sich in die zwei Classen der Hörer und Auserwählten, Esoteriker und Exotoriker theilte. Zwölf unter ihnen hießen die Meister, und ein dreizehnter, als Haupt der Secte und Nachfolger ihres Stifters der Paraklet. Diese Secte breitete sich nach und nach sehr aus, und zählte sogar den berühmten Kirchenlehrer Augustin zu ihren Anhängern, wiewohl er es darin nicht bis zur Meisterschaft brachte, und später als heftiger Gegner derselben auftrat. Die Secte behielt jedoch ihre ursprüngliche Gestalt nicht immer bei, und ward nach und nach so enthusiastisch und fanatisch, daß man sie durch strenge Maßregeln zu vertilgen suchte, obwohl man sie dadurch nur vermehrte. Nach und nach verlor sich diese Secte, die man auch zu den Gnostikern zählt. (Krug.)

Manier bezeichnet im weitern Sinne das Benehmen eines Menschen überhaupt. Man unterscheidet daher gute und schlechte Manieren, und nennt denjenigen manierlich (gleichbedeutend mit artig, gesittet, höflich), der sich gute Manieren im Umgang mit Andern angeeignet hat. — In ästhetischer Hinsicht nennt man Manier die Art und Weise, wie ein Kunstwerk ausgeführt wird, sofern es in den eigenthümlichen persönlichen Beschaffenheiten des Künstlers ihren Grund hat.

Mantik heißt die Wissenschaft des Vorherverkündigens zukünftiger Dinge.

Marter bezeichnet einen sehr hohen Grad körperlicher, bisweilen auch geistiger Schmerzen, die absichtlich verursacht worden.

Märtyrer (Zeugen) werden vorzugsweise diejenigen Bekenner des Christenthums genannt, die in den Zeiten der Verfolgung sich lieber umbringen ließen, als daß sie ihren Glauben verläugnet hätten. (Meineke.)

Maaß, geb. 1766, gest. 1823, stand, wenigstens in seinen spätern Schriften, unter Kant's Einflusse. Er wirkte als Professor der Philosophie zu Halle und schrieb über die Einbildungskraft, über die Leidenschaften, über die Gefühle, auch über synonymische Gegenstände.

Maß ist die bekannte und bestimmte Größe, nach welcher eine andere unbekannte oder noch unbestimmte, der Ausdehnung und Menge nach, die sie hat oder haben soll, bestimmt wird, sowohl wenn von körperlichen Dingen, auch wenn von einer Zeit, jedoch nur im Allgemeinen die Rede ist, indem man in den meisten Fällen für die Arten der Größe und nach Beschaffenheit der Dinge, deren Größe bestimmt werden soll, eigene und eigenthümliche Namen hat. (Campe.)

Mäßigkeit kann in einem doppelten Sinne genommen werden: 1) im Allgemeinen als besonderer Gebrauch aller unserer Kräfte, oder als die Kunst, in allen Dingen, auch in Worten, Maß und Ziel zu halten; 2) in besonderer Beziehung auf das sinnliche Leben, als weise Verwaltung unserer sinnlichen Kräfte. (Ammon.)

Materialismus ist im Allgemeinen die Behauptung, daß es überall nichts als körperliche Substanzen gebe. Er geht also von dem Satze aus, alles Existirende ist bloße Materie, und zieht daraus die Folgerung, daß auch der Mensch nichts anders als bloße Materie, Körper, Leib sey. Was man aber Geist, Seele nennt, sey entweder ein bloßes Hirngespenst, oder eine bloße Affection des Leibes, welche eben so denkt und will, als er sich bewegt, ernährt, fortpflanzt u. s. w. — Friedr. Schlegel erklärt sich in seinen philosophischen Vorlesungen, herausgegeben von C. J. H. Windischmann, Bd. I. über den Materialismus auf folgende Weise:

„Der Materialismus ist, in sofern er über das Gebiet der Erfahrungen hinausgeht, und den Geist und alle Dinge aus der Erfahrung abzuleiten und zu construiren wagt, viel freier und kühner als der Empirismus, eigentlich ein transcendenter Empirismus.

Der Materialismus, und zwar der gröbste und gemeinste, sucht das Universum aus ursprünglichen Atomen zu construiren. Construiren heißt aber, eines aus dem andern nach Causalität, Zweck und Ordnung systematisch in strengster Verbindung und Einheit ableiten und begründen. Wie ist dieß aber möglich, ohne den Geist vorauszusetzen oder wieder in die Materie einzuführen? Denn woher sind diese Gesetze anders als aus dem Geiste? Und wie ist andererseits ein System, das darauf Anspruch macht, ein wahrhaft philosophisches zu seyn, ohne Geist, d. i. ohne Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit möglich? da es ohne diese keine Consequenz, also kein System gibt. Es ist deßhalb auch sehr natürlich, daß man in dieser Art von Philosophie noch kein regelmäßiges, zusammenhängend gedachtes System zu Stande gebracht, sondern daß im Gegentheil alle materialistische Philosophieen ihre Inconsequenz am auffallendsten an der Stirn tragen. — Endlich ist die nothwendige, von allen Materialisten postulirte Hypothese von den ursprünglichen Atomen noch nie erwiesen und die allerwillkührlichste, die es geben kann; ihr System beruht also auf nichts, und sie können nicht verhindern, daß der Skeptiker es durch diese einzige Bemerkung nicht völlig umstoße. Der Materialismus kann es also 1) nicht zu einem Systeme bringen, oder er müsse 2) sich selbst widersprechen, einen Geist als Gesetzgeber annehmen, und 3) beruht sein ganzes System auf einer willkührlichen Hypothese.

Freilich gibt es noch einen andern höhern Materialismus, den dynamischen, eine Gattung, welche vorzüglich nur bei den Griechen existirt hat. Nach diesem System wird die Entstehung aller Dinge, aus dem Streit, Verbindung und Trennung unsichtbarer Elemente erklärt — alle äußern Erscheinungen sahen sie als Producte des wechselseitigen Aufeinanderwirkens mehrerer Elemente an; ein solcher sich immer wiederholender Kampf ist aber nicht ohne Bewegung, Veränderung, Thätigkeit und Leben denkbar — daher fanden sie denn darin auch die Quelle eines ewigen innern Lebens und Werdens, welches sie der Natur beilegten, sie sahen sie als ein lebendiges Wesen an, worin Alles geistig und beseelt ist. Hiedurch unterscheidet sich nun jene Gattung sehr vortheilhaft von dem atomistischen Materialismus, der nicht mehrere Urkräfte, sondern nur ein einziges Prinzip, ein Chaos von einer unendlichen Menge ursprünglicher Atomen annimmt, und blos bei dem Aeußern der Körper stehen bleibt, sich nicht auf das innere Wesen derselben einläßt, so daß es dieser Vorstellungsart nach im Innern der Natur keinen Geist, kein Leben gibt, Nichts beseelt, sondern Alles todt ist, wohingegen der dynamische Materialismus keine Körper, sondern Kräfte, also etwas Höheres zum

Urprinzip annimmt, und erst aus dem Kampfe derselben die Körper entstehen läßt, deren grobe äußerliche Erscheinung er gar als trüglichen Schein betrachtet. Er wird deßhalb auch dynamischer, von δυναμις, Kraft, genannt. In philosophischer Rücksicht kann man ihn auch füglich Dualismus nennen, da die dem dynamischen Materialismus zu Grunde liegende Lehre der innern Zwiefachheit und Gespaltenheit auch die Grundanschauung des Dualismus ist. Er ist daher auch mit dem Ideealismus, und besonders mit demjenigen Theil desselben, den man vorzüglich Dualismus zu nennen pflegt, nicht eigentlich im Streit. Durch seine Ansicht der äußerlichen körperlichen Erscheinungen als bloßen trügerischen Scheines; der Natur als belebt in einem ewigen Werden, in einer unaufhörlichen Entwickelung und Ausbildung; — und durch das Aufsuchen des Ursprungs aller Dinge in dem Conflict unsichtbarer Elemente verträgt er sich wenigstens ganz gut mit dem Idealismus.

So sehr nun aber auch das Verfahren des dynamischen Materialismus dem Idealismus gemäß ist, indem er einverstanden mit demselben von der äußern Seite materieller Dinge gänzlich abstrahirt, sich über den stupiden Glauben: die Körper kämen uns vor, wie sie wirklich sind, erhebt, das Reele in den innern Kräften und in ihren gesetzmäßigen Verhältnissen aufsucht, das Wesen aller Dinge auf wenige einfache, innere Principien reducirt, und in sofern, gerade wie der Idealismus, abes gleichsam in Geist auflöst, — so kann er dennoch nur als Physik, keineswegs als Philosophie bestehen. Als Philosophie steht er aber sehr weit von dem Idealismus ab, da er nicht, wie dieser, das Ganze umfaßt, sondern von einer niedrigern Stufe, einem niedrigern Princip anhebt, als dieser, und die Philosophie überhaupt anheben muß. Er steigt nicht zu einer ersten Ursache der Natur herauf, sondern nimmt gleich in der ersten Construction des Universums zwei oder drei Elemente an, und hierin kann ihn eben der Pantheismus, dem er durch das Princip der ewigen Veränderlichkeit der Natur gerade entgegen gesetzt ist, vollkommen widerlegen, indem er ihm die Nothwendigkeit und Evidenz eines einzigen ersten Prinzips der rein geistigen Beharrlichkeit nämlich, welches er über seine Elemente hätte setzen müssen, beweist. Endlich wird der Idealismus ihm immer vorwerfen, daß es ihm, freilich noch weniger dem Atomistiker, je gelingen könne, den Geist aus der Materie herzuleiten, ohne einen Machtspruch zu thun. Beide sind am Ende immer zu diesem Mittel gezwungen. Man kann wohl mit einem großen Schein von Wahrheit zeigen, daß, sowie man gewöhnlich Geist und Körper annimmt, dieser einen großen Einfluß auf jenen habe; ja es mag, vorausgesetzt, daß unser Geist bedingt, und der Körper das Bedingende ist, leicht der Fall seyn, daß der Geist vom Körper beschränkt wird. Daraus folgt aber noch gar nicht, daß ersteres aus dem letztern entstanden, und somit muß der Materialist bei den Elementen der Natur, bei der Physik stehen bleiben, kann sich nicht höher schwingen, auch dem Idealisten, der allerdings höher steigen will, nichts entgegensetzen, als den leeren, unerwiesenen Machtspruch, daß es nicht gelingen könne; denn daß unser Geist ein Product des Körpers, die höchste Blüthe der körperlichen Organisation sey, ist noch nie bewiesen worden, und ein eben so großer, ja noch größerer Machtspruch; — es wäre aber dieser Beweis zur Unterstützung der ersten Behauptung durchaus erforderlich.

Es läßt sich höchstens darthun, daß die menschliche Organisation eine günstige und günstigere Disposition zu einem geistigen Prinzip habe, als irgend ein anderes organisches Wesen. Dieß reduzirt sich indessen alles darauf, daß unser Körper die Bedingung sey für unsern bedingten Geist. — Wie das auch ganz natürlich, da nur das Gleichartige sich verbinden, erzeugen, fortpflanzen kann, nicht aber das Ungleichartige, völlig Heterogene. So wird man leichter zeigen können, wie der Geist aus dem Geiste, der Körper aus dem Körper entstehen könne, als umgekehrt, der Geist aus dem Körper und der Körper aus dem Geist. Letzteres versucht nun freilich der Idealismus, und es ist dieß eine sehr schwierige, nie ganz befriedigend zu lösende Aufgabe. Jedoch ist es immer ein höherer, dem wahren Philosophiren angemessener Versuch, die ersten materiellen Grundkräfte aus einer höhern geistigen Grundkraft ableiten zu wollen, als aus der verwickelten, groben, körperlichen Organisation, aus einem ganz speziellen Körper den eben so speziellen Geist."

Mauchart, J. D, geb. 1764, zu Tübingen, hat sich besonders um die Erfahrungsseelenlehre verdient gemacht.

Maxime nennt Kant einen subjectiven Grundsatz der Vernunft, sowohl der theoretischen als praktischen. Sie ist also eine objective Regel, die sich jemand selbst für seine Handlungsweise vorschreibt. Bezieht sie sich auf die Erkenntniß eines Objects, so heißt sie theoretisch; bezieht sie sich auf die praktische Anwendung derselben, so heißt sie praktisch, bezieht sie sich auf das Interesse der Vernunft an der Sittlichkeit, so heißt sie moralisch (Meineke).

Maximus von Ephesus, ein neuplatonischer Philosoph des 4. Jahrhunderts n. Chr., Schüler des Aedesius, scheint um die Philosophie sich wenig Verdienste erworben zu haben, da er den magischen und theurgischen Künsten sehr ergeben gewesen seyn soll.

Maximus von Tyrus lebte im 2. Jahrhundert unter den beiden Antoninen und Commodus, lehrte theils in Rom, theils in Griechenland Philosophie, womit er auch den Unterricht in der Beredsamkeit verband. Seine noch vorhandenen 4 Abhandlungen über verschiedene Gegenstände beweisen, daß er dem Plato nicht sklavisch folgte, sondern eine gewisse Freiheit und Selbstständigkeit im Denken behauptete. Zuweilen äußerte er sich darin auf skeptische Weise, wie die Akademiker seit Arcesilas, ohne daß man ihn zu den Skeptikern zu zählen berechtigt wäre; denn im Ganzen lehrte er nach platonischen Grundsätzen, folglich dogmatisch. Hin und wieder spricht er auch von Dämonen, ohne jedoch eine förmliche Dämonologie zu geben. Jedoch sucht er das Daseyn der Dämonen förmlich zu beweisen und zwar daraus, daß es 5 Gegensätze gebe, welche alles Existirende umfassen.

Mayeonis, Franz, (doctor illuminatus et acutus, auch magister abstractionum genannt, der Urheber der sorbonischen Disputationen — actus sorbonici, und durch seine Commentare über Aristoteles, Augustin, Anselm, Lombardus und andere philosophische Schriften bei seinen Zeitgenossen berühmt, starb zu Piacenza 1325. Er wurde vorzüglich durch Scotus gebildet, dem er auch in allen Punkten folgte, und nur hie und da sich Zusätze zur Erläuterung oder nähern Bestimmung erlaubte. Als höchstes (absolutes und indemonstrables) Prinzip der Philosophie nahm er den Satz an, daß jedes Ding bejaht oder verneint werden könne, obwohl nicht zugleich, also entweder das Eine oder das Andere, welches Prinzip nichts anderes ist, als der Satz des Widerspruchs, ausgesprochen als Satz der Ausschließung des Mittlern zwischen zwei Contradictorischen. Unter seinen Schriften ist der Commentar zum Magister sententiarum die bedeutendste.

Mediceer, eine florentinische Familie, die sich nicht bloß in politischer Hinsicht durch Aufschwung aus dem Bürgerstande zu der obersten Staatswürde berühmt gemacht, sondern sich auch um die Wissenschaften, namentlich um die classische Literatur und die Philosophie sehr bedeutende Verdienste erworben hat. Vornehmlich waren es Cosimo (Cosmus) und Lorenzo, welche sowohl die aus dem byzantinischen Reiche vor den Türken fliehenden, als auch die in Italien einheimischen Gelehrten auf mannigfaltige Weise unterstützten, und dadurch das Studium der alten classischen Schriftsteller, auch die griechischen Philosophen, die man bis dahin meistens nur in schlechten Uebersetzungen kannte, beförderten. Auch begründete Cosmus um 1440 eine neue platonische Akademie, die zwar keinen langen Bestand hatte, der aber doch die Nachwelt einige brauchbare Arbeiten verdankt.

Megariker, so benannt von Megara, dem Gebürtsorte desjenigen Euklides, der da eine Schule stiftete, in welcher der Euklides, der Freund des Sokrates, früher schon mit den Philosophemen der Eleatiker bekannt war, eine durch die Ansichten der Eleaten und des Sokrates modifizirte Dialektik geübt und gepflegt wurde, die schon von den Alten wegen mangelhafter Kenntniß als leere Streitkunst bezeichnet war, weßwegen auch diese Philosophen die Streitsüchtigen, εριστικοι genannt wurden. Die erscheinenden Subtilitäten scheinen aber den Zweck gehabt zu haben, die im Denken und Erkennen, die im Rationalismus und Empirismus liegenden Schwierigkeiten hervorzuheben, und

einige Dogmatiker, vorzüglich Aristoteles und Zeno in die Enge zu treiben. Euklides stellte das eleatische Prinzip in einer andern Form auf: es gibt nur Ein Gutes, und dieß ist allein real und unveränderlich. Ferner verwarf es die Schlüsse aus Vergleichung und griff in seinen Streitigkeiten nicht die Prämissen, sondern den Schlußsatz durch Folgerungen aus denselben an.

Mehrheit bedeutet eigentlich eine Vielheit, welche größer ist als eine andere, die man die Minderheit nennt. Wenn von einer Mehrheit der Stimmen in einer Versammlung die Rede ist, so wird dieselbe oft so genommen, als wenn Alle einstimmten, weil man voraussetzt, daß das Bessere sey, was die Meisten dafür halten und darum wollen. Allein diese Voraussetzung ist nicht immer richtig. Da nun eine völlige Uebereinstimmung so selten ist, daß es, wenn dieselbe immer gefordert würde, in den meisten Fällen zu gar keinem Entschlusse kommen würde, so unterscheidet man absolute und relative Stimmenmehrheit. Jene findet statt, wenn auch nur Eine Stimme mehr ist, und dieses kleine Uebergewicht doch zur Entscheidung hinreicht. Die relative Stimmenmehrheit findet statt, wenn ein bestimmtes Stimmenverhältniß, z. B. $^2/_3$ der ganzen Summe der Stimmen zur Entscheidung nöthig ist (Krug). Gewöhnlich nennt man die Stimmenmehrheit absolut, wenn mehr als die Hälfte der Glieder einverstanden sind; relativ aber, wenn für einen gewissen Beschluß mehr Stimmen sind, als für jeden andern Beschluß einzeln betrachtet.

Mehmel, Gli. Ernst Aug., geb. zu Winzingerode 1761, gest. als Professor der Philosophie zu Erlangen, war zwar in Vielem mit Fichte einverstanden, ohne sich aber ganz an denselben anzuschließen.

Meier, Georg Friedr., geb. 1718, gest. als Professor der Philosophie in Halle 1777. Er trat fast ganz in die Fußstapfen seines Lehrers Baumgarten, dessen Ideen er mehr entwickelte, ausführte und anwendete, den er aber an mündlicher und schriftlicher Darstellungsgabe übertraf, und daher auch mehr Beifall gewann. Daß er zu einer Zeit, wo man in Deutschland fast überall lateinisch philosophirte, bloß die deutsche Sprache, und nicht ohne Erfolg, zu seinen philosophischen Forschungen und Vorträgen brauchte, muß ihm als Verdienst angerechnet werden.

Meiners, Christoph, geb. 1747 zu Otterndorf, seit 1775 ordentl. Professor der Philosophie zu Göttingen, wo er 1810 starb. Er war ein Mann von umfassenden Kenntnissen, der sich um die Philosophie selbst, noch mehr aber um die Geschichte derselben verdient machte.

Meinung, s. den Artikel „Fürwahrhalten".

Meister, Jakob Heinr., geb. 1744 zu Bückeburg, gest. gegen das Ende des Jahres 1826, hat außer einigen belletristischen, auch mehrere philosophische Schriften herausgegeben, die meisten in französischer Sprache.

Meister, Joh. Christ. Friedr., geb. 1758, seit 1792 ordentl. Prof. der Rechte zu Frankfurt a. d. O., ward bei Verlegung dieser Universität nach Breslau mit nach Breslau, seit 1819 aber in den Ruhestand versetzt. Er hat sich außer dem positiven Recht auch um das philosophische, und um die Moral durch seine Schriften verdient gemacht.

Meister, Leonhard, geb. 1742, gest. 1811, hat außer mehreren historischen und belletristischen Schriften auch mehrere philosophische, meistens psychologische und moralische herausgegeben.

Melancholie ist eine zunächst in dem Gemüthe wurzelnde Seelenkrankheit, welche Schulze erklärt als den fortdauernden, unwiderstehlichen Hang, sich Vorstellungen hinzugeben, die traurige und ängstigende Gefühle in uns erwecken. Sie besteht also, wie Krug sagt, darin, daß eine fixe traurige Idee sich des Gemüths des Menschen so ausschließlich bemächtigt, daß ihm allmählig die ganze übrige Welt schwindet, und die andern Vermögen der Seele in ihren Verrichtungen gestört werden. Da aber die Melancholie ursprünglich vom Gemüthe ausgeht, so können die übrigen Thätigkeiten der Seele dabei von statten gehen, nur nicht mit Freiheit und Bewußtseyn. Daher kann auch in Hinsicht auf das rechtliche Verhältniß dem Melancholischen keine Folge seiner Handlungen zugerechnet werden.

Melanchton, Philipp, (eigentlich Schwarzerde, auch schlechtweg Magister Philipp genannt), geb. 1497 zu Bretten in der Pfalz am Rhein, und gest. 1560 als Professor der griechischen Sprache und Literatur zu Wittenberg, wohin er auf Reuchlins Empfehlung bereits im 22. Jahre seines Alters berufen wurde. Außerdem, daß er mit Luther in Wittenberg für die Reformation zusammenwirkte, hat er auch unmittelbare Verdienste um die Philosophie sich erworben. Er lehrte nämlich eine reinere aristotelische Philosophie, als man sie bisher gekannt hatte, sowohl mündlich als schriftlich, und die Lehrbücher, die er in dieser Hinsicht schrieb, zeichneten sich so sehr durch Deutlichkeit, Ordnung, Gründlichkeit und gute Schreibart aus, daß sie von Vielen lange Zeit benutzt wurden, und man ihn selbst den allgemeinen Lehrer Deutschlands, praeceptor Germaniae, nannte. —

Melissus aus Samos (berühmt als Staatsmann und Feldherr zur See gegen 444) kam, man weiß nicht, ob unabhängig von Xenophanes und Parmenides, auf dasselbe System, wie diese beiden Männer, das er aber noch schneidender darstellte und zum Theil schärfer entwickelte. Seine Hauptsätze sind: das Wirkliche ist ewig und daher ohne Anfang und Ende, und weil dieses, so ist es grenzenlos, als grenzenlos auch Eins, und als solches unveränderlich und empfindungslos, nicht zusammengesetzt, noch theilbar, und mithin überhaupt kein Körper und ohne Raumesdimensionen Alles, was in die Sinne fällt (die Vielheit der Dinge ist nur leerer Schein, und von der realen Erkenntniß ausgeschlossen). In welchem Verhältnisse Melissus das Reale und Gott zu einander gedacht habe, ist unbekannt.

Mellin, Gg. Samuel Albert, geb. 1755 zu Halle, hat sich vornehmlich als Erläuterer und Verbreiter der kantischen Philosophie ausgezeichnet. Seine hieher gehörigen Schriften sind: Marginalien und Register zu Kant's Kritik der Erkenntnißvermögen, zur Erleichterung und Beförderung einer Vernunfterkenntniß der kritischen Philosophie aus ihren Urkunden. Züllichau 1794—5. 2 Thle. — Marginalien und Register zu Kant's metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehee. Jena und Leipzig 1800. — Encyklopädisches Wörterbuch zu der kritischen Philosophie. Züllichau und Leipzig (nachher Jena und Leipzig) 1797—1804. — Allgemeines Wörterbuch der Philosophie. Magdeburg 1805—7 2c.

Melodie ist dem Tonkünstler die angenehme Folge der Töne. Eine Folge von Tönen gefällt aber nur in sofern, als sie Ausdruck des Gemüthes, d. h. einer bestimmten Empfindung ist. Um aber Ausdruck einer bestimmten Empfindung zu seyn, wird erfordert, daß die Töne sowohl an sich, als in ihrer Folge mit dem Charakter der Empfindung zusammenstimmen, deren Ausdruck das Tonstück seyn soll.

Mendelssohn, Moses, geb. 1729 zu Dessau von jüdischen Eltern, und gestorben 1786 zu Berlin. Seine Eltern waren wegen großer Dürftigkeit nicht im Stande, ihm eine gelehrte Erziehung geben zu lassen. Er kam aber bald nach Berlin in ein angesehenes Handelshaus und fand hier Gelegenheit, theils durch eigenen Fleiß, theils durch fremde Unterstützung, Sprachen, Mathematik und Philosophie, besonders die rabbinische des Maimonides zu studiren und zugleich seinen Geschmack zu bilden. Vorzüglich wirkte Lessing auf ihn ein, der ihn sogar im Griechischen unterrichtete und Plato's Schriften mit ihm las, auch stets in freundschaftlichen Verhältnissen mit ihm blieb. Psychologie, Aesthetik und Moral waren die Zweige der Philosophie, mit denen er sich vorzugsweise beschäftigte, ohne jedoch das Feld der höhern Speculation zu vernachläßigen. Uebrigens philosophirte er meist eklektisch, bestritt auch, besonders in seinen Morgenstunden, die kritische Philosophie. Seine Darstellung ist klar, einfach und gefällig. Später nahm er als Mitarbeiter bedeutenden Antheil an den zu jener Zeit von Nicolai und Lessing herausgegebenen Literaturbriefen, und gab dann auch mehrere eigene Schriften heraus. Gegen Kant suchte er das Daseyn Gottes förmlich zu beweisen.

Menschheit wird in doppelter Bedeutung genommen, und bezeichnet 1) die Wesenheit des Menschen, oder den Inbegriff alles dessen, wodurch sich der Mensch von andern Dingen wesentlich unterscheidet, seine eigenthümliche, sinnlich vernünftige Natur, der nach unten die bloße Thierheit, nach oben die reine Vernünftigkeit entgegen steht,

2) die Menschengattung oder den Inbegriff aller auf Erden lebenden Menschen (Krug), oder erstlich die Gesammtheit der Menschen nach Zahl, Gattung und Racen; zweitens das Eigenthümliche der Menschennatur, die Humanität im Gegensatz der Thierheit. (Meinecke.)

Mensch. Der Mensch, sagt man gewöhnlich ist ein vernünftiges Thier. Krug tadelt an dieser Erklärung, daß sie zu weit sey, da es außer dem Menschen in der Welt noch gar viele vernünftige Thierarten geben kann, wie denn auch die Stoiker und andere alte Philosophen auch die Welt selbst, ja sogar die Gottheit auf gleiche Weise erklären. Es müsse also noch das Merkmal irdisch hinzugefügt werden. Jedenfalls aber bezeichnet diese Erklärung den Menschen zuerst von der thierischen oder animalischen Seite und dann von der vernünftigen oder rationalen Seite. Von der animalischen Seite betrachtet, hat man es immer schwierig gefunden, den Menschen von andern Thierarten, besonders von denjenigen Säugethieren, die ihm zunächst stehen, wie die Affen, durch zulängliche Merkmale zu unterscheiden. Linnee gestand sogar geradezu, er habe noch kein solches Unterscheidungsmerkmal finden können. Andere Naturforscher, wie Blumenbach, haben den aufrechten Gang des Menschen, wozu ihn sein ganzer Körperbau gleichsam einladet, den freien Gebrauch zweier Hände mit vollkommen ausgebildeten Fingern, die aufrechte Stellung der untern Schneidezähne, und das hervorstehende Kinn als solche Unterscheidungsmerkmale angegeben. Die aufrechte Stellung des Stehens und Gehens hängt sogar mit der höhern Bestimmung des Menschen zusammen. Dieß erkannten auch schon die Alten. So sagt Cicero: Deus homines humo excitatos, celsos et rectos constituit, ut deorum cognitionem, coelum intuentes, capere possent. Und eben so Ovid in den Versen: Os homini sublime dedit coelumque tueri Jussit et erectos ad sidera tollere vultus. Zu den physischen Eigenthümlichkeiten des Menschen müssen aber wohl auch die gleich von Natur ausgebildeten Sprachwerkzeuge desselben gerechnet werden. Er ist vorzugsweise ein sprachfähiges Wesen. Eben so gehört dahin der permanente Geschlechtstrieb des Menschen, wodurch dauerhaftere Geselligkeit unter den Menschen begründet wird, als unter den übrigen Thieren, bei welchen jener Trieb nur zu bestimmten Zeiten thätig ist. Die Merkmale der Nacktheit und Wahrlosigkeit sind wohl keine hinreichenden Unterscheidungsmerkmale, indem sich diese auch bei vielen Thieren finden, bei dem Menschen aber sich allmählig immer mehr verlieren. Der Körper behaart sich, und würde dieß noch mehr thun, wenn der Mensch sich nicht künstlich bedeckte. Auch wachsen ihm Zähne und Nägel, die er in Verbindung mit der Faust und dem Fuße als Waffen zur Vertheidigung und zum Angriffe brauchen kann. Man kann also nur sagen, daß der Mensch von Nattur weniger bedeckt und bewaffnet sey als manche Thiere. Dafür vermag er aber sich so künstlich zu bedecken und zu bewaffnen, daß er allen jenen Thieren Trotz bieten und sie sogar überwältigen kann. Ueberdieß hat er noch vor allen Thieren den physischen Vorzug, daß er in allen Zonen und unter allen Klimaten ausdauern, aus allen Naturreichen sich ernähren, mithin auch die ganze Erde bewohnen und sich unterwürfig machen kann, während die Thiere nach ihren verschiedenen Arten immer nur an gewisse Zonen, Klimate und Nahrungsmittel gebunden und eben dadurch in ihrer Lebensweise sehr beschränkt sind. Man kann daher sagen, daß der Mensch, wenn er auch nur physisch betrachtet wird, das vollkommenste Product dieser Erde sey. Indessen ist der Mensch weit höher, als die übrige Thierwelt durch seine geistigen Vorzüge gestellt. Schon der Verstand des Menschen geht weit über das intelligente Prinzip in den Thieren hinaus, welches man in Vergleich mit dem Verstande doch nur eine Analogia intellectus nennen kann. Ein ausschließlicher Vorzug des Menschen vor dem Thiere ist aber die Vernünftigkeit, ein göttlicher Funke in der menschlichen Natur, das wahre Ebenbild der Gottheit. Ist nun der Mensch ein vernünftiges Wesen, so ist er auch ein freies und sittliches Wesen. Alles zusammengefaßt, ist er also ein Doppelwesen, das mit den Füßen auf der Erde steht, mit dem Haupte aber bis an den Himmel reicht. (Krug, philosophisches Lexikon Bd. 2.)

Mentalreservationen sind innere Vorbehalte bei Versprechen oder Eiden,

wodurch man diese zu entkräften, oder ungiltig zu machen sucht (Krug). Da solche Reservationen offenbar betrügliche Handlungsweisen sind, so können sie von der Vernunft nicht gebilligt werden.

Merkmal ist eine Theilvorstellung, in wiefern der Begriff dadurch bestimmt wird (Maaß) oder ist alles das an einem Dinge, woran man es erkennen kann (Eberhard). Ein Merkmal, welches ein wesentliches Unterscheidungskennzeichen ist, und also zur Auszeichnung vor andern dient, heißt ein charakteristisches.

Messe ist, wie Friedr. Schlegel sagt, nach dem katholischen Lehrbegriff der reinste Naturcultus durch Christum in einen göttlichen verwandelt. Dieß ist das kräftigste Mittel, den Glauben hervorzurufen und das ausschließend einzige. Die Hauptsache in der Messe ist der Act der innern Hingebung, dadurch wird das Prinzip des Sohnes hervorgerufen und geschieht also die Wandlung. Die Hostie ist der eigentliche Stein der Weisen. Nur in der katholischen Religion geschehen Wunder — man sagt freilich durch die Phantasie, d. h. durch die Kraft des Glaubens. Aber was ist denn die Phantasie? Sind wir es selbst? nein, sondern die productive Kraft, der Geist. Gerade das Schönste in der geheimen Tradition der ursprünglichen Religion hat sich nur an der katholischen Seite erhalten, in der Messe.

Die katholische Philosophie ist eigentlich enthalten in den christlichen Mysterien und ist identisch mit diesen. Ohne diese sind alle Arten der Philosophie falsch und nichtig, und mit dieser ist in allen etwas wahres. Der wirkliche Leib rettet die Individualität gegen die falsche Fülle, den Pantheismus.

Das menschliche Auge steht noch in unläugbarer Verbindung mit den entferntesten Nebelsternen, und man zweifelt noch, daß der Weltschöpfer, der Sohn, in Menschengestalt erscheinen könne. Dem Sohn Gottes ähnlich zu seyn, d. h. Erscheinung und Form desselben zu seyn — ist vollendete Gnade. — Durch das Bündniß mit Gott wird die Seele ganz und gar verwandelt. — (die Erleuchtung und Wunderkraft fähig macht).

Freiheit und Glaube hängen ewig zusammen; die Freiheit aber ist Christus selbst, und daher ist die Frage darnach in Rücksicht auf die Gnade unauflöslich. Der Geist folgt dann von selbst. — Die Hingebung muß unsere That seyn, sonst wären wir ganz Maschinen; die wahre Hingebung ist aber auch wieder Christus selbst (Fr. Schlegel). Messe hieß zuerst in der römisch katholischen Kirche die ganze Abendmahlshandlung. Diese Benennung rührte daher, daß man die Feier des Abendmahls in den öffentlichen Versammlungshäusern oder Kirchen auf den allgemeinen Gottesdienst folgen ließ, und die Beendigung des letzten jedem, der an der Abendmahlsfeier Theil nehmen wollte, dadurch ankündigte, daß ein Kirchendiener die Worte rief: ite, missa est (scilicet concio), d. h. geht, die Versammlung ist entlassen. Später erhielt der Ausdruck noch eine engere Bedeutung, daß man darunter das bei Haltung des Abendmahls gebräuchliche Officium oder Gebet vor dem Altar (daher der Ausdruck „Messe lesen"), oder auch die Consecration des Brodes und Weines versteht, wodurch diese in den Leib und das Blut Christi verwandelt und als Versöhnungsopfer für die Lebendigen und Todten geopfert werden sollen. Letzteres ist der eigentliche Sinn der Messe im weitern Sinn. Da aber die Messe zugleich eine bildliche Vorstellung des Leidens Jesu seyn sollte, so mußten die Handlungen des Priesters und jeder Theil seines Dienstes auf die besondern Umstände der Passion anspielen, wobei auch die verschiedenen Stellungen und Bewegungen ihre eigenthümliche Bedeutung haben. Die Feierlichkeit der Messe wird nun in drei Theile getheilt: 1) das Offertorium, wo der Priester unter Gebet das Brod und den Wein und sich selbst zur Consecration vorbereitet; 2) die Wandlung, oder die Einsegnung der Hostie und des Weines, wodurch diese in den Leib und das Blut Christi verwandelt werden, und 3) die Sumtion oder der Genuß des in den Leib und das Blut Christi verwandelten Brodes und Weines.

Von Christus, welcher sich zuerst als eucharistisches Opfer in seinen Händen getragen, haben die Apostel, durch sie die Bischöfe, dann die Priester der Kirche die eucharistische Gewalt, und Er ist es selbst, welcher sich als ewiger Priester durch seine Worte aus ihrem Munde opferte, durch ihre Hand sich spendet.

Wie die Eucharistie bezüglich des Menschen, ihm nämlich zum Genusse dargeboten, zur Anbetung hingestellt, ein Sakrament ist, so ist sie in Bezug auf Gott, ihm dargebracht, ein wahrhaftiges Opfer, und näher das von Christo vor seinem Leiden — als dem blutigen, in sinnlicher Wirklichkeit und Wahrnehmbarkeit, vollbrachte und von ihm vor der Auferstehung unmittelbar, nach seiner Auferstehung aber mittelbar durch die Hände der Kirche bis an der Welt Ende, oder nach seiner ersten und einzigen Vollbringung sich vergegenwärtigende Opfer.

Vorangezeigt ist das neutestamentarische Opfer in Malchi-Zedeck. — Bestimmter vorgekündigt ist das neutestamentarische Opfer bei Malachiah, wo er von einem neuen, Gott wohlgefälligen, von allen Völkern darzubringenden Opfer redet.

Der Opfercharakter der Eucharistie ist ferner ausgesprochen sowohl in deren Verheißungsworten: „das Brod, welches ich geben werde, ist mein Fleisch, welches ich geben werde für das Leben der Welt", als auch in deren Einsetzungsworte: „dieß ist mein Leib, der für euch hingegebene", „dieß ist mein Blut, das des neuen Testaments, das wegen Vieler ausgegossene zur Vergebung der Sünden."

Dem Beispiele und Befehle Christi nachkommend, haben die Apostel das eucharistische Opfer fortgefeiert.

Die Kirche hat den Glauben an die Wahrhaftigkeit des sakramentalischen Opfers des neuen Testaments von Anbeginn allzeit theoretisch, und durch dessen Feier praktisch bewahrt und ausgesprochen. Auch die von der allgemeinen abgelösten griechischen und die nestorianischen und monophysitischen Gemeinden in Asien und Afrika haben den Glauben an das allerheiligste, neutestamentliche Opfer bewahrt, wie aus ihren Lyturgien, Synodenbeschlüssen und Bekenntnißschriften erhellet.

Constituirt wird die Eucharistie als Opfer eben durch dieselbe Handlung, durch welche sie als Eucharistie wird, durch die Umwandlung, als wodurch Christus eben in seinem Opferzustande gegenwärtig, sein Opfertod eben so wirklich als wundervoll sakramentalisch wiederholungsweise dargestellt wird, wie er bei der Abendmahlsfeier vorwegnahmsweise denselben wirklich in sakramentalischer Erscheinung dargestellt hat, wodurch die Identität des eucharistischen Opfers mit dem des Kreuzes in Beziehung auf Substanz und Wesenheit bei der Unterschiedlichkeit der Erscheinung verständigt ist.

Das Opfer kann als solches nur Gott dargebracht werden. Aber wie für das geistige und leibliche Wohl der Gläubigen und zum Heile der Verstorbenen kann es auch wegen der in die Herrlichkeit Christi eingegangenen Heiligen zum Lobe und Danke verrichtet werden.

Da die sogenannte Privatmesse das vollständige eucharistische Opfer an und für sich ist, so ist es eben dadurch schon gegen jeden Angriff geschützt.

Dr. Heinr. Klee, System der katholischen Dogmatik. Bonn 1831.

Metaphysik, auch Transscendentalphilosophie oder rein speculative Philosophie genannt, ist die Hauptwissenschaft der theoretischen Philosophie, deren Gegenstand die übersinnliche Erkenntniß seyn soll. Uebrigens scheint dieser Name ganz zufällig und durch Mißverstand der Ueberschrift eines Werkes gebildet zu seyn, welches sich unter aristotelischen Werken befindet, von dem es aber sehr zweifelhaft ist, ob es von Aristoteles herrühre. Einer alten, jedoch nicht hinlänglich beglaubigten Sage nach empfing dieses Werk seine Ueberschrift *τα μετα τα φυσικα βιβια* (libri, qui physicos sequuntur) von dem Peripatetiker Andronikus aus Rhodus, der die Aristotelischen Schriften in sogenannten Pragmatien oder Abhandlungen ordnete, und nachdem er diese geordnet hatte, noch einige andere Schriften unter jener Ueberschrift zusammenfaßte, so daß dieselben kein wissenschaftliches Ganze, sondern vielmehr eine Sammlung verschiedener Schriften, die zum Theil auch nur Bruchstücke waren, bezeichnete. Späterhin aber nahm man das, was man unter diesem Titel vorfand, als ein wissenschaftliches Ganze, und bildete daraus eine eigene philosophische Wissenschaft, die man nun Metaphysik nannte, weil sie sich in ihren Untersuchungen über die Physik erheben sollte, so daß das Wörtchen *μετα* in dieser Zusammensetzung nicht mehr sagt nach, sondern trans (jenseits

darüber hinaus, bezeichnete. Ueber den Begriff, Inhalt und Zweck dieser Wissenschaft aber hat man sich nie vereinigen können, so daß die Metaphysik immer ein schwankendes, gleichsam in der Luft schwebendes Ding geblieben ist. Die meisten Stimmen haben sich jedoch dahin vereinigt, daß die Metaphysik eine Wissenschaft von den höchsten Grundsätzen der menschlichen Erkenntniß, mithin eine philosophische Erkenntnißlehre seyn sollte. Daher ist die Kantische Eintheilung in eine Metaphysik der Natur und eine Metaphysik der Sitten unstatthaft ist, indem die Metaphysik eigentlich an die Stelle der alten Physik trat und daher stets als eine theoretische oder speculative Wissenschaft betrachtet wurde. (Krug.)

Metempsychose ist die angebliche Versetzung der Seele aus einem Körper in den andern und somit eben das, was man auch als Seelenwanderung vorstellt.

Meteorologie ist die Lehre von den Veränderungen, welche in unserer Atmosphäre vorgehen, und schließt in sofern die Witterungskunden ein, oder ist selbst damit für gleichbedeutend zu nehmen, als Witterung nichts anderes als der jedesmalige Zustand der Atmosphäre ist. Früher hat man zwar die Hauptaufgabe der Meteorologie in die Vorausbestimmung des Wetters gesetzt, sich aber dann überzeugt, daß die der Meteorologie in dieser Hinsicht bis jetzt vorliegenden Data höchstens einige Andeutungen geben, aber zu etwas Mehreren nicht hinreichen. Man hat daher nach ihrem jetzigen Standpunkt den Hauptzweck der Meteorologie darein gesetzt, das Gesetzmäßige in dem scheinbar Regellosen und Schwankenden was die Erscheinungen in der Atmosphäre darbieten, aufzufinden und darzustellen.

Methode bezeichnet im allgemeinsten Sinne ein planmäßiges, regelmäßiges Verfahren, welches angewendet wird, um zu einem gewissen Ziele zu gelangen. Sie gehört im strengsten Sinne der Wissenschaft an, und gibt der Behandlung der Erkenntnisse den wissenschaftlichen Charakter, obwohl man der systematischen Darstellung häufig die fragmentarische vorzuziehen pflegt. Die wissenschaftlichen Schriftsteller bedienen sich aber, nach Maaßgabe ihres Zweckes und der Wissenschaft, die sie behandeln, verschiedener Methoden. Und so hat man seit langer Zeit eine doppelte Methode unterschieden, die analytische und synthetische. Die analytische geht von den Folgen der Prinzipien zu den Prinzipien selbst, von dem Ganzen zu den Elementen, von den Wirkungen zu den Ursachen, von dem Besondern zu dem Allgemeinen. Die synthetische dagegen von den Prinzipien zu den Folgen derselben, von den Elementen zu dem Ganzen, von den Ursachen zu den Wirkungen. Da man nun sich die Prinzipien früher denken muß, als das durch sie Bewirkte, die Elemente eher als den Körper, dessen Elemente sie sind, so hat man die analytische auch die regressive, die synthetische dagegen die progressive genannt, und diese auch die scientifische, systematische, dogmatische.

Vergleicht man diese beiden Methoden mit den zu jeder Wissenschaft nothwendigen Erfordernissen, so ergibt sich, daß sie die beiden, zwar für sich einseitigen aber nothwendigen Momente der wahren Methode der Wissenschaft ausdrücken, und zwar ist das analytische Verfahren die erste nothwendige Partie der wahren Methode. Seine Aufgabe: die Entdeckung der Prinzipien nach Anleitung des Gegebenen, welches nicht anders, als die nothwendige Folge der Prinzipien gedacht werden kann, und mit ihnen stetig zusammenhängen muß.

Durch die analytische Methode würde man im glücklichsten Falle doch nur die gesuchten Prinzipien der Objecte entdecken, nicht aber zu der Einsicht gelangen, wie die Objecte durch die Prinzipien bedingt sind und durch sie haben entstehen können. Diesem Mangel sucht das synthetische Verfahren abzuhelfen. Seine Aufgabe ist: aus den Prinzipien, den allgemeinen Gesetzen die durch sie bedingten Objecte der Erkenntniß im strengsten Zusammenhange abzuleiten, gleichsam den Körper der Wissenschaft in seiner organischen Gliederung aus seinen einfachen Elementen vor unsern Augen entstehen zu lassen.

Die wahre Methode der Wissenschaft ist analytisch und synthetisch zugleich, aber nicht aus ihnen zusammengesetzt, sondern als Indifferenz, so daß diese beiden nur die besonders hervorspringenden Pole derselben sind. Von Thatsachen ausgehend, sucht sie die absoluten Prinzipien der Erkenntniß, sowohl der Form als des Gehaltes, und aus

den gefundenen ist sie bemüht, synthetisch die ganze Fülle der Wissenschaft hervortreten zu lassen. Daher eignet sich das synthetische Verfahren vorzüglich zu systematischen Entwürfen, zu Grundrissen der Wissenschaft.

Von Thatsachen ausgehend, in jedem Schritte vorsichtig, die Prinzipien nur nach sorgfältigster Prüfung annehmend, und aus ihnen folgerecht deducirend, ist die Methode die kritische, die aber nicht mit der kantischen zu verwechseln ist.

Die Methode in ihrer lebendigen Bewegung sowohl von dem Gegebenen zu der Idee, als von der Idee zu ihrer Offenbarung in den einzelnen Momenten, ist die Dialektik. Ein besonderes Moment der Dialektik ist die Construction. Etwas wissenschaftlich construiren heißt aber es aus der Idee ableiten, d. i. zeigen, daß die Idee in ihm ist, daß es dieselbe offenbart, so sehr als nur ein bestimmtes, begrenztes Seyn dieselbe offenbaren kann, und folglich so seyn muß, wie es ist.

Außer den bisher angeführten hat man noch besondere Methoden hervorgehoben, als eine Methode des Empirismus, der Mathematik, der Philosophie, der positiven Wissenschaften. Da es aber nur Eine wahre Methode der Wissenschaft geben kann, und alle Wahrheiten der Wissenschaften im Einklange stehen; so sind auch diese besondern Methoden nichts als Modificationen der Einen, entspringend aus der Eigenthümlichkeit des Stoffes, auf den sie angewendet wird, bald mit einem stärkern Hervortreten des analytischen, bald des synthetischen Pols.

Die sokratische Methode bezieht sich zwar zunächst blos auf den mündlichen Unterricht, hat aber doch, sobald man dabei von dem Individuellen und Zufälligen abstrahirt, für die Wissenschaft eine allgemeine Bedeutung. Für die Entwickelung der Vernunftwahrheiten ist sie ganz unläugbar. Diese Wahrheiten muß jede Person von gereiftem Bewußtseyn durch intellectuelle Anschauung und Reflexion auf die eigene Geistesthätigkeit in sich erzeugen können, ohne dazu anderer empirischer Hilfsmittel zu bedürfen, als solcher die fast überall und leicht zu haben sind. Durch den Unterricht soll ihm nicht die Erfahrung und das Wissen eines Andern, nicht eine fremde Gesetzmäßigkeit aufgedrungen werden, sondern er soll nur entdecken, was er auch ohne den Beistand eines Andern würde haben finden können, aber nicht so leicht, weil der von Natur mehr nach Außen auf die nächsten Sinnenobjecte und die nächsten Bedürfnisse gerichtete Blick es gewöhnlich übersieht. Der schriftliche Vortrag dieser Wahrheiten, so wie der jeder Wissenschaft ist aber überhaupt nur der Stellvertreter des Mündlichen. Er muß sich daher auch in der Philosophie und reinen Mathematik der sokratischen Methode möglichst annähern, um dem Leser Veranlassung zu geben, diese Wahrheiten aus sich in einer natürlichen Verbindung zu entwickeln, so daß sie zum bleibenden Eigenthum des Geistes werden, und auch in den Fällen angewendet werden können, welche von dem Autor unbeachtet bleiben mußten.

S. Bachmann's Logik S. 357—377.

Metrodor von Chios, wird von Einigen ein Schüler Demokrit's, von Andern ein Schüler seines Landsmannes Nessas oder Nessus, und Lehrer Anaxarch's genannt. Sein Zeitalter fiele sonach in das 5. Jahrh. v. Chr. Seine philosophische Denkart scheint skeptisch gewesen zu seyn. Sextus Emp. zählt ihn zu denen, welche jedes Kriterium der Wahrheit aufhoben und daher bekannten, nichts zu wissen, selbst dieses nicht. Andere machen ihn zu einem Demokritiker. Wenigstens sagt Simplicius, er habe über die ersten Ursachen, wie Demokrit und dessen Anhänger gedacht. Sonach wäre er ein Atomistiker gewesen.

Metrodor von Lampsakos, ein sehr vertrauter und geliebter Schüler Epikurs.

Metrodor von Skepsis, ein akademischer Philosoph, der gewöhnlich zu der von Philo gestifteten Akademie gerechnet wird.

Metrodor von Stratonikea, ein Schüler Epikurs, blos dadurch bemerkenswerth, daß er die epikurische Schule verließ, und sich zur akademischen unter Korneades wandte.

Metrokles aus Maronea, besuchte Anfangs die akademische Schule unter Xenokrates und die peripatetische unter Thophrast, hielt sich aber dann zur cynischen unter Krates, mit welchem er auch durch seine Schwester Hipparchia verschwägert

wurde. Er soll seine eigenen, nach Andern aber Theophrast's Schriften als unnütz verbrannt und endlich sich selbst als Greis getödtet haben.

Metrie oder **Lametrie,** geb. zu St. Malo 1709, gest. zu Berlin 1751, studirte Medizin, besonders unter Boerhave in Holland, und wurde durch dieses Studium gleich vielen Andern zum Materialismus geführt. Aus den Erfahrungen, daß die Seele mit dem Körper erstarkt, leidet und abnimmt, schloß er (freilich durch einen gewaltigen Sprung) daß die Seele gar nichts vom Körper verschiedenes sey, daß sie, als mit demselben völlig einerlei, mit ihm entstehe und vergehe, folglich von Unsterblichkeit und allem, was mit dem Glauben an eine höhere Bestimmung zusammenhänge, nicht die Rede seyn könne.

Die erste Schrift dieser Art war seine „histoire naturelle de l'ame." Sie ward aber so schlecht aufgenommen, daß sie auf Befehl des Parlaments verbrannt und der Verfasser darüber selbst seine Stelle als Arzt beim Regiment des Herzogs von Grammot verlor. Dafür rächte er sich an seinem Collegen zu Paris durch eine Satyre, die er unter dem Namen Aletherius Demetrius und unter dem Titel: Pénélope eu Machiavel en médecin herausgab, die ihm aber auch neue Verfolgungen zuzog, weßhalb er sich nach Leyden flüchtete. Da er jedoch hier in der Schrift: „L'home machine" den Materialismus von Neuem vertheidigte, so ward er auch in Holland verfolgt, und seine Schrift wieder zum Feuer verurtheilt. Endlich fand er 1748 eine Freistätte in Berlin, wo er nicht nur Vorleser Friedrich des Großen, sondern auch Mitglied der Akademie der Wissenschaften wurde, und 1751 starb.

Meuchelei ist überhaupt jede hinterlistige Handlungsweise, besonders wenn sie für Andere lebensgefährlich wird.

Meuchelmord ist ein mit hinterlistiger Bosheit verübter Mord (Reinhard) oder ein Mord, wenn die Absicht aus Feigheit verheimlicht wird (Meineke).

Meuterei ist überhaupt jede Erregung unruhiger Bewegungen in einer größern Menschenmenge, besonders aber eine solche, die gegen die Obrigkeit und die von ihr zu handhabende öffentliche Ruhe und Sicherheit gerichtet ist (Krug).

Michael Parapinaceus von Ephesus, ein griechischer Ausleger des Aristoteles von ungewissem Zeitalter. Seine meisten Commentare sind nur noch handschriftlich in Bibliotheken aufbewahrt.

Michael Psellus von Constantinopel, ein griechischer Ausleger des Aristoteles, der oft mit vorigem verwechselt wurde, so daß es zweifelhaft ist, welchem von beiden die unter dem Namen Michael vorhandenen Commentare angehören. Fabricius meint, der im vorigen Artikel erwähnte Michael von Ephesus habe blos Scholien zu einzelnen Stellen des Aristoteles geschrieben, der zuletzt erwähnte Michael Psellus aber fortlaufende Commentare zu Schriften desselben, von denen mehrere gedruckt sind.

Michael Skotus, der sich noch 1217 zu Toledo aufhielt, übersetzte schon des Aristoteles Bücher de coelo et mundo, de anima und die hist. nat. nach der Anordnung der Araber, wobei er einen Juden, Andreas, zum Gehilfen hatte, commentirte den Aristoteles und benutzte ihn bei seiner Dialektik.

Michaelis, Chst. Friedr., geb. 1170 zu Leipzig, hat mehrere nach Kantischen, späterhin nach Fichte'schen Grundsätzen verfaßte philosophische Schriften herausgegeben.

Michelet in Berlin hat die Werke seines Lehrers Hegel mit herausgegeben, und sich viel mit den Werken des Aristoteles beschäftigt, von denen er auch herausgegeben hat „die Ethik. Berlin 1827. — Aristotel. ethicorum nicomacheorum libri X. Ad codd. mss. et vett. editt. fid. recensuit, commentariis illustravit. Ebend. 1829—35. 2 Bde. Auch schrieb er im Hegel'schen Sinne eine Ethik und eine Geschichte der Philosophie. Sein neuestes Werk (anonym) führt den Titel: „Deutschlands Denker seit Kant".

Mienen sind äußere Bewegungen des Gesichts, welche allemal etwas ausdrücken, was in der Seele vorgeht, und zwar durch solche Bewegungen im Gesichte, die der Willkühr unterworfen sind (Eberhard).

Mikrologie bezeichnet eigentlich ein Geschwätz über Kleinigkeiten, doch nennt

man auch so den Kleinigkeitsgeist überhaupt, der sich bald im Leben (praktisch), bald in der Wissenschaft (theoretisch) zeigt. Man muß sich aber wohl hüten, sich von dem bloß scheinbar Kleinlichen täuschen zu lassen, und so bedeutende Ergebnisse vernachläßigen.

Milde ist Gütigkeit, welche sich theils in schonender, nachsichtiger Beurtheilung Anderer, theils als Gutthätigkeit im Mittheilen von Eigenthum an Andere, theils endlich in Milderung der Strafe, die das strenge Gesetz bestimmt hat, äußert.

Mimik ist die schöne Kunst, Ideen, Affecte und Leidenschaften durch äußerliche Bewegungen vollkommen auszudrücken. Diese äußerlichen Bewegungen bestehen in Mienen und Geberden. Unter Geberden begreift man aber alle körperlich äußern Formen, Stellungen und Veränderungen, wodurch wir unsere Empfindungen und innern Zustände überhaupt kund geben; daher auch die Gesichtszüge die sprechenden Mienen, die bleibenden Gesichtszüge Mienen im engern, eigentlichen Sinne genannt werden. In Mienen und Geberden bildet sich nicht allein die jedesmal vorhandene Gemüthsstimmung und Gemüthsbewegung, sondern auch die ganze innere Beschaffenheit oder Sitteneigenheit des menschlichen Charakters auf ihre eigenthümliche Art aus. Unterscheidet man aber Geberdung und Handlung, so versteht man darunter vorzüglich die Mienen, unter activen Handlungen hingegen die verschiedenen Stellungen, Veränderungen und Bewegungen nicht allein des Gesichtes, sondern vorzüglich auch aller Theile des ganzen Körpers, besonders der Hände und Arme. Je lebhafter und offener, feiner organisirt und gefühlvoller einzelne Menschen und ganze Nationen und Völker sind, desto ausdrucksvoller wird ihre natürliche, wie conventionelle Geberdensprache seyn. Leistet die Geberdensprache schon im gewöhnlichen Leben Bedeutendes, so ist sie unentbehrlich für den Redner, und am unentbehrlisten für den Schauspieler, dessen ästhetische Aufgabe die vollendete Darstellung der übernommenen Rolle ist.

S. Jeittele's ästhetisches Lexikon. II. Bd.

Miethvertrag ist ein Vertrag, durch welchen man einem Andern eine Zeit lang gegen eine gewisse Entgeltung etwas zu überlassen oder zu leisten verspricht, und kann eben so wohl auf Personen als auf Sachen sich beziehen. Indessen versteht es sich von selbst, daß eine Person nicht dergestalt an eine Andere vermiethet werden kann, daß diese jene nach Belieben brauchen dürfte. Wohl aber kann eine Person sich selbst an eine andere vermiethen, daß jene dieser gewisse persönliche Dienste gegen einen bestimmten Lohn zu leisten verbunden ist. Dieser Vertrag erhält insbesondere den Namen Dienstvertrag, locatio conductio operarum, wenn durch denselben eine bestimmte Art von Dienstleistungen auf längere Zeit versprochen wird. Verbindet sich aber durch denselben Jemand zur entgeldlichen Verfertigung eines Werkes, so nennt man ihn Bestellungsvertrag (locatio conductio operis).

Beim sachlichen Miethvertrag (locatio conductio serum) wird eigentlich nicht die Sache selbst, sondern nur der Gebrauch derselben vom Vermiether dem Abmiether überlassen. Der Eigenthümer der Sache behält also zwar das Eigenthumsrecht an derselben, kann sie aber doch nicht anderwärts benutzen oder vermiethen, so lang jener Vertrag dauert. Verkauft er sie in der Zwischenzeit, so geht zwar sein Eigenthumsrecht an den Käufer über, aber doch nur mit der durch den Vertrag bestimmten Beschränkung in Hinsicht auf die Benutzung der Sache. Denn man kann nicht mehr veräußern, als man hat. Der Grundsatz: Kauf bricht Miethe, kann daher nach dem natürlichen Rechte nicht als gültig anerkannt werden, und wurde nur durch das positive Recht eingeführt, um durch Miethverträge das Eigenthumsrecht nicht zu sehr beschränken zu lassen.

Außerdem ist ja klar, daß der Verkäufer selbst vor geendigter Miethzeit seinem Miethmanne den Gebrauch der vermietheten Sache nicht entziehen, folglich auch das Recht dazu nicht auf den Käufer übertragen kann.

Eben so kann es nach Grundsätzen des natürlichen Rechts keine Aftermiethe, d. i. Vermiethung des Gemietheten ohne Einwilligung des Eigenthümers geben, weil das Recht des Miethmannes ein jus personalissimum ist, indem auf persönliche Eigenschaften desselben gesehen wird.

Militär ist die äußere Macht, durch welche der Staat gegen seine Unterthanen

und gegen fremde Staaten seine Herrschaft behauptet. Solche Macht muß der Staat offenbaren, denn sie ist eine Seite des Reiches, ja die erste, d. i. allen vorausgehende, da auf ihr alle Herrschaft beruht. Die Macht muß die der Menschen selbst seyn, welche die Anstalt des Staates bilden, und die Kriegsmacht ist der ungebildeten Vorstellung das Erste und Wesentlichste, was sie bei Betrachtnng eines Volks und Staats in's Auge faßt. Die Macht muß die der Menschen selbst seyn, welche die Anstalt des Staates bilden; denn das Vermögen wohl ist ein Stoff außer seinem Besitzer, die Macht aber muß ihm selbst inwohnen. Die Macht des Staats besteht daher in der Vereinigung seiner Unterthanen, ihrer physischen Kräfte als Einzelner, zu einer Totalmacht, die als Ganzes gebraucht wird, und als Ganzes Kräfte ganz neuer Art enthält, das Heer.

Wenn der bürgerliche Verband des Staats ein organischer ist, in welchem jedem Gliede sein eigenthümliches in ihm entspringendes und durch ihn bestimmtes Leben zukommt; so ist der militärische Verband ein mechanischer; denn es ist hier blos um die Wirkung des Ganzen nach Außen zu thun, es kommen daher alle Theile blos nach dem in Betracht, was sie hiefür ausrichten. Aus diesem Grunde gilt hier die willenlose Beherrschung, daß Einem Impuls Alle gehorchen, mechanisch sicheres Eingreifen, unbedingte Subordination.

Der Kriegerstand dient also der Macht und unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem Beamtenstand, welcher der Intelligenz dient, selbst in seinen Obern. Denn die Einsicht, die zur Anführung des Heeres gehört, ist nicht die Einsicht des Staates als einer sittlichen Anstalt, sondern die technische in äußere Kräfte und Wirkungen. In der politischen Gesinnung aber, in der Pflicht und Thätigkeit für das Gemeinwesen, und bei den Obern in der Gewalt, die sie für dasselbe führen, sind sie gleichartig.

Da die Macht Angriff und Widerstand ist, so muß auch das Heer sich theilen in die Macht des Angriffes, das stehende Heer, und in die Macht des Widerstandes, die Landwehr.

Dagegen die Bildung einer vom Heere gesonderten Bürgermiliz (Nationalgarde) nicht blos für augenblickliche und örtliche Noth, sondern als eine ständige und allgemeine Macht des Landes ist in keiner Weise anzupreisen. Zweierlei Heere im Staate statt eines einzigen, stören die Einheit der öffentlichen Macht, und bahnen damit innerem Kriege den Weg. Die Nationalgarde ist aber ihrem Begriffe nach ein Heer des Volkes, und daß in ihrer Bildung an den Gemeindeverband, namentlich der Städte, sich anschließt, indem jede ihre eigene Heeresabtheilung bildet, daß die Officiere durch die Wahl der Gemeinden gebildet werden, macht sie auch factisch zu einem Heere des Volkes. Das Heer muß aber der Regierung seyn, nicht des Volkes, nur dadurch ist die Regierung, namentlich der König, der Herrscher, daß er die reele Macht des Staates, das Heer besitzt. Die Nationalgarde trübt den bürgerlichen Verband, indem das militärische Verhältniß nicht ohne Einfluß auf denselben bleiben kann, durch zu große Obsorge für das Militärwesen, Selbstgefälligkeit bei demselben, Uebertragung der militärischen Subordinationsverhältnisse auf das bürgerliche Leben. Sie gibt dem militärischen Verbande eine falsche Stellung. Sie bringt endlich dem sichern Gebrauche der Macht Gefahr; denn das also in sich geordnete und bewaffnete Volk hat die Macht und damit auch leicht die Versuchung sich aufzulehnen, in dieser Macht und Ordnung der Regierung gegenüber zu treten, sich zu empören. — Die Macht des Staates soll ruhen, so lang sie nicht durch Widerstand aufgefordert wird, aber auch in der Ruhe sich auf's Höchste entwickeln. Dieß leistet die allgemeine Landesbewaffnung. Seitdem nicht mehr Eroberungen das Ziel der Staaten sind, werden die stehenden Heere sich mindern müssen, dagegen die allgemeine Landesbewaffnung häufiger werden.

Nach diesem sind alle Unterthanen als solche militärpflichtig. Sie werden zu ihrer Pflicht gerufen durch die Conscription, d. i. nach gewissen Altersordnungen, wobei jedoch manche Gründe der Entschuldigung und Berücksichtigung zu gelten haben.

Daß der Staat statt seiner Unterthanen Söldner zu Kriegern habe, ist unwürdig. Das Volk büßt an Achtung ein, das ohne Macht oder doch nicht selbst Träger der Macht ist.

Die Militärmacht hängt unzertrennlich mit der Souveränetät zusammen. Die Militärmacht muß daher einzig und allein dem Könige untergeben, nur ihm zum Gehorsam verpflichtet seyn, sie kann nicht zugleich den Ständen untergeben seyn, da sie keinen Antheil an der Souveränetät haben, sie kann nicht dem Gesetze unmittelbar untergeben seyn, da dieses keine unmittelbare reelle Gewalt im Staate ist, sondern erst durch die persönliche Gewalt ihre Anwendung erhalten kann. Demgemäß hat das Heer dem Souverän den Eid der Treue zu leisten, nicht in gleicher oder gar höherer Weise dem Gesetze und der Verfassung. Ein Eid auf die Gesetze des Staates in dem Sinne, in welchem die Staatsdiener einen solchen zu leisten haben, paßt nicht auf das Militär. Denn die Staatsdiener leisten ihn nicht, um gesetzwidrigen Befehlen den Gehorsam zu verweigern, das steht ihnen so wenig zu als dem Militär (Minister und Räthe ausgenommen), sondern weil sie ohne allen höhern Befehl vielfach die Gesetze anzuwenden, und weil sie bei gesetzwidrigen Befehlen die Pflicht haben, zuerst Gegenvorstellungen (Remonstrationen) zu machen; das Alles fällt aber beim Militär weg, das niemals weder eine Gesetzanwendung noch eine Remonstration zu seinem Berufe hat. Wohl ist der Verfassungseid des Militärs angemessen in der Form oder doch im Sinne eines Vorbehalts, sich nicht zum Umsturz der Verfassung brauchen zu lassen. Denn diese Grenze des militärischen Gehorsams ist in einem constitutionellen Staat ohnedieß Gewissenspflicht der Militärs. Durch solchen Eid würde die Gewissenspflicht ausdrücklich anerkannt und insbesondere die Collision mit dem Eide der Treue gegen den König gelöst. Für eine bestimmte Art des Mißbrauchs königlicher Gewalt zum Umsturze des Staats besteht schon im Allgemeinen ein solcher Vorbehalt. Nämlich wenn der König das Heer gebrauchen wollte, um das Reich selbst einem Auswärtigen zu überliefern, so würde jeder Militär, nach dem jetzt üblichen Eide, mit gutem Gewissen den Gehorsam verweigern, da er nicht blos dem Könige, sondern auch dem Vaterlande Treue geschworen. Im Sinne eines solchen Vorbehalts und nur in diesem Sinne wäre daher ein Verfassungseid des Militärs allerdings statthaft und angemessen.

Die Befehligung des Heeres, wo es bereits auf einen bestimmten Zweck gerichtet ist, steht unter ihren eigenthümlichen (technischen) Bedürfnissen und Rücksichten, nicht unter staatswissenschaftlichen. In sofern aber das Heer auf einen bestimmten Zweck gerichtet werden soll, unterliegt die Befehligung desselben eben den Bedingungen, wie die ganze königliche Herrschaft; sie muß in bestimmter Stufenfolge geschehen, daß der König berathen sey, und daß er durch verantwortliche Organe seinen Willen zur Ausführung bringe. Es muß also ein Minister unterzeichnen, wenn das Heer nach außen oder nach innen in Bewegung gesetzt werden soll. Es muß, wenn eine Truppenabtheilung im Innern gebraucht werden soll, der competente Civilbeamte, der die Verantwortlichkeit damit auf sich nimmt, sie fordern.

S. Fr. Jul. Stahl, Philosophie des Rechts. Bd. II.

Minister ist eigentlich jeder Diener. Wenn aber das Wort schlechtweg gebraucht wird, so versteht man darunter die dem Staatsoberhaupte zunächst stehenden Staatsdiener, die eigentlich die vertrautesten Rathgeber und Mitregierer seyn sollten; weßhalb sie auch sonst im Lateinischen **amici regis**, und im Deutschen Geheime Räthe hießen. Als die obersten Staatsbeamten sind sie die Repräsentanten des ganzen Organismus der Staatsämter. Sie repräsentiren die Herrschereinsicht und das Herrschervermögen, welche den König ergänzen, sie klären ihn auf über den Zustand des Landes und den Sinn der Gesetze, sie führen seine Entschließungen aus, sie dürfen ihm nicht gehorchen gegen das Gesetz, der König kann nicht regieren ohne Vermittlung der Minister, aber er beruft und entfernt die Minister, wie er es für gut findet.

Die Verpflichtung der Minister auf das Gesetz und ihre Verantwortlichkeit ist danach ganz anderer Art, als die der untern Beamten. Diese stehen zu den Höhern in bloßem Subordinationsverhältniß, denn sie sollen nur die Befehle derselben ausführen; die Minister aber sollen die Befehle des Königs nicht blos ausführen, sie sollen sie mit bewirken, sie sind daher nicht blos ihm untergeordnet, sondern zugleich ihn ergänzend. Deßhalb sind sie ihm zwar allerdings zum Gehorsam verpflichtet, aber dennoch auch auf

eigenes Urtheil verwiesen, während der untere Beamte nicht die Aufgabe hat, dem obern urtheilen zu helfen. Wo aber eigenes Urtheil, da ist auch Verpflichtung und Verantwortlichkeit. Es bedarf auch nur da einer Verantwortlichkeit, wo die Ausübung der Staatsgewalt beginnt, wo sie aus dem unantastbaren Mittelpunkt der Souveränetät und Majestät heraustritt. Die Minister sind deßwegen verpflichtet, gesetzwidrige Befehle des Königs nicht zu unterzeichnen, und sind widrigenfalls dafür verantwortlich. Die untern Beamten dürfen keinen Befehl, der nicht vom Minister mit unterzeichnet ist, vollziehen, ist er aber mit unterzeichnet, so müssen sie ihn befolgen und haben keine Verantwortung. Der König aber kann sich bei der Verweigerung einen andern Minister wählen.

Der König bedarf aber der Mitunterzeichnung der Minister nicht blos deßhalb, damit Jemand verantwortlich gemacht werden könne, sondern schon deßhalb, damit er berathen sey.

Wo der König in der Schranke des Gesetzes regiert, und es sich nur um weise oder schlechte Regierung handelt, da ist der Minister ihm Gehorsam schuldig. Sollte er auch vielfach gegen eigenes besseres Erkennen zu unterzeichnen genöthigt werden, so muß er seine Ueberzeugung unterordnen, und darf deßhalb seine Dienste nicht entziehen. Nur wenn er im Ganzen entgegengesetzter Gesinnung mit der Regierung des Königs ist, oder wo es sich um die entschiedensten Schritte für das Wohl des Staats oder für innere Gerechtigkeit und Würde handelt, da kann Gewissen und Ehre dem Minister gebieten, lieber sein Amt niederzulegen, als dem König hierbei zu dienen. Denn im Allgemeinen hat der Minister seine Pflicht erfüllt, wenn er dem König das Rechte gerathen, und wenn er das, was der König beschließt, recht ausführt; daß das Rechte beschlossen werde hingegen, das ist nicht seine Sache, sondern die des Königs. Immer bleibt er ein dienendes Glied, und der König der Herrscher, das gilt nicht blos für die rechtliche Einrichtung, sondern auch für die innere Gewissenspflicht und die Anforderungen der Ehre.

S. Friedr. Jul. Stahl, Philosophie des Rechts. Bd. II. Abthlg. 2. S. 129—137.

Mirabeau, Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften zu Montauban und der Gesellschaft der Wissenschaften zu Montpellier, genannt der Patriarch der Oekonomisten, weil er in seiner Schrift: L'ami des hommes ou traité de la population (Paris 1758. 2 Bde.) das physiokratische System der Staatsverwaltung mit eben so viel Scharfsinn als Wärme vertheidigte. Er starb 1789 zu Paris, und hinterließ zwei Söhne, deren älterer besonders im Anfange der französischen Revolution als demokratischer Volksredner sich auszeichnete, von dem auch das bekannte prophetische Wort: la revolution de France fera la tour l'Europe. Seine Werke (Paris 1791. 2 Sammlungen in 4 u. 5 Bänden) enthalten manchen guten, auch philosophisch richtigen Gedanken, aber zugleich viel Ueberspanntes. Er starb 1791 zu Paris im 42 Jahr seines Lebens, wohl mehr durch Ausschweifungen und Leidenschaften zerrüttet, als, wie man vermuthete, durch Gift. — Der jüngere Sohn hat zwar auch einiges geschrieben, besaß aber weniger philosophischen Geist als sein Bruder, war ein erklärter Aristokrat und daher heftiger Gegner seines demokratischen Bruders; übrigens eben so leidenschaftlich und ausschweifend wie dieser. Er starb 1792 zu Freiburg im Breisgau als Emigrant. Beide Söhne wurden eigentlich durch schlechte Erziehung verdorben; denn während der Vater den ältern mit unmenschlicher Härte behandelte, wurde der jüngere durch eine Art von Affenliebe verhätschelt nnd verzärtelt. Ueber diese Verkehrtheit des alten Mirabeau in der Behandlung und Erziehung seiner Söhne darf man sich aber nicht wundern; denn obwohl er sich einen ami des hommes nennen ließ, so wär er doch ein Heuchler, und hatte eine Gattin, die nicht besser und eben so häßlich war. Daher machte ein damaliger Satyriker folgende Grabschrift auf ihn:

Ci git Monsieur de Mirabeau,
Qui n'etoit ni bon ni beau.

Und als seine Wittwe sich darüber beschwerte, schickte ihr der Dichter folgende zweite Grabschrift zu:

Ci git aussi sa Mirabelle,
Qui n'etoit ni bonne ni belle.

(Krug.)

Mirakel, mirakulos bedeutet **Wunder** und **wunderbar.** Doch hat jenes Wort noch eine verkleinernde und verschlimmernde Nebenbedeutung, indem man es oft zur Bezeichnung kleinlicher oder betrügerischer Wunder braucht. So sagte Jemand, als vom Unterschied der frühern und der heutigen Zeit die Rede war: Sonst geschahen Wunder, jetzt nur Mirakel. (Krug.)

Misanthrop (Menschenfeind) heißt derjenige, welcher die Menschen flieht, seine Aufmerksamkeit von ihrem Thun und Treiben abwendet, und sich dadurch selbst das Mittel benimmt, von seiner Krankheit geheilt und zu dem wohlthätigen Gefühl der Liebe zu den Menschen wieder erwärmt zu werden. (Maaß.)

Missethat ist eigentlich jede böse, jede den Gesetzen zuwiderlaufende That, doch versteht man darunter gewöhnlich gröbere und hervorstechendere böse Thaten, oder wie Eberhard sich ausdrückt, jedes schwere Verbrechen, das den Tod oder eine ähnliche Strafe verdient.

Mission bedeutet überhaupt eine Sendung oder einen Auftrag. Im engern Sinne aber versteht man darunter eine solche Sendung, die sich auf die Verkündigung religiöser Lehren bezieht, insbesondere die Aussendung eines christlichen Lehrers an unchristliche Völker, zur Verbreitung des Christenthums.

Mißbehagen ist der positive unangenehme Zustand des Ich im Ganzen genommen. (Maaß.) Oder ein unbehagliches Gefühl, dessen Grundes wir uns oft nicht deutlich bewußt sind.

Mißbilligung heißt ein nachtheiliges Urtheil über die Vollkommenheit freier Handlungen, insbesondere aber ein nachtheiliges Urtheil über etwas, das unserm Interesse widerstreitet.

Mißbrauch ist der falsche, dem Zwecke und der Bestimmung einer Sache nicht entsprechende und daher meistens schädliche Gebrauch derselben. Daher insbesondere einen Menschen mißbrauchen, heißt ihn auf irgend eine Weise zum Werkzeuge solcher Absichten machen, die er, wenn er davon unterrichtet wäre, mißbilligen, hintertreiben oder doch nicht befördern würde.

Mißcredit ist nicht bloßer Mangel an Vertrauen, sondern wirkliches Mißtrauen, das man in Andere setzt. (Krug.)

Mißdeutung ist absichtliche falsche Deutung der Worte eines Andern; geschieht sie unabsichtlich, so nennt man sie lieber Mißverständniß.

Mißfallen heißt sich auf eine solche Weise der Wahrnehmung darbieten, daß in dem Wahrnehmenden ein Unlustgefühl entsteht (Krug.); oder mit Campe's Worten: „unangenehm und übel in die Sinne fallen, Unlust erwecken."

Mißgunst besteht darin, daß ein Mensch einem Andern nichts Gutes gönnt, er mag dessen für sich selbst bedürfen oder nicht (Maaß.); oder ist das unbillige Mißvergnügen über das Glück eines Andern, das wir selbst nicht zu besitzen verlangen. (Reinhard.)

Mißhandlung ist eine rechtswidrige Thätigkeit, welche den Körper eines Andern schmerzlich oder gar gefährlich für Gesundheit und Leben afficirt.

Mißmuth ist derjenige gereizte Zustand des Gefühlvermögens, wodurch es für unangenehme Eindrücke mehr als gewöhnlich empfänglich ist. (Maaß.) Er ist, wie Eberhard sagt, ein Zustand der Unlust, der entsteht, wenn uns die Dinge in einem so unangenehmen Lichte erscheinen, daß wir nichts Gutes mehr davon erwarten, und daher keine Lust mehr haben, unsere Thätigkeit darauf zu verwenden.

Mißtrauen ist die nachtheilige Meinung, die wir gegen die Rechtschaffenheit einer Person gefaßt haben. (Eberhard.) Es setzt demnach immer voraus, daß Jemand geneigt sey uns zu schaden, ohne zu dieser nachtheiligen Meinung berechtigt zu seyn. —

Das Mißtrauen gegen uns selbst besteht darin, daß wir uns vor dem Falle und Irrthume nicht hinlänglich sicher glauben, sondern das Abweichen von dem Pfade der Tugend und Wahrheit für möglich, und die Wachsamkeit auf uns selbst für nothwendig halten.

Mitgefühl, Mitfreude, Mitleiden. S. Gefühl.

Mittel heißt im Allgemeinen das, was zur Erreichung eines Zweckes dient. Oft steht es aber auch für Mitte oder Mittleres, und bezeichnet dann dasjenige, was zwischen zwei Aeußersten liegt, und von beiden gleichweit entfernt ist.

Mittelalter bezeichnet in historisch-philosophischer Bedeutung die Zeit des Uebergangs von der ältern zur neuern Cultur. Solche Uebergangsperioden lassen sich aber, weil der Uebergang immer nur allmählig und unmerklich geschieht, nicht fest begrenzen. Daher lassen sich solche Grenzbestimmungen nur immer beiläufig angeben, daher sich über sie immerfort streiten läßt. Auch haben solche Uebergangsperioden das Eigenthümliche an sich, daß sie eine seltene Mischung des Guten und Schlechten, des Erfreulichen und Niederschlagenden, des Rühmlichen und Verabscheuungswürdigen darbieten. Je nachdem man nun vorzugsweise auf das Eine oder das Andere sieht und es hervorhebt, so wird auch das auf solche Art entstehende Gemälde heller oder düsterer werden. (Krug.)

Mittelmäßigkeit wird bald im guten bald im bösen Sinne genommen. In jenem bedeutet es diejenige Lage des Menschen, wo er in Ansehung seines Ranges, seiner Macht, seines Reichthums weder zu hoch noch zu tief gestellt ist, weder zu viel noch zu wenig hat. Eine solche Lage ist aber in der Regel die glücklichste, gefahrloseste und dauerhafteste. Daher der Ausdruck „die goldene Mittelstraße" und das Sprüchwort: „der Mittelweg ist der beste" (**medium tenuere beati.**). — Im schlechten Sinne wird aber dieses Wort gebraucht, wenn von wissenschaftlichen und künstlerischen Erzeugnissen und Leistungen die Rede ist, weil hier das gewöhnliche Mittelmaß von Kraft, Kenntniß oder Geschicklichkeit nicht hinreicht, etwas Treffliches in seiner Art zu leisten oder hervorzubringen. (Krug.)

Mnemonik s. Gedächtniß, Gedächtnißkunst.

Mnesarch, Sohn des Pythagoras, scheint blos die Lehre seines Vaters fortgepflanzt zu haben, ohne sich weiter auszuzeichnen.

Mochus oder **Moschus** auch **Ochus** von Sidon, der noch vor dem trojanischen Krieg gelebt und zuerst die Atomistik vorgetragen haben soll, eine Angabe, die aber auf einem sehr unzuverlässigen Zeugnisse beruht.

Modalität bedeutet oft weiter nichts als Zufälligkeit oder veränderliche Bestimmung eines Dinges. Neuerlich aber hat man das Wort auch in der eigenthümlichen Bedeutung genommen, daß man darunter das Verhältniß eines Dinges zum denkenden Subjecte versteht — ein Verhältniß, welches dreifacher Art seyn kann, je nachdem das Ding blos als möglich oder als wirklich oder als nothwendig gedacht wird. Daher heißen die Begriffe der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit selbst Modalitätsbegriffe. Auch werden von manchen Logikern die Begriffe überhaupt und die daraus zu bildenden Urtheile in mögliche (problematische), wirkliche (assertorische) und nothwendige (apodiktische) eingetheilt. Es ist aber von selbst einleuchtend, daß diese modalen Steigerungen der Begriffe und Urtheile mehr subjectiv als objectiv sind. Denn was man jetzt blos als möglich denkt, kann man nachher auch als wirklich oder selbst als nothwendig denken, wenn man über die Gegenstände seiner Begriffe und Urtheile weiter nachdenkt und sich dadurch auch der Gründe bewußt wird, um welcher willen man so über sie denkt und urtheilt. (Krug.)

Mode ist die veränderliche Art und Weise, wie die Menschen zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten sich selbst und ihre Umgebungen zu gestalten pflegen. (Krug.) Mode heißt daher, wie Meineke sagt, alles, was in der Lebensweise des Menschen, und in den von ihm abhängenden Umgebungen, Kleidung, Hausgeräth, geselligem Umgange, Anstande und Reden, das Vorurtheil des bessern Geschmacks für sich hat, wenn es gleich sehr oft mit dem wahren Kunstgeschmacke contrastirt.

Moderatus von Gadeira oder Gades, ist einer der ersten Neupythagoräer, welche bald nach Christi Geburt im römischen Reiche auftraten. Er lebte unter Nero,

sammelte die Ueberreste der ältern pythagorischen Lehre und stellte diese Lehre selbst in eigenen Schriften dar. Nach dem Zeugnisse Porphyrs suchte er vornehmlich darzuthun, daß die pythagorische Zahlenlehre die dunkelste Partie, und doch, wie es scheint, gerade die Grundlage des pythagorischen Systems, blos eine symbolische Bedeutung gehabt habe.

Modus ist die veränderliche Art und Weise eines Dinges zu seyn oder auch zu handeln. **Modification** ist daher die Hervorbringung einer andern Bestimmung an einem Dinge, wie wenn z. B. das Eckige abgerundet wird. (Krug.)

Möglich im logischen Sinne ist, was sich überhaupt denken läßt, weil es seinem Begriffe nach keinen Widerspruch enthält. Was sich aber gar nicht denken läßt, weil man Widersprechendes, sich gegenseitig Aufhebendes in den Begriff aufnehmen müßte, heißt logisch schlechthin unmöglich, wie ein viereckiger Kreis. Man nennt dieß daher auch einen Widerspruch im Beisatze (contradictio in adjecto.). Im metaphysischen Sinne aber ist möglich, was sich unter den Erkenntnißgegenständen befinden kann, weil es denkbar und anschaulich zugleich ist. Man unterscheidet aber hier insbesondere die physische und moralische Möglichkeit. Jene beurtheilt man nach bloßen Naturgesetzen, diese nach Sittengesetzen. Es kann daher etwas physisch möglich seyn, was wegen seines Widerspruches mit den Sittengesetzen moralisch unmöglich ist, z. B. Rauben und Morden. Das moralisch Mögliche heißt daher auch erlaubt, das moralisch Unmögliche verboten. Soll aber etwas geboten seyn, so muß es wenigstens physisch möglich seyn, nach dem Grundsatze: ad impossibilia nemo obligatur. (Krug.)

Monarchie (Alleinherrschaft) ist diejenige Regierungsform, wo eine einzige Person die höchste Gewalt als Inbegriff der Majestätsrechte ausübt.

Monismus heißt ein System, welches in irgend einer Beziehung ein einfaches Prinzip annimmt, z. B. anthropologischer oder theologischer Monismus.

Monogamie s. Ehe.

Monolog. Das Drama schließt den Monolog nicht aus. Doch muß er jedesmal seine Stelle durch den höchsten Grad eines Affects rechtfertigen; denn nur dann, wenn ein Affect die höchste Stufe von Stärke erreicht hat, geht der Mensch entweder aus der Einheit seines eigenen Wesens heraus, um mit sich selbst zu sprechen, oder er geräth in Visionen, in welchen er abwesende Personen als gegenwärtig anspricht ꝛc. Treffend sagt daher Diderot von dem Monolog, er ist für die Person ein Augenblick der Unruhe. Der Monolog aber darf sich nicht in die Länge dehnen, indem jede heftige Gemüthsbewegung nur von vorübergehender Dauer ist.

Monomanie ist eigentlich ein Wahnsinn, der Einem ausschließlich eigen ist und gewöhnlich auch auf einer fixen Idee beruht. Man nimmt es aber mit dieser Manie eben so wenig genau, als mit der Anglo- oder Gallomanie, und versteht darunter oft nur eine eigenthümliche Grille oder Laune eines Menschen, auch wohl sein Steckenpferd oder seine Lieblingsbeschäftigung.

Monotheismus, der Glaube an Einen Gott als lebendiges, persönliches Wesen.

Monstrum ist eigentlich eine Mißgeburt, bezeichnet aber auch ein Ungeheuer.

Montagne oder **Montaigne**, Mich., geb. 1533, gest. 1592 auf einem Schloße dieses Namens in Perigord, war der erste dieses Zeitalters, der sich zur skeptischen Denkart hinneigte. Fein gebildet durch das Studium der Alten, durch Geschichte und eine reiche Erfahrung und Menschenkenntniß, faßte er das Bild des menschlichen Lebens, wie es ist, und von Seiten seiner Mannigfaltigkeit auf, ohne die Einheit zu finden. Vielmehr erzeugte der Anblick widerstreitender philosophischer Ansichten in ihm eine dem Skepticismus verwandte Denkart, vermöge deren er die Ungewißheit der menschlichen Erkenntniß (selbst in Hinsicht der praktischen Gegenstände, an deren Wahrheit er übrigens nicht zweifelt) und die Schwächen der Vernunft als Resultat seines Beobachtens und Denkens aussprach, und sich daher mit dem Glauben an die Offenbarung beruhigte. Diese Ansicht legte er mit edler Offenheit, Anspruchlosigkeit, und mit allen Reizen einer feinen und originellen Darstellung ausgestattet in seinen Versuchen nieder, welche ein Handbuch der Gebildeten geworden sind, und viel gewirkt, aber auch die entgegengesetztesten Urtheile erfahren haben. So weit auch sein eigener Charakter

von Unsittlichkeit und religiösen Unglauben entfernt war, so konnte er doch die entgegengesetzte Denkart, wo sie sich fand, verstärken und befördern.

Montesquieu, Charles de Secondat, Baron de la Bréde et de M., geb. 1689 auf dem väterlichen Schlosse Brède bei Bordeaux, und gest. 1755. Er widmete sich früh dem Studium der Philosophie, der Geschichte und des Rechts. Sein erstes Werk waren die seit 1721 herausgegebenen lettres persannes, worin er unter der Maske eines Persers die französische Denk- und Lebensweise so treffend schilderte, daß man ihn in die französische Akademie aufnahm, ungeachtet der Sticheleien auf diese gelehrte Körperschaft und des Widerspruches von Seite des Cardinals Fleury, der an den Spöttereien des Persers über die christliche Religion Anstoß nahm. Schon seit seinem 20. Jahre hatte er Stoff zu einem philosophischen Werke über die Gesetze und Rechte der Völker gesammelt. Um seinen Geist für diesen Zweck noch mehr zu befruchten, machte er eine Reise durch Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz, Holland und England. Nach seiner Rückkehr erschien zuerst als Vorläufer des künftigen Hauptwerkes ein historisch-politisches Raisonnement über die Römer (sur la cause de la grandeur et de la decadence des Romains) und dann jenes selbst unter dem Titel: Esprit des lois, zuerst 1748. Dieses Werk, zu welchem neuerlich Destutt de Tracy einen guten Commentar geliefert hat, machte ungemeine Sensation, weil es eine Menge trefflich gedachter und kräftig vorgetragener Reflexionen über despotische, monarchische und republikanische Verfassungen, deren Grundlagen und die denselben entsprechenden Gesetze enthält. Man hat es in dieser Hinsicht oft mit den platonischen und aristotelischen Werken desselben Inhalts verglichen und weit über diese erhoben. Indessen darf man nicht vergessen, daß M. eine um zwei ereignißvolle Jahrtausende reichere Geschichte vor sich liegen hatte, besonders die lehrreiche römische Geschichte und Gesetzgebung. Auch fehlt es jenem Werke nicht an Einseitigkeiten und mehr glänzenden als wahren Behauptungen. Hauptfehler des Werkes sind Mangel an Zusammenhang, zu starke Hervorhebung des Physischen gegen das Moralische, und ein zu großer Hang zum Verallgemeinern des Besondern. Deßhalb erschienen auch manche, zum Theil bittere und fast verketzernde Kritiken desselben, die dem Verf. selbst das Leben verbitterten. Gegen eine dieser Kritiken vom Abbé Bonnaire schrieb er daher eine defense de l'esprit des loix. — Seine übrigen Werke finden sich in den Oevres de M. London 1759. 3 Bde. 4. und 1788. 5 Bde., nebst den Oevres posthumes. 1798. Vollständig gesammelt. Paris 1796 und Basel 1799. 3 Bände. (Krug.)

Moore (Thomas Morus), geb. 1480 zu London, Kanzler unter Heinrich VIII. und 1545 enthauptet, hat sich außer Epigrammen und Briefen auch durch ein philosophisch-politisches Werk unter dem Titel: Utopia, bekannt gemacht, worin er in der Form eines Romans das Ideal eines vollkommenen Freistaats zeichnete.

Moral ist die Wissenschaft, welche nicht die äußere, sondern die innere Freiheit unter Gesetze bringt (Kant). Oder ist die innere praktische Naturlehre als Anwendung der allgemeinen Ethik, d. h. die Lehre vom Werth und Zweck der menschlichen Handlungen auf das innere geistige Leben des Menschen. (Fries.) Oder: die Wissenschaft von den Gesetzen und Zwecken des menschlichen Lebens und Daseyns. (de Wette.)

Moral, angewandte nimmt auf die empirischen, a posteriori erkennbaren Lebensverhältnisse der Menschen Rücksicht. (Krug.)

Moral der Bibel ist Alles, was die ganze Schrift des A. und N. Test. von den Pflichten des Menschen enthält.

Moral, casuistische, wenn sie die Vortheile einer Handlung nach dem Grundsatze der Probabilität abhandelt (Ammon.); oder wenn sie das pflichtmäßige Betragen in einzelnen Fällen bestimmt. (de Wette.)

Moral, theologische ist die Wissenschaft, welche die Natur der wahren Tugend nach der Lehre Jesu und seiner Apostel erklärt und die Hilfsmittel dazu angibt, oder die wissenschaftlich vorgetragene Anweisung, wie der Mensch nach der Lehre Jesu seiner Natur alle die Würde und alle die Empfänglichkeit zu einem Wohlseyn geben

kann, die sie auf Erden erhalten kann. (Reinhard.) Das System der Sittenlehre, wie es aus der Bibel, besonders aus dem neuen Testamente entwickelt werden kann. (Meinecke.)

Moral der Vernunft ist die Wissenschaft, welche die aus der Vernunft abgeleiteten Gesetze der freien Handlungen vernünftiger Wesen enthält, und lehrt, was nach diesen Gesetzen geschehen darf und soll. (Niemeyer.)

Moralgesetz ist ein Antrieb zum Handeln und zu einer gewissen Handlungsweise, welcher sich in jedem selbstbewußten Menschenleben nothwendig ankündigt, dasselbe leitet und wenn ihm entgegengewirkt wird, das Gefühl verfehlter Bestimmung erweckt.

More, Heinr., geb. 1614 zu Cambridge, wo er auch Dr. und Professor der Theologie und Mitglied des Christcollegiums wurde, gest. 1687, ein scharfsinniger und gelehrter Mann, der, nachdem ihn das aristotelisch-scholastische System unbefriedigt gelassen, und zum Zweifel an seiner eigenen Individualität geführt hatte, den Neuplatonismus hauptsächlich aus Ficinus auffaßte und mit demselben das Studium der Kabbala verband, die er in besondern Schriften vertheidigte, aber nicht zu einem in sich einstimmigen System ausbildete. Er nahm die intellectuelle Anschauung als Quelle der Philosophie an, behauptete, daß die echte Philosophie aus göttlicher Offenbarung stamme und sich auf den Menschen und seine Bestimmung beziehe. In seiner Metaphysik, deren Gegenstand die unkörperlichen Dinge sind, setzte er die Realität überhaupt in die Ausdehnung und suchte das Daseyn einer unbeweglichen Ausdehnung (innerer Ort, Raum) zu erhärten, welche von der beweglichen Materie reell verschieden und die Bedingung aller Bewegung und des beweglich Ausgedehnten ist. Diesen Raum erklärte er für eine reelle Substanz, welcher er göttliche Eigenschaften beilegt, und nennt ihn gleichsam den allgemeinen Umriß der göttlichen Gegenwart, abgesehen von der göttlichen Wirksamkeit. Die Menschen- und Thierseelen hält er für ausgedehnt, obgleich einfach. Die Fehler des Cartes und Spinoza rügte er mit Achtung vor dem Geiste dieser Männer. In der Ethik, welche ihm die Wissenschaft gut und glücklich zu leben ist, vereinigte er die Grundsätze des Plato und Aristoteles.

Morgenstern, Karl, geb. 1770 zu Magdeburg, hat außer mehreren philologischen und archäologischen Schriften auch mehrere in die Philosophie und ihre Geschichte einschlagende Schriften herausgegeben, und sich in denselben als einen gelehrten und geistreichen Denker bewährt.

Moritz, Karl Philipp, geb. zu Hameln, und gest. auf einer Reise nach Dresden. Ein kränklicher Körper, eine vernachläßigte Erziehung, eine überwiegende Einbildungskraft und ein unstetes Leben waren Schuld, daß dieser mit trefflichen Anlagen ausgestattete Mann zwar viel unternahm, aber im Ganzen doch weniger leistete, als man von ihm hätte erwarten sollen. Endlich ward er durch Empfehlung Göthe's, dessen persönliche Bekanntschaft er in Italien gemacht hatte, als Professor der Aesthetik und der Alterthumskunde bei der Akademie der bildenden und mechanischen Künste zu Berlin angestellt, und in deren Senat aufgenommen, verheirathete sich aber hernach so unglücklich, daß die Ehe bald wieder getrennt wurde und sein schwacher Organismus endlich so vielen äußern und innern Leiden erlag 1793. Unter seinen vielen Schriften befinden sich auch mehrere philosophische, welche alle Belege zu der Wahrheit liefern, daß auch das Genie einer regelmäßigen Entwickelung und Ausbildung bedarf, wenn es in seiner Art etwas Treffliches leisten soll.

Mord ist unbefugte und vorsätzliche Zerstörung eines Menschenlebens.

Mordwuth besteht in einem unwiderstehlichen Triebe, entweder jeden vorkommenden Menschen, oder nur besondere Personen umzubringen. (Schulze.)

Mortification, Abtödtung des Fleisches, Ausrottung aller fleischlichen Lüste und Begierden, besonders durch Selbstquälen, Fasten u. dgl.

Motiv ist dasjenige, was einem denkenden und nach Zwecken handelnden Wesen zum Handeln unmittelbaren Anlaß gibt. (Krug.)

Mündig ist, wer im Vernunft- und Freiheitsgebrauche soweit vorangeschritten ist, daß er seine Rechte selbst erkennen und ausüben kann, indem er alsdann gleichsam

einen rechtlichen Mund hat, also keines Andern als eines rechtlichen Stellvertreters seiner selbst oder keines Vormundes bedarf. (Krug.)

Morphologie ist die Theorie von der Gestaltung und Umgestaltung der Dinge, indem Alles, was ist, gewissen Veränderungen der Formen unterworfen ist.

Mothe le Vayer (François de la Mothe le Vayer), geb. 1586 zu Paris, gest. 1672 ein vortrefflicher Kopf mit einem großen Reichthum von Kenntnissen und vielem Geiste. Er stellte die skeptischen Gründe gegen die Erkenntniß mit besonderer Beziehung auf religiöse Gegenstände dar. Er läugnet alle Vernunftprinzipien für die Religion, wegen der Verschiedenheit der Religionen, und nimmt für die Theologie ein Prinzip des Glaubens an, das über die Vernunft erhaben sey und durch göttliche Gnade mitgetheilt werde. Das menschliche Leben betrachtet er als eine Farçe und die Tugend beinahe als eine Chimäre.

Müller, Jac. Fr., zählt zu den Gegnern der Wolfischen Philosophie. Es ist aber von ihm nichts weiter bekannt als die Schrift: Zweifel gegen Hrn. Christian Wolf's vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes. Giessen 1751.

Müller, Gg. Christian, geb. 1769 zu Mühlhausen, hat vorzüglich die philosophische Moral und Religionslehre in mehreren Schriften bearbeitet.

Müller, Adam, geb. zu Berlin 1779, gest. zu Wien 1829, bekannt durch seine Schriften über Gegenstände der Staatskunst. Er studirte seit 1798 zu Göttingen die Rechte und nach seiner Rückkehr nach Berlin die Naturwissenschaften. Eine Reise nach Schweden und Dänemark, hierauf ein zweijähriger Aufenthalt auf dem Lande in Polen gaben ihm die Ruhe, seine politischen und religiösen Ueberzeugungen in Uebereinstimmung zu bringen. Um Frdr. Genz, mit dem er schon früher in freundschaftlichen Verhältnissen lebte, wieder zu sehen, begab er sich nach Wien, trat am 30. April 1805 zur römisch-katholischen Kirche über und kehrte nach Polen zurück. Von da begab er sich nach Dresden, wo er von 1806 bis 1809 Vorlesungen hielt über deutsche Literatur, dramatische Poesie, über die Idee der Schönheit und über das Ganze der Staatswissenschaften. Sein Antheil an dem Kriege von 1809 veranlaßte ihn, nach Berlin zu gehen, wo er von den preußischen Ministern mit Auszeichnung behandelt wurde, Vorlesungen über Friedrich II. hielt, aber durchaus keine Anstellung erlangte. Deßhalb kehrte er im Mai 1811 nach Oesterreich zurück und lebte dort 2 Jahre in dem Hause des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich-Este den Wissenschaften. Auch hielt er daselbst Vorlesungen über die Beredsamkeit. Im J. 1813 war er als Landcommissär und Tiroler Schützenmajor bei der Befreiung Tirols und als Regierungsrath und erster Referent bei der Organisation des Landes thätig, bis er im J. 1815 dem Feldhoflager des Kaisers Franz nach Paris folgte. Dort ernannte ihn der Kaiser zu seinem Consul in Sachsen, zugleich wurde er später Geschäftsträger an den herzogl. Anhalt und fürstlich Schwarzburg. Höfen. Er wohnte den Ministerial-Conferenzen in Karlsbad, hierauf denen in Wien bei, und hielt sich sodann in Leipzig auf, wo er seine Staatsanzeigen (1816—18) und die Schrift: „von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der Staatswissenschaft und Staatswirthschaft" (1819) herausgab. Im Jahre 1827 nach Wien zurückgerufen, starb er daselbst am 17. Januar 1819. (Ich führte dieses hier aus dem Brockhaus'schen Conversations-Lexikon, 8. Originalausgabe, hier an, zur Würdigung von Krug's Urtheil in seinem philosophischen Lexikon).

Muratori, L. A., geb. 1672 zu Vignola im Modenesischen und gest. 1750, war zwar mehr Gelehrter in vielen Fächern als Philosoph, hat sich aber doch auch als solcher gezeigt in seiner Schrift: Trattato della forza del intendimento umano osia Pirrhonismo confutato. Venedig, 1745. A. 3. 1756.

Murrkopf, Murrsinn heißt ein bis zur Unzufriedenheit mit allen seinen Umgebungen gesteigerter Eigensinn. (Krug.) Der Mürrische hat weder selbst Empfänglichkeit für Freuden, noch gönnt er Andern den Genuß derselben, ja verbittert ihnen vielmehr das Leben durch seinen Eigensinn. Er ist stets unzufrieden mit sich selbst, mit seiner Lage und mit seinen Mitmenschen, und legt diese Unzufriedenheit bei jeder Gelegenheit an den Tag.

Müssen ist ein Genöthigtseyn zu etwas durch physische Gründe.

Müssiggang ist die Gewohnheit, seine Zeit so zuzubringen, daß man alle absichtsvolle Thätigkeit flieht, wenn sie mit beschwerlicher Anstrengung verbunden ist. Es gibt aber auch einen geschäftigen Müssiggang, wo man sich zwar immer etwas zu thun macht, und daher über Mangel an Zeit klagt, aber immer seinen Verrichtungen keinen gehörigen Zusammenhang gibt, keine vernünftige Ordnung dabei beobachtet, niemals standhaft bei etwas ausdauert, und daher bald dieses bald jenes vornimmt, insonderheit sich aber gern in fremde Angelegenheiten mischt, und Andere mit Gefälligkeiten überhäuft, die sie nicht verlangt haben oder ihnen wohl gar zur Last fallen. (Reinhard.)

Musik (Tonkunst) ist die Kunst, in welcher die Sprache der Natur mit ihren unarticulirten Tönen zu uns redet, und ihre Werke dem Sinne vernehmbar macht. Darum übt auch die Musik eine unbegrenzte Macht auf das Gemüth des Menschen aus; denn die Natursprache wirkt unmittelbar und darum mit ganzer Stärke auf die Seele des Menschen, während die Töne der künstlichen Sprache — die Worte — erst einer Uebersetzung vermittelst des Verstandes bedürfen und dadurch geschwächt zu dem Herzen kommen.

Als an die Zeit gebunden vermag die Tonkunst nur das bewegte Leben darzustellen. Ja das eigentliche Object für die Tonkunst ist das innerliche subjective Leben der Seele, die Welt der Gefühle, Affecte und Leidenschaften.

Die Seele der Musik ist der Rhythmus, d. i. die periodische Eintheilung des Gleichartigen.

Der Rhythmus beherrscht als eines der ersten Gesetze die Natur. Alles in der Natur geht nach einem gewissen Rhythmus vor sich. Auch bei dem mannigfaltigsten Wechsel ihrer Erscheinungen ist eine gewisse Einheit in der Bewegung und Zeitfolge unverkennbar. Periodisch wechseln die Zeiten des Jahres mit einander ab, sowie Tag und Nacht u. s. w. Der Rhythmus gefällt, unabhängig von den Tönen, was auffallend das Wohlgefallen beweist, welches wir an der eintönigen Trommel und an dem eintönigen Tamburin finden. Ja selbst die rhythmische Bewegung der Dreschflegel in den Scheunen und der Hämmer in den Schmieden gewähren Wohlgefallen.

Die kleinste Zeitfolge, woraus der Rhythmus besteht, heißt der Tact, durch welchen eine Reihe von Tönen gleichförmig abgetheilt wird.

Jede Bewegung hat ferner einen bestimmten Grad von Geschwindigkeit, welche in der Musik das ausmacht, was man Tempo nennt.

Die Melodie ist dem Tonkünstler die angenehme Folge der Töne. Die Folge der Töne gefällt aber nur in sofern, als sie Ausdruck einer bestimmten Empfindung sind, z. B. Ausdruck des Schmerzes u. s. w. Jede Gemüthsbewegung hat, wie ihre eigene Farbe, so auch ihren eigenen Ton. Daher fordern die verschiedenen Empfindungen auch verschiedenen Tonarten — harte oder weiche, deren Bedeutung und eigenthümlichen Charakter der Tonsetzer genau kennen muß. Ebenso hat auch jede Gemüthsbewegung ihren eigenthümlichen Gang. Die belebenden Empfindungen bewegen sich mit Schnelligkeit fort, die schwächenden schleichen langsam dahin. — Die Sprache der Empfindungen hat aber auch nicht immer eine gleiche Tonhöhe, noch vermag sich dieselbe Empfindung immer auf gleicher Höhe zu erhalten.

In dem Zustande des bewegten Gemüthes fließen nicht selten entgegengesetzte Empfindungen in einander über.

Das Steigen und Fallen der Empfindungen, und ihre verschiedenen Windungen und Uebergänge muß der Tonkünstler in seiner Composition wohl beobachten, wenn sie der vernehmbare Wiederhall des Innern seyn soll.

Aus der Verknüpfung mehrerer Melodien, mehrerer Stimmen, deren jede ihre eigene Melodie hat, ohne daß eine hervordringt, vor den Andern vorzüglich bemerkbar ist, entsteht eine höhere Potenz der Musik, die Harmonie, über deren Werth die Meinungen der Kenner getheilt sind, so daß Einige, wie namentlich Rousseau sie für eine barbarische, für eine gothische Erfindung erklären; Andere hingegen die Erfindung der Harmonie für die Epoche der wahren Musik erklären, und sie als Fundament der wahren

Musik anpreisen, ohne deren Kenntniß nie ein gutes Tonstück verfertigt werden könnte. Indessen scheint, Alles wohl erwogen, die Wahrheit in der Mitte zu liegen.

Da die Naturbestimmung der Musik ist, Ausdruck des bewegten Gemüthes zu seyn, auf die Stimmung des Gemüthes aber die Religion den entschiedensten Einfluß hat, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der Genius der griechischen Musik ein ganz anderer gewesen seyn mußte, als jener der christlichen ist.

In Hinsicht auf die Darstellungsmittel ist die Musik entweder Vocal- oder Instrumentalmusik oder die Vereinigung von beiden.

In Hinsicht auf den besondern Zweck und den daraus hervorgehenden Charakter der Composition unterscheidet man zwei Hauptgattungen, nämlich Kirchen- oder religiöse Musik und weltliche Musik.

Die Entstehung der Musik als Kunst setzt ein schon einigermaßen gebildetes Gehör voraus. Eine bestimmte Zeit des Ursprungs der Musik läßt sich weder im Allgemeinen noch bei einem besondern Volke angeben. Indessen werden wir die ersten Anfänge und die ältesten Spuren der Musik wohl nirgend anderswo finden können, als dort, wo die Wiege des Menschengeschlechts zu suchen ist, in dem fernsten Osten, in Indien, von wo aus sie sich zu den Aegyptern, Hebräern, Griechen und Römern verbreitete

Vermöge des mächtigen Einflusses der Religion auf den Charakter der Kunst überhaupt, gewann auch die Musik in der christlichen Welt bald eine eigenthümliche Gestalt, sich zunächst als Kirchenmusik ausbildend, deren Grundelement der Choral ausmacht.

Während durch die Kirchenversammlung zu Laodicea im J. 364 in der orientalischen Kirche regelmäßige Gesänge eingeführt wurden, geschah dasselbe durch den Bischof Ambrosius in der abendländischen Kirche. Vorzüglich verdient um die Ausbildung des christlichen Kirchengesanges machte sich aber Pabst Gregor der Große.

Seit dem 16. Jahrh. bildete sich neben der Kirchenmusik auch die weltliche Musik immer mehr aus, vorzüglich in Italien, Frankreich und Deutschland; und es tritt nun auffallend der Einfluß des Nationalcharakters auf die Tonkunst hervor. Diesem gemäß ist das vorherrschende Element der italienischen Musik die Melodie, bei den Franzosen herrscht der rhythmisch-declamatorische Styl, der Grundcharakter der deutschen Musik ist der in großen und tiefen Harmonien sich entwickelnde romantische Charakter.

Mußmann, Joh. Gg., Professor der Philosophie zu Berlin, ein Schüler Hegel's, in dessen Sinn er geschrieben hat: Diss. de idalismo. Berlin 1826. 4. — Lehrbuch der Seelenwissenschaft, oder rationalen und empirischen Psychologie, als Versuch einer wissenschaftlichen Begründung derselben. Berlin 1827. 8. — Die Frage, ob auf Gymnasien philosophischer Unterricht ertheilt werden soll. Berlin 1827. — Grundlinien der Logik und Dialektik. Berlin 1828.

Muße ist die Ruhe von Geschäften, besonders von solchen, welche dem äußern und öffentlichen Leben angehören. (Krug.)

Müßig heißt eigentlich nur derjenige, der frei von äußern und öffentlichen Lebensgeschäften ist, obgleich er sonst sehr thätig seyn kann. Macht er aber von seiner Muße keinen solchen Gebrauch, sondern geht er blos seinem Genusse nach, so heißt er bestimmter ein Müßiggänger, und Müßiggang ist, wie das Sprichwort sagt, aller Laster Anfang; denn die aus demselben hervorgehende Langeweile bringt den Menschen gar oft auf böse Gedanken und Gelüste. (Krug.)

Muster ist Alles, wornach etwas Anderes gebildet wird, oder doch gebildet werden kann. Eberhard nennt daher Muster ein Individuum, wenn es wegen seiner wahren oder vermeintlichen Vortrefflichkeit den Wunsch erregt, ihm ähnlich zu seyn, oder etwas ihm ähnliches hervorzubringen.

Muth ist das wohl überlegte und vernünftige Vertrauen auf unsere Kräfte zum Widerstande (Meinecke), oder: ist diejenige Furchtlosigkeit bei Gefahren, welche aus dem Bewußtseyn der eigenen durch Thaten bewiesenen Stärke der Kräfte entsteht.

(Schulze.) Der Muth hat aber erst dann einen echt sittlichen Werth, wenn er sich im Dienste der Pflicht bewährt.

Muthmaßen heißt etwas, besonders Thatsachen ohne zureichende Gründe für wahr halten.

Muthwillig ist derjenige, welcher etwas will und thut, weil ihm entweder der Gegenstand selbst, oder die Aeußerung seiner Kraft Vergnügen macht, ohne dabei an den Schaden zu denken, den er anrichten kann. (Eberhard.)

Mutschelle, Sebastian, geb. 1749 zu Allershausen in Bayern, gest. 1793 zu Baumkirchen bei München, wo er Pfarrer war. Außer mehrern theologischen und Erbauungsschriften hat er auch mehrere philosophische, meistens nach kantischen Grundsätzen abgefaßte Schriften herausgegeben. Er gehörte zu den vorzüglichsten katholischen Schriftstellern seiner Zeit im Fache der Philosophie.

Mysterien waren bei den Griechen und in der Folge auch bei den Römern geheime religiöse Gebräuche, ein geheimer Gottesdienst, zu dem kein uneingeweihter zugelassen wurde, deren ursprünglicher Zweck war, wie Plato sagt, die Seele zu veredeln und ihrer wahren Bestimmung näher zu bringen, eine Vernunftreligion zu lehren, die mit der Staatsreligion contrastirte, und die der große Haufe nicht zu fassen vermochte. (Meineke.) Die heidnischen Mysterien verschwanden im 2. und 3. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung nach und nach, wie die Orakel. Auch nannte man vormals in manchen christlichen Ländern die geistlich-komischen Schauspiele, worin Gott, Engel, Heilige und Teufel auftraten Mysterien. Nähere Angaben darüber findet man in folgenden Schriften: Charakteristik der alten Mysterien aus den Originalschriftstellern. Frankf. u. Leipz. 1787. — Sainte-Croix, Versuch über die alten Mysterien. A. d. Franz. mit Anmerk. v. Lenz. Gotha. 1790. — Meiners, über die Mysterien der Alten, insbesondere über die eleusinischen Geheimnisse in dessen vermischten philosophischen Schriften. Thl. 3. — Creuzer's Symbolik und Mythologie der alten Völker. Leipz. u. Darmst. 1810—12. Ausg. II. 1819—21. 4 Bde.

Mystik, Mystiker, Mystisch, Mysticismus. Mystik heißt überhaupt das Streben, das Geheimnißvolle des Uebersinnlichen und Ewigen mit der Kraft der Phantasie zu erfassen, und das was nicht durch Begriffe erfaßt werden kann, durch innere Anschauung zu ergreifen und so dem Gemüthe näher zu führen (Krug); oder ist der Glaube, daß es außer der Vernunft und Erfahrung noch andere geheime und übersinnliche Quellen sowohl der Erkenntniß als der Empfindung gebe. (Meineke.)

Baumgarten-Crusius nennt Mystik nicht nur Gefühlsschwärmerei, sondern auch Wahnglauben an eine Verbindung der Gottheit durch das Gefühl. Indessen muß vor allem bemerkt werden, daß der speculative Mysticismus durchaus keine verwerfliche Art der Philosophie sey, vielmehr ist der berüchtigte Mysticismus, so wie der gemäßigte Skepticismus, sagt Friedrich Schlegel, ein wesentlicher Bestandtheil der wahren, vollkommenen Philosophie; denn wie der auf seine wahre Bedeutung zurückgeführte Skepticismus der natürliche Anfang und das natürliche Prinzip der wahren Philosophie ist, so ist der berüchtigte Mysticismus der göttliche Anfang und das göttliche Prinzip derselben. Der nicht berüchtigte Mysticismus aber ist nichts anderes als mißverstandene Offenbarung. Es ist hier nicht die Rede von den heiligen Schriften, die uns Nachricht ertheilen von der ursprünglichen Offenbarung, sondern wir reden hier von dieser selbst. Es läßt sich nämlich auch philosophisch darthun, daß der wahre Begriff der Gottheit dem Menschen nur durch Offenbarung mitgetheilt worden seyn kann, weil weder die Vernunft, noch die Sinnenwelt im Stande ist, diesen Begriff in ihm zu erzeugen. Was der Mensch, seiner eigenen Vernunft überlassen, aus der Betrachtung der Sinnenwelt, über das unsichtbare, geistige, in ihr verborgen wirkende Wesen herleiten kann, das ist durchaus keine Erkenntniß des wahren Gottes, sondern es sind nur einzelne höchst schwankende, mangelhafte Züge des wahren Begriffes, oder es sind die bloßen Naturkräfte, die er als göttliche Wesen anerkennt.

Wenn aber Denker von religiösem Gefühl und Glauben bei ihrem Nachdenken über die Natur ihr Entstehen, ihre innern Kräfte und Gesetze, so wie ihr Verhältniß zu einem

höchsten, sie beherrschenden geistigen Prinzip der Gottheit gekommen zu seyn vorgeben, blos und einzig durch ihre Vernunft geleitet, so ist dieß Täuschung und Selbstbetrug, indem ihre Vernunft schon früher durch das Licht der Offenbarung erleuchtet, und in ihrem Denken und Forschen auf den Weg der Erkenntniß gekommen ist, sie also mit Unrecht den Begriff der Gottheit, der durch diese Offenbarung unter den Menschen verbreitet und so auch ihnen überliefert worden ist, aus sich selbst oder der Beobachtung der Welt und Natur geschöpft zu haben wähnen. Der vollendete Mysticismus (in Jacob Böhme) hat nur den einzigen Fehler, daß er unverständlich ist; die vollendete und die werdende Welt sind darin vermischt. (Friedr. Schlegel. II.)

Friedr. Schlegel, philos. Vorlesungen ꝛc. Herausgegeben von C. J. H. Windischmann Bd. I.

Schulze nennt Mystiker diejenigen, welche glauben in einer für heilig gehaltenen Urkunde einen geheimen, andern Sterblichen verborgenen und durch keine grammatisch-historische Auslegung entdeckbaren Sinn von hoher Bedeutung gefunden zu haben, oder sie sehen in manchen Formen und Verhältnissen, welche an den Naturdingen vorkommen, Aufschlüsse über das Wesen der Dinge, die allen andern Naturforschern entgangen sind, und der Werth dieser Aufschlüsse ist in ihren Augen so groß, daß dadurch nothwendig eine Umgestaltung alles bisherigen Wissens oder der Natur herbeigeführt werden muß.

Mythen sind gewisse, vorzüglich auf Religion sich beziehende, durch Ueberlieferung fortgepflanzte Erzählungen, die entweder ganz erdichtet und fabelhaft sind, oder historische und philosophische Wahrheiten durch Erdichtung ausschmücken. (Wegscheider.)

Mythologie ist eine Darstellung von Begebenheiten und Vorstellungsweisen, die einer Zeit angehören, wo die Menschen überhaupt sich noch in einem kindlichen Zustande befanden, wo sie also mehr dem Zuge der Gefühle und der Einbildungskraft, als den Gesetzen des Verstandes und der Vernunft folgen, wo es daher auch noch keine eigentliche Geschichte und höhere Wissenschaften gibt, sondern nur Sage oder mündliche Ueberlieferung, mehr oder weniger mit Dichtungen vermischt, oder in ein poetisches Gewand gekleidet (Krug.); oder: 1) eine Sammlung uralter, ursprünglich durch Ueberlieferung fortgepflanzter Sagen von Naturereignissen, Menschenthaten und Sitten; 2) sorgfältige Sichtung dessen, was in diesen Ueberlieferungen Materie und Form oder Wahrheit und Dichtung ist; wobei dann die Mythologie 3) wo möglich diese Sagen nach der Zeit und dem Orte ihres Ursprunges und ihrer Fortpflanzung, so wie den Grund und die Veranlassung der dichterischen Hüllen zu erforschen sucht. (Meineke.)

N.

Nachahmen heißt etwas thun, was den Handlungen gewisser Personen oder überhaupt gewissen Dingen ähnlich ist. (Eberhard.) Im engern Sinne nennt man Nachahmung die Bewegungen unseres Körpers oder seiner Organe, wozu der Anblick der Bewegungen in andern lebendigen und leblosen Dingen Veranlassung gibt. (Schulze.)

Nachahmungstrieb ist die in der Natur des Menschen liegende Neigung, das, was man Andere thun sieht, auch zu versuchen. (Dolz.)

Nachbeterei ist sclavische Unterwerfung seines Urtheils über wahr und falsch.

Nachdenken heißt die Vorstellung eines Gegenstandes mit Anstrengung fortsetzen, um sie zur Deutlichkeit zu bringen, dann auch einem fremden Gedankengang folgen, wie es beim Hören und Lesen der Fall ist (Krug.); oder das zu einem Gegenstande gehörige einzeln oder eines nach dem andern betrachten, um sich denselben zur Deutlichkeit zu bringen. (Eberhard.)

Nachdruck hat zwei höchst verschiedene Bedeutungen. Einmal bezieht er sich auf den Ausdruck unserer Gedanken und Empfindungen vermittelst des artikulirten

oder unartikulirten Tons; in einer andern Bedeutung aber bezieht er sich auf die Vervielfältigung der Geisteswerke vermittelst des Abdruckes durch die Presse für den Handelsverkehr. Was nun den Nachdruck im zweiten Sinne betrifft, so werden Gründe für und gegen denselben angeführt, für deren Beurtheilung es zunächst auf die Bestimmung des Begriffs des Verlagscontractes ankommt. Der Verlagscontract ist aber ein Vertrag, kraft dessen der Schriftsteller den Verleger beauftragt, sein Geistesproduct auf eigene Kosten zu drucken und durch den Buchhandel zu verbreiten. Er ist somit nichts anderes als eine Art von Bevollmächtigungsvertrag, und muß daher auch nach den Grundsätzen von diesem beurtheilt werden. Ursprünglich kommt unstreitig nur dem Verfasser das Recht zu, die Art und Weise zu bestimmen, wie er sein Werk, d. i. seine Gedanken in der von ihm ausgearbeiteten Form dem Publikum mittheilen will. Denn es sind nicht blos die Gedanken sein Eigenthum, sondern es steht auch mit der Verbreitung derselben seine Ehre und sein Gewissen auf dem Spiel, so daß jede Abhängigkeit von fremder Willkühr in dieser Hinsicht für eine Beeinträchtigung der Persönlichkeit angesehen werden muß.

Wenn demnach der Verfasser das Mittel ergreift, sein Werk durch einen Andern auf dessen Kosten drucken uud verbreiten zu lassen; so wird dieser für nichts anderes angesehen werden können, als für den Bevollmächtigten, und darf als solcher seine Vollmacht nicht überschreiten; darf also das Manuscript, wenn er es auch käuflich an sich gebracht, vor Erfüllung des Vertrags, nicht vernichten, darf es nicht verändern, darf es nicht willkührlich über die von dem Verfasser accordirte Anzahl von Exemplaren vermehren. Wenn aber der Verleger durch den Verlagscontract das Recht, die Anzahl der Exemplare willkührlich zu vermehren nicht erwirbt, so kann er dasselbe auch durch den Verkauf einzelner Exemplare nicht an den Käufer derselben übertragen. Es kann also keinen rechtlich giltigen Nachdruck geben, indem der Nachdrucker im Namen eines Andern zu dem Publikum redet, ohne von diesem Andern dazu autorisirt zu seyn, sich also diesem in der Vollbringung eines Geschäfts widerrechtlich aufdringt. Der Grund von der Widerrechtlichkeit des Nachdruckes liegt also nicht (wie Dresch sagt) darin, weil er a) dem Schriftsteller das Recht nimmt, die Früchte seines geistigen Eigenthums allein in dem Maße zu genießen, in welchem es sonst möglich gewesen wäre; und weil er b) auch dem Verleger das Recht nimmt, die Früchte seines Eigenthums (Capitals), das er auf den Druck des Buches verwendet, ausschließend zu beziehen. Sondern vielmehr liegt der Grund der Widerrechtlichkeit des Nachdruckes darin, daß die Beschränkung der Rechte des Schriftstellers und Verlegers von einer rechtlich nicht begründeten Handlung ausgehen.

Für die rechtliche Giltigkeit des Nachdruckes werden indessen gewöhnlich folgende Gründe vorgebracht:

a) Der Käufer des einzelnen Exemplars erwirbt sich das Eigenthumsrecht auf das, was er gekauft hat; mit dem Eigenthumsrechte ist aber das Recht der möglich besten Nutzung, folglich auch das Recht, das Exemplar durch Nachdruck zu vermehren, untrennbar verbunden.

Hierauf ist zu erwiedern: Allerdings erwirbt der Käufer durch den Kaufcontract das Eigenthumsrecht, und mithin auch das Recht der bestmöglichen Benutzung des gekauften Exemplars, allein er kann dieses nur in soweit erwerben, als der Verkäufer durch den Kaufvertrag es ihm überlassen kann und will. Nun besitzt aber der Verleger das Recht, das Werk des Verfassers willkührlich zu vermehren selbst nicht, also kann er es auch auf den Käufer nicht übertragen. Der Käufer kann das gekaufte Exemplar wieder verkaufen, verleihen, vernichten und das Material specificiren oder formen nach Gefallen, er kann die Gedanken benutzen, kann durch Auszüge, Uebersetzungen, Umarbeitungen rc. neue Werke daraus bilden und auch in sofern es specificiren: nur Eines hat sich der Verfasser in dem Verlagscontracte vorbehalten, die Zahl der Exemplare selbst zu bestimmen, in welcher sein Werk in der von ihm ausgearbeiteten Form unter das Publikum verbreitet werden soll.

b) Man darf doch, ohne sich den Vorwurf einer rechtswidrigen Handlung zuzu-

ziehen, mechanische Kunstwerke nachmachen, also muß man auch Bücher nachdrucken dürfen.

Hierauf ist zu antworten: Daß es ein unbedingtes Recht gebe, mechanische Erfindungen nachzumachen, möchte sich wohl schwerlich beweisen lassen, und schon aus dem Grunde sehr problematisch erscheinen, weil der Staat sich berechtigt hält, Patente gegen das Nachmachen zu ertheilen. Uebrigens paßt diese Vergleichung gar nicht: denn bei mechanischen Erfindungen könnte, weil das Gegentheil häufig sich nicht beweisen läßt, der Nachahmende sich größtentheils darauf berufen, daß er dieselbe Erfindung für sich gemacht habe, und dann könnte man ihm nicht wehren, dieselbe Sache zu machen; bei Büchern aber ist eine solche gleiche Erfindung rein unmöglich und wird auch nie vom Nachdrucke behauptet.

c) Der Nachdruck ist eine für die Cultur sehr nützliche Sache, indem durch ihn die wichtigsten Geistesproducte für wohlfeileres Geld in Umlauf gebracht werden.

Die Ungiltigkeit dieses Grundes leuchtet von selbst ein, sobald man erwäget, daß das Recht durchaus nicht nach dem Prinzip der Nützlichkeit beurtheilt werden dürfe. Sonst müßte es wohl auch Recht seyn, den reichen Leuten das Leder zu stehlen, um den Armen davon Schuhe zu machen.

d) Der Nachdruck wird durch die hohen Bücherpreise nothwendig.

Dagegen läßt sich eben so gut behaupten, daß die Gefahr des Nachdruckes die Bücherpreise erhöhe, weil dann jeder Verleger so schnell als möglich sich für die Interessen seines Capitals gegen die Möglichkeit des Nachdruckes sichern muß. Uebrigens würde der angeführte Grund höchstens die Nothwendigkeit einer Büchertaxe, keineswegs aber das Recht des Nachdruckes erweisen.

Naiv. Tritt die unschuldige, kindliche Seele, die reine, noch durch keine Sitte verderbte Natur im Gegensatze mit der künstlichen Sitte und der Convenienz der Welt hervor, so entsteht das Naive. Beim Naiven, sagt Kant, trägt die Natur über die Kunst den Sieg davon, aber die Natur muß Recht, die Kunst Unrecht haben. Das Naive kann nur in einem Zeitalter erkannt werden, wo die Menschheit schon von der Natur abgefallen ist und diese einer lügenden Sitte und Convenienz zum Opfer gebracht hat. Aber damit dieses sey, müssen sich bei dem Abfalle der Menschen von der Natur Naturkinder erhalten haben, welche ihre Gefühle und die sie bewegenden Ideen unbefangen aussprechen, unbekümmert, ob die herrschende Sitte und Convenienz der Welt damit einverstanden sey oder nicht, ja die abweichend von ihr die Regungen des Gemüthes und ihrer Seele in Worten und Mienen offen und kunstlos darlegen. Das Ideal eines Naturzustandes zieht uns im Gegensatz mit der bürgerlichen Gesellschaft, und der in ihr herrschenden Sitte und Convenienz auf eine ungemeine Weise an, wegen der edlen und liebenswürdigen Einfalt der Menschen in diesem Zustande; daher auch Werke der Kunst, in welchem diese unverderbte Natur dargestellt ist, höchst erfreulich und schätzbar sind. Aber da der Ausdruck des Naiven nur der Nachklang der liebenswürdigen Harmonie eines Zustandes der Menschheit ist, der leider nicht mehr ist, so versetzt der Gedanke davon, der sich uns nothwendig aufdrängt, unsere Seele in eine wehmüthige Stimmung: das Lustgefühl, welches uns das Naive gewährt, ist darum nicht reiner Art, dem Gefühle von Lust sind einige bittere Tropfen von Unlust beigemischt — gemischtes Gefühl.

Name, guter, ist das günstige Urtheil unserer Nebenmenschen, nach welchem sie uns um unserer guten Eigenschaften willen einen gewissen Werth beilegen.

Narrheit ist eine besondere Form der Verstandesschwäche, aus Mangel an Selbstbeherrschung, wobei der untere Gedankenlauf ohne Ueberreizung und ohne Zerrüttung seinem eigenen Spiele überlassen bleibt, weil kein Verstand da ist, der ihn meistert. (Fries.) Närrisch nennt daher Eberhard das Thörrichte, wenn das Ungereimte in ihm so auffallend, aber auch zugleich so unschädlich ist, daß es Lachen erregen kann.

Naseweise heißt derjenige, welcher über Dinge urtheilt und spricht, zu deren Beurtheilung er noch zu jung oder unerfahren ist, und Alles besser zu wissen glaubt als Andere und daher überall absprechend ist. (Dolz.)

Nasse, Chr. Friedr., Professor der Heilkunde, früher in Halle, jetzt in Bonn, hat außer mehreren medicinischen auch einige philosophische Schriften herausgegeben, in welchen er Schelling's naturphilosophische Ideen weiter entwickelte.

Nation ist eine durch physische Abstammung, daher auch durch Sprache, Sitte, Charakter u. s. w. verwandte Menschenmenge, also eben das, was wir ein Volk nennen. (Krug.)

Natur bedeutet a) die Abhängigkeit aller zum Daseyn eines Dinges gehörigen Bestimmungen von einem innern Prinzip; b) den Inbegriff wirklicher Dinge, so fern sie nach Gesetzen mit einander verknüpft sind; c) der Kunst entgegengesetzt ist Natur dasjenige, was sie durch ununterrichtete Kräfte nach ihren eigenen Gesetzen hervorbringt. (Lossius.) Im weitesten Sinne nennt man Natur den Inbegriff der gesammten endlichen Wesen, ihrer ursprünglichen und erworbenen Eigenschaften. (Platner.) Natur des Menschen ist der Inbegriff aller der nothwendigen Eigenschaften, die den Menschen zum Menschen machen.

Naturalismus oder natürliche Religion ist der religiöse Glaube, welcher durch Betrachtung der Natur, ihrer Schönheit, Ordnung und Zweckmäßigkeit entsteht, oder die Denkart, in wie fern die philosophische Religionslehre aus Reflexion über Thatsachen der Natur hervorgeht. (Bretschneider.) Im Gegensatze zum Supranaturalismus ist Naturalismus die Annahme, daß der Ursprung, die Ordnung und Dauer der erschaffenen Dinge von ihnen selbst ausgeht, durch eigene Kraft hervorgebracht und geleitet werde. Vom Rationalismus unterscheidet er sich vorzüglich dadurch, daß er alle Wirkungen in der Natur aus einer gewissen Nothwendigkeit in der Natur selbst ableitet, ohne alle Rücksicht auf die göttliche Vorsehung, und deßhalb alle Wirksamkeit Gottes in Mittheilung der Erkenntniß der Religion an gewisse Menschen, und jede Art der Offenbarung verwirft. (Wegscheider.) Der Offenbarung entgegengesetzt ist er die Behauptung, daß der Mensch ohne übernatürliche Mittel blos durch seine eigenen Kräfte die Seligkeit erlangen könne. (Lossius.)

Naturell nennen wir etwas Ursprüngliches in jedem Menschen, das allen bestimmten Aeußerungen seines Fühlens und Begehrens vorhergeht und auf die Aeußerungen Einfluß hat. (Schulze.)

Naturalist im theologischen Sinne heißt derjenige, welcher glaubt, ohne alle Beihilfe einer göttlichen Offenbarung durch Anwendung seiner eigenen Seelenkräfte alles zu erkennen, was zu seiner höchsten Vollendung in diesem Leben und zu seiner Seligkeit in jenem Leben nöthig ist. (Meineke.)

Naturerzeugniß (Naturproduct) ist nur dasjenige, was die Natur selbst und allein hervorbringt; was hingegen der Mensch durch seine Thätigkeit hervorbringt, heißt ein Kunsterzeugniß (Kunstproduct.).

Naturforschung bezweckt nicht blos die Erkenntnisse der einzelnen Dinge sammt deren Veränderungen, sondern auch die Erkenntniß der Natur überhaupt als eines gesetzmäßigen Ganzen, also der Kräfte, welche in der Natur überhaupt walten, und der Gesetze, nach welchen sie wirksam sind.

Naturgesetze heißen diejenigen, welche die Wirksamkeit der Naturkräfte auf eine so nothwendige Weise bestimmen, daß sie nicht anders als so, wie es bestimmt ist, wirken können.

Naturnothwendigkeit ist der Zusammenhang aller Erscheinungen der Sinnenwelt als Ursache und Wirkung, Grund und Folge. (Meineke.)

Naturgeschichte ist nicht, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, einerlei mit einer bloßen Naturbeschreibung, d. i. eine Darstellung der Erzeugnisse der Natur nach ihren charakteristischen Merkmalen, mithin nicht nach ihrer Einzelheit und Individualität, sondern in ihrer Gemeinsamkeit als Gattungen und Arten. Von einer solchen Naturbeschreibung unterscheidet sich wesentlich die Naturgeschichte, als eine Darstellung von Begebenheiten, die sich in der Natur nach und nach zugetragen haben. Dergleichen Begebenheiten sind Erdbeben, große Ueberschwemmungen u. s. w.

Naturrecht ist die Wissenschaft, welche die Idee des Rechts oder die durch die

Vernunft gebotenen rechtlichen Verhältnisse unabhängig von dem in den besondern Staaten geltenden positiven Rechte entwickelt. Der Name Naturrecht schreibt sich aber von einer irrigen Vorstellung her, welche beim Entstehen dieser Wissenschaft und lange nachher noch herrschend war, indem man diese Wissenschaft von den vielen und mancherlei Vorstellungen von einem Naturzustande abhängig dachte, der bald als Zustand der ganzen Menschheit, bald als Zustand der einzelnen, nicht in Staaten lebenden Völker, bald dichterisch und moralisch, bald historisch vorgestellt wurde. Da es nun sehr willkührlich wäre, die bloße Abstraction vom Staate Naturstand zu nennen, so hat man den zweideutigen Namen Naturrecht durch andere Benennungen zu ersetzen gesucht, und die philosophische Wissenschaft des Rechts z. B. Vernunftrecht genannt. Durch Kant und Fichte hauptsächlich begann eine neue Epoche dieser Wissenschaft, indem sie dieselbe unmittelbar auf Prinzipien der praktischen Vernunft und auf die Freiheit zu gründen suchten. Beide gingen aber von der Freiheit des Einzelnen aus, die doch nur erst im Staate als dem vernunftmäßigsten Vereine der Menschen möglich ist. Die Wahrnehmung, daß ein abstractes, vom Staate, der Sittlichkeit und Politik getrenntes Recht leer und ohne Anwendung sey, bewog die neuern Bearbeiter der philosophischen Rechtslehre, das Recht wieder in seiner Verbindung mit Moral und Politik darzustellen, so daß sie von Einigen als Theil der Staatslehre, von Andern in Hobbes Geiste als Politik im engern Sinne behandelt worden ist. Zu diesen gehören die geistvollsten Bearbeiter, nämlich Fries, Hugo und G. E. Schulze. Eine eigenthümliche, an die Geschichte sich näher anschließende Bearbeitung der Philosophie des Rechts hat Hegel geliefert, welcher das Recht als die erste Stufe betrachtet, durch welche sich der praktische Geist zur Moralität und Sittlichkeit erhebt. (Brockhaus, Conversations-Lexikon.)

Naturreich heißt ein Inbegriff von Naturdingen, die unter einem gemeinsamen Hauptbegriff stehen. Gewöhnlich nimmt man nach dem Vorgange des Aristoteles deren drei an, nämlich das Thierreich, Pflanzenreich und Mineralreich.

Naturwissenschaft heißt der Inbegriff aller Erkenntnisse, welche sich auf die Natur beziehen.

Naturstand hat nach Krug dreierlei Bedeutungen: 1) Versteht man darunter den Stand der Uncultur oder natürlichen Rohheit, welchem der Stand der Cultur und Bildung entgegensteht; 2) den Zustand des Sünders oder des ungebesserten Menschen, und setzt ihm den Stand der Gnade, wo der Mensch bereits sittlich veredelt ist, entgegen; 3) den äußerlichen bürgerlichen Rechtsstand, und setzt ihm also den Bürgerstand, oder das Leben im Staate entgegen.

Neid ist der Verdruß über fremde Freude (Fries.); oder: ist das Mißvergnügen darüber, daß ein Anderer ein Gut besitzt, welches man selbst zu besitzen wünschet. (Schulze.)

Neigung ist eine habituelle, d. i. zur Gewohnheit gewordene Begierde (Kant.), oder das durch öftere Befriedigung zur Gewohnheit gewordene Begehren. (Schulze.) Ist im weitern Sinne eine habituelle Stimmung der Seele; im engern eine Stimmung des Begehrungsvermögens, im engsten eine Stimmung des sinnlichen Begehrungsvermögens. (Maaß.)

Nepotismus ist das Bestreben, seine Verwandten mehr als Andere zu begünstigen, was zwar an und für sich nicht zu tadeln, sondern sogar pflichtmäßig ist. Wenn aber jenes Streben eine solche Richtung nimmt, daß es sogar dem öffentlichen Wohle Abbruch thut, indem diejenigen, welche an der Regierung des Staats mehr oder weniger Antheil nehmen, ihr Ansehen und ihren Einfluß dazu mißbrauchen, ihre Verwandten ohne alle Rücksicht auf Verdienst und Würdigkeit so zu begünstigen, daß ihnen die wichtigsten und einträglichsten Aemter des Staats verliehen, und daher verdienstvollere und würdigere Männer zurückgesetzt werden, so wird der Nepotismus sogar ein Verbrechen gegen den Staat.

Neptunisten nennt man diejenigen Naturphilosophen und Kosmologen, welche die Bildung des Weltalls oder wenigstens des Erdkörpers von der Wirksamkeit

des Wassers vorzugsweise ableiten. Ihnen gegenüber stehen die Vulkanisten, welche das Feuer als das Urelement annahmen, wie es ursprünglich gestaltet und wirksam war.

Nett ist das, was nichts enthält, was die Wahrnehmung seiner Schönheit und Genauigkeit für das Gesicht und den Verstand hindert. (Eberhard.)

Neugier unterscheidet Eberhard von Neugierde, indem er diese als eine Begierde bezeichnet, etwas zu erkennen, was uns noch unbekannt und in dieser Hinsicht lobenswerth ist, aber fehlerhaft wird, wenn sie als Neigung hervortritt, ohne Absicht und Auswahl alles erkennen zu wollen, was unbekannt, ohne von seinen Kenntnissen einen Gebrauch zu machen, wodurch man besser wird. Wenn aber die Neubegierde leidenschaftlich stark ist, so nennt er sie **Neugier,** welche Krug als das ungestüme Bestreben, etwas Neues zu sehen und zu hören bezeichnet. Nach Meineke heißt die Neubegierde — Neugier, wenn sie aus Müssigang, Langeweile, Klatschsucht entspringt, und auf kleinliche, unbedeutende Dinge verfällt.

Neutralität findet überhaupt statt, wo sich ein Drittes zu zwei Andern so verhält, daß es sich weder zu dem Einen noch zu dem Andern hinneigt. Das Dritte heißt dann neutral. In Bezug auf die Menschenwelt kann es eine theoretische und eine praktische Neutralität geben. Jene besteht darin, daß man, wenn über irgend Etwas logisch gestritten wird, sich für keine von den streitenden Parteien erklärt, weil man entweder selbst noch unentschieden, oder gleichgiltig gegen Wahrheit und Irrthum ist, oder es nicht rathsam findet, sein Urtheil offen auszusprechen. — Die praktische Neutralität besteht darin, daß man bei einem äußern Kampf den bloßen Zuschauer macht, mithin keinen wirksamen Antheil nimmt. Was nun zunächst die völkerrechtliche Neutralität betrifft, so ist offenbar, daß jedes Volk das Recht der Neutralität hat, wenn zwei andere Völker Krieg führen. Wer aber das Recht der Neutralität hat oder in Anspruch nimmt, hat auch die Pflicht der Neutralität, d. i. die Verbindlichkeit, sich auch durch die That als theilnahmslos zu beweisen, also keinen von beiden Krieg führenden Theilen gegen den andern zu unterstützen. (Krug.)

Newton, Isaak, geb. zu Wolstrop 1642, seit 1669 Prof. der Mathematik zu Cambridge, gest. 1727, war ein Mann von durchdringendem praktischen Blick und großer Erfahrungserkenntniß, der in der mathematischen Physik Epoche machte, durch Lehre und Beispiel auf den Weg der Beobachtung und auf Analyse und Erfahrung hinwies; auf welchem Wege er zu seinen großen Entdeckungen (Farbentheorie, Gravitationsgesetz u. s. w.) kam; dagegen war er nicht nur ein Feind der Hypothesen, sondern that deßhalb auch den Ausspruch: Physik hüte dich vor der Metaphysik. Gleichwohl stellte er selbst einige eigenthümliche metaphysische Vorstellungsarten in Form der Hypothesen auf (z. B. daß der unendliche Raum, worin die Weltkörper sich bewegen, das Sensorium Gottes sey (setzte Atomen, Schwere und andere Eigenschaften voraus, und glaubte sogar, daß die Philosophie der Natur, wenn sie auf dem Wege der Erfahrung werde vollendet seyn, auch zur Erweiterung der Moralphilosophie beitragen werde, indem nämlich durch Erkenntniß der ersten Ursache und ihres Verhältnisses zu uns auch die Erkenntniß unserer Pflichten gegen sie, so wie aller andern Pflichten offenbar werde.

Nicolai, Chsto. Frdr., geb. 1733 zu Berlin und ebendaselbst gest. 1811. Obwohl nur Buchhändler erwarb er doch sowohl durch eigenes Studium, als durch Reisen, freundschaftlichen Umgang und literarischen Briefwechsel mit Lessing, Engel, Mendelssohn, Teller, Gedike, Zöllner, Biester, Ramler, Göcking, Weiß, Eschenburg u. A. so viel Kenntniß und Bildung, daß er auch als Schriftsteller, selbst als philosophischer auftrat und ein gewisses Ansehen in der gelehrten Welt erlangte.

Nicolaus von Autricuria ein scholastischer Philosoph und Theolog, welcher um die Mitte des 14. Jahrhunderts zu Paris lehrte und als Nominalist sich dem Idealismus näherte.

Nicolaus von Clemange ein Scholastiker des 14. und 15. Jahrhunderts (1393 Rector der Universität zu Paris, gest. um 1440) der sich der spitzfindigen Scholastik seiner Zeit widersetzte und überhaupt ein freier Denker war.

Nicolaus v. Cuß oder **Cusel,** auch **N. Chrypffs** genannt, wo er im

Anfange des 15. Jahrhunderts geboren wurde. Er zeichnete sich durch Genie, Gelehrsamkeit und Geschmack sehr vor seinen Zeitgenossen aus, ward Doctor der Theologie, Bischof von Brixen und endlich Cardinal, und starb 1464. Als Philosoph ist er vorzüglich dadurch merkwürdig, daß er Skepticismus und Probabilismus, Pythagorismus und Pantheismus auf eine freilich etwas seltsame Weise mit einander verknüpfte.

Nicomachus, Sohn des Aristoteles von der zweiten Gattin Herpyllis aus Stagira. Einige behaupten, er habe auch selbst eine Ethik in 6 Büchern und einen Commentar zur Physik seines Vaters geschrieben, und sey vornehmlich von Theophrast zum Philosophen gebildet worden.

Nießbrauch ist das Recht der Benutzung fremden Eigenthums.

Niemeyer, Aug. Herm., geb. 1754 zu Halle, wo er sich 1777 als Magister habilitirte, 1780 als außerordentlicher und 1784 als ordentlicher Professor der Theologie späterhin auch Aufseher des Pädagogiums, Oberconsistorialrath und Kanzler der Universität wurde, zeigt sich als Philosoph vorzüglich durch seine Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts. Halle 1796. A. 7. 1818. 3 Bände.

Niethammer, Frdr. Imman., geb. 1766 zu Beilstein im Würtembergischen, seit 1793 außerordentlicher Professor der Philosophie und seit 1797 außerordentl. Professor der Theologie zu Jena, seit 1804 ordentl. Professor der Theologie und bayer. Consistorialrath zu Würzburg. Seit 1807 Central-Schul- und Studienrath in München. Seit 1792 ist er zu Fichte in ein näheres Verhältniß getreten, und hatte auf Fichte'schen Standpunkt mehrere Schriften herausgegeben. Auch gab er seit 1797 sein philosophisches Journal heraus, zu welchem Fichte selbst als Mitarbeiter und Mitredacteur auftrat.

Nitsch oder **Nitzsch**, Karl. Ludw., geb. 1761 zu Wittenberg, seit 1790 Doctor und Professor der Theologie, hat außer mehreren theologischen auch einige philosophische Schriften, besonders in die Moral und Religionsphilosophie einschlagend, und in dieser Beziehung manches Eigenthümliche enthaltende Schriften herausgegeben.

Nizolius Marius, ein italienischer Gelehrter des 16. Jahrhunderts (gest. 1540), der die Scholastik so glücklich bekämpfte, und eine bessere Art zu philosophiren so kräftig empfahl, daß selbst Leibnitz für gut fand, dessen darauf bezügliches Werk wieder in's Leben zurückzurufen.

Nichtswürdig heißt ein Mensch, von dessen Gesinnungs- und Handlungsweise sich alles Böse erwarten läßt, weil ihm an der Würde seiner Menschennatur nichts gelegen ist.

Niedergeschlagenheit heißt die völlige Abspannung aller Kräfte des Geistes und Körpers, in wiefern sie eine Folge der Traurigkeit ist. (Meinecke.)

Niederträchtig heißt alles Unsittliche, in sofern es aus Mangel an Selbstschätzung entsteht oder damit verbunden ist. (Eberhard.)

Niedrig heißt in moralischer Hinsicht alles Unsittliche, dessen nur ein Mensch ohne alle sittliche Bildung fähig ist. (Eberhard.)

Nominalismus ist diejenige Ansicht von den Geschlechtsbegriffen (Begriffen der Gattungen und Arten), welche die Scholastiker schlechthin Universalien nannten, vermöge der man annimmt, daß jene Begriffe nichts anderes, als Namen der Dinge, Wörter seyen (flatus vocis). Diese Ansicht wurde zuerst von dem Scholastiker Roscellin im 11. Jahrhundert bestimmt ausgesprochen, fand aber späterhin, obwohl sie durch die Kirchenversammlung zu Soisson 1092 verworfen worden war, besonders seit dem 14. Jahrh. durch Occams erneuerte Darstellung derselben viele Anhänger unter den Scholastikern, die man deßhalb Nominalisten nannte, aber auch viele Gegner, deren einige so weit gingen, die Universalien für wirkliche Dinge zu erklären, die man deßwegen als Gegner der Nominalisten Realisten nannte. Dieser Realismus ist aber keinesweges mit der dem Idealismus entgegensteht zu verwechseln. Uebrigens zog sich der Streit zwischen den Nominalisten und Realisten durch das ganze Mittelalter hindurch, ohne eigentlich je beendigt worden zu seyn. (Krug.)

Noth ist ein unangenehmer, schleunige Hilfe erfordernder Zustand.

Nothdürftig wird von Dingen gebraucht, wenn nur so viel vorhanden ist, als man zur Noth bedarf. (Eberhard.)

Nothdurft des Lebens heißen diejenigen äußern Dinge, ohne welche das Leben nicht bestehen kann.

Nothfall heißt ein Fall, in welchem gesetzlich verbotene Handlungen zwar nicht an sich recht, aber doch erlaubt und straflos werden. (Meinecke.) Es liegt aber darin keineswegs die Befugniß, daß dem Menschen, wenn er sich in Noth befindet, Alles erlaubt sey, sondern nur, daß wenn jene Noth eine dringende Lebensgefahr ist, so viel erlaubt sey, als zur Abwendung derselben durchaus nöthig ist.

Nothgebrauch ist ein Gebrauch, der zur Erhaltung eines unveräußerlichen und unersetzlichen Gutes nothwendig ist (Lossius), oder ein Gebrauch, den man von fremden Eigenthum zu machen genöthigt ist, um seine angeborenen und unveräußerlichen Rechte zu erhalten. (Krug.)

Nothhilfe ist entweder so viel als nothgedrungene d. h. so viel als Nothwehr, gedachte Selbsthilfe, oder so viel als Beistand, welcher Andern in ihrer Noth geleistet wird. (Krug.)

Nöthigung, a) mechanische besteht darin, daß jemand durch äußere Bestimmungsgründe, welche nach dem Gesetze der Körperwelt wirken, bestimmt wird zu handeln, wie er außerdem nicht gehandelt haben würde;

b) moralische, besteht darin, daß Jemand durch das Sittengesetz bestimmt wird, so zu handeln, wie er sonst nicht gehandelt haben würde.

Nothlüge s. Lüge.

Nothrecht ist ein Recht, das in einem Nothfall anwendbar ist, wo man aus Noth Unrecht zu handeln befugt seyn kann.

Nothwehr ist Vertheidigung gegen einen mörderischen Angriff (Krug), oder diejenige Handlung, wo man sein Leben in einem Falle, der uns unläugbar kein anderes Mittel übrig läßt, gegen einen ungerechten Angreifer selbst mit Entleibung desselben zu vertheidigen (Reinhard), oder gerechte Selbstvertheidigung in dringender Lebensgefahr. (Ammon.)

Nothwendig, theoretisch, ist dasjenige, was gedacht werden muß, weil das Gegentheil ohne Widerspruch nicht gedacht werden kann, moralisch heißt dasjenige, was in den Forderungen des Gewissens oder in den Gesetzen der Vernunft als ein Sollen dem freien geoffenbart wird. (Krug.) Nothwendigkeit heißt die Existenz, die durch die Möglichkeit selbst gegeben ist, ohne irgend eine andere Bedingung ihrer Wirklichkeit.

Nothwendigkeit hypotethische findet da statt, wo etwas ist oder geschehen muß unter der Voraussetzung, daß etwas Anderes ist oder geschieht; moralische ist das durch das Sittengesetz ausgesprochene Sollen, dem man zwar widerstehen kann, aber nicht ungestraft widerstehen darf; physische ist das durch ein Naturgesetz bezeichnete Müssen bei welchem gar kein Widerstand möglich ist.

Nüchternheit bedeutet somatisch den Zustand, wo man nicht gegessen und getrunken hat. Und da man in diesem Zustande, wenn er nicht zu lang dauert, seine volle Besonnenheit zu haben pflegt, so nennt man psychisch auch diese Nüchternheit. (Krug.) Man bezeichnet damit auch die weise Enthaltsamkeit von berauschenden Getränken, und setzt sie daher der Betäubung, dem Rausche, dem Affecte, der Leidenschaft entgegen.

Nützlich heißt Alles, dessen Tauglichkeit darin besteht, daß es als Mittel für einen vorgesetzten Zweck dient. (Fries.)

O.

Oberflächlich ist zuvörderst eine Erkenntniß nicht allein selbst, sofern sie nicht nur in ihren Gegenstand nicht tief eindringt, nicht mannigfaltig, viel umfassend, und wenn es ein Gelehrter seyn soll, nicht tiefsinnig, vollständig und gründlich ist, sondern

auch auf das Gemüth Anderer keinen tiefen Eindruck macht. Es wird aber auch von den Empfindungen, Bildern der Einbildungskraft und Gemüthsbewegungen gebraucht, in sofern ihnen die Tiefe abgeht. (Eberhard.)

Obereigenthum heißt das Eigenthum, in sofern es zweien oder mehreren Personen zukommt, und zwar so, daß die Eine ihr Eigenthum der Andern zu einer gewissen Benutzung überlassen hat, z. B. bei Lehn- und Pachtgütern. (Krug.)

Oberherrschaft ist das Recht, theils dafür zu sorgen, daß der Hauptzweck der Gesellschaft oder aller Glieder auf's beste erreicht werde, theils die Rechte der Gesellschaft oder aller Glieder durch rechtmäßigen Gebrauch des allen Gliedern zustehenden Zwangsrechtes zu garantiren, oder das Recht, die Handlungen Anderer zu bestimmen. (Lossius.)

Object heißt Alles, was von uns vorgestellt und erstrebt werden kann, es mag übrigens ein reales oder nur ein ideales Ding seyn.

Objectiv ist Alles, was dem Gegenstande einer Vorstellung als Ding an sich selbst zukommt. (Lossius.)

Objectiv giltig heißt dasjenige, was für alle vernünftige Wesen Giltigkeit hat.

Objectiviren heißt so viel, als das Subjective als ein Objectives betrachten, dann auch dasjenige wirklich machen oder außer sich hervorbringen, was man vorher gedacht und entworfen hat. (Krug.)

Obliegenheit heißt die Nöthigung zu einer Handlung durch innere Gründe. (Meineke.)

Obrigkeit nennt man diejenigen Personen, welche im Namen des Staats oder dessen Oberhaupts eine rechtliche und ordnungsmäßige Gewalt über Andere ausüben. (de Wette.)

Obscönität bezeichnet alle Reden, welche die Wirkungen und Ausschweifungen des Geschlechtstriebes in Scherz verwandeln und eine leichtsinnige Denkungsart in Absicht auf denselben verrathen. (Reinhard.)

Obscurant bezeichnet einen Menschen, der die Finsterniß liebt, und daher geistige Dunkelheit zu verbreiten sucht, und daher bestrebt ist, die Begriffe der Menschen von physischen und moralischen, religiösen und politischen Gegenständen und Angelegenheiten, so wie von allen bedeutenden Angelegenheiten des Lebens so viel möglich zu verwirren und zu verdunkeln. Da aber das Licht in jeder Beziehung ein natürliches Bedürfniß des Menschen ist, so ist der Obscurantismus ein widernatürliches und darum auch auf die Dauer ein vergebliches Bestreben.

Occam, Wilh. v., mit dem Beinamen Doctor singularis seu invincibilis, der Stifter der nach ihm benannten Secte der Occamisten, lebte im 14. Jahrh. und starb nach Einigen zu München 1343 oder 1347, nach Andern zu Capua 1450. Er trat frühzeitig in den Franziskaner-Orden und hatte den Duns Scotus zum Lehrer in Philosophie und Theologie, worüber er zu Anfang des 14. Jahrh. zu Paris Vorträge zu halten anfing. In seiner Art zu philosophiren wich er ganz von seinem Lehrer ab, ward der Wiederhersteller des Nominalismus, und bekämpfte mittelst desselben viele bisher angenommene Sätze mit glücklichem Erfolge.

Occasionalismus ist die in der Schule des Cartesius ausgebildete Ansicht, daß weder die Seele den Leib, noch dieser die Seele unmittelbar bestimme, sondern daß diese Bestimmung nur mittelbar durch Gott geschehe, welcher durch die Veränderungen des einen Theils veranlaßt werde, die denselben entsprechenden Veränderungen in dem andern Theile hervorzubringen.

Occupation (Bemächtigung) ist die Besitzergreifung einer herrnlosen Sache mit der erklärten Absicht, daß man solche als eigen behalten wolle.

Ochlokratie heißt die Volksregierung im schlimmen Sinne, wo sich die niedere Classe des Volks die Herrschaft im Staate angeeignet hat, ist also eine Ausartung der Demokratie.

Offenbarung im weitern Sinne ist jede wörtliche, schriftliche oder mündliche Bekanntmachung dessen, was vorher unbekannt war, oder doch noch nicht völlig bekannt

vorausgesetzt wurde; im engern Sinne versteht man darunter die Bekanntmachung moralischer, religiöser Wahrheiten, oder solcher Lehren, die sich auf das Uebersinnliche und Ewige beziehen. Offenbarung ist überhaupt, sagt Meineke jede Art von Mittheilung Andern unbekannter Gegenstände des Wissens, von denen diese entweder gar nichts wußten, oder deren Kenntniß bei ihnen dunkel, verworren oder zweifelhaft war. Im theologischen Sinne ist Offenbarung übernatürliche Mittheilung solcher Gegenstände des Glaubens und Wissens, welche die Menschen durch ihre Vernunft entweder gar nicht oder nicht in dem Maße zu erlangen fähig sind, als sie dieselbe zu ihrer Seligkeit bedürfen. Im passiven Sinne ist Offenbarung eine übernatürliche Erkenntniß der Gegenstände, die nicht zur Sinnenwelt gehören, und nicht durch die natürlichen Gesetze des Vorstellungsvermögens erreichbar sind. (Meineke.)

Offenherzigkeit ist die Gewohnheit Andern sein Herz zu öffnen, d. h. nichts von dem, was im Innern vorgeht, geheim zu halten, also Andern seine Gedanken, Empfindungen und Wünsche mitzutheilen, ihnen also nicht nur unsere Vorzüge, sondern auch unsere Fehler, Meinungen und Entwürfe bekannt zu machen.

Ohrenbläserei ist die Gewohnheit, durch heimliche Mittheilung falscher Nachrichten Verwirrung und Uneinigkeit zu stiften. (Reinhard.)

Oligarchie ist diejenige Staatsverfassung, wo wenige über viele herrschen; gewöhnlich versteht man darunter eine blos angemaßte und daher meist tyrannische Herrschaft Einiger über ihre Mitbürger.

Octroi oder **Octroy** bedeutet so viel als Bewilligung einer Freiheit von Seiten der Regierung. Man spricht daher auch von octroirten Verfassungen, welche einseitig von dem Fürsten gegeben werden.

Ode ist der unmittelbare Erguß des in seiner innersten Tiefe aufgeregten und in Begeisterung versetzten Gemüthes, und steht an der Spitze der lyrischen Poesie. Nur das Wahre, das Gute, Große und Schöne vermag aber das Gemüth in seiner innersten Tiefe aufzuregen und in Begeisterung zu versetzen; darum ist alles Unsittliche, alles Unedle und Niedrige aus dem Kreise der Ode ausgeschlossen.

Oken, Lorenz, geb. 1790 zu Freiburg, lehrte zuerst in Göttingen, dann in Jena, wo er seit 1819 aus politischen Rücksichten entlassen, seit 1827 an der neuen Universität in München angestellt wurde und gegenwärtig Professor in Zürich ist. Er gab im J. 1809—11 sein Lehrbuch der Naturphilosophie heraus, worin er die ganze Naturwissenschaft in den Rahmen der Schelling'schen Constructionsmethode brachte und die Naturphilosophie für die Wissenschaft von der ewigen Verwandlung Gottes in der Welt, von dem Zerfall des Absoluten in die Vielheit der Erscheinungen erklärt, so daß Gott das Ganze bleibt, in welchem die ganze Welt verschlossen liegt, und neben welchem nichts seyn kann. Er erhob die Naturphilosophie zur ganzen Philosophie, indem er sagt, daß seine Lehre nichts mit dem Ethischen zu thun habe, sondern durch und durch Physik sey. In der Zeitschrift „Isis", die er seit 1817 herausgab, hat er für die damalige Zeit Wichtiges geleistet.

Ontologie ist die Lehre von den Dingen, d. i. von den Gegenständen der menschlichen Erkenntniß überhaupt. Daher man sie auch Dingerlehre oder passender Wesenlehre genannt hat. Da sie den ersten oder reinen Theil der Erkenntnißlehre ausmacht, so hat man sie wohl auch eine erste Philosophie genannt.

Oper nennt man ein lyrisch-dramatisches Gedicht, in welchem die Vereinigung von Poesie, Musik, Malerei und Plastik Statt findet. Sie hat nicht sowohl eine Handlung vom Anfange bis zu Ende mit ihren mannigfaltigen Verwickelungen vorzustellen, sondern vielmehr die Empfindungen, welche die Handlung begleiten. Darum ist die Oper nicht ohne Handlung, nur wird der Fortgang, die Verwickelung und Auflösung der Handlung nicht unmittelbar und an sich selbst, sondern vermittelst der Empfindung dargestellt, in welche die dabei betheiligten Personen gerathen.

Die Verbindung der mancherlei Künste zu einem harmonischen Ganzen, ist aber eine schwierige Aufgabe, die noch wenig befriedigend gelöst worden ist.

Man unterscheidet zwei Gattungen der Oper, die ernsthafte (opera seria)

und die komische (opera buffa). Die erste ist aus der Vereinigung des Trauerspiels die andere aus der Vereinigung des Lustspiels mit Musik entstanden. Die komische Oper gehört ursprünglich den Italienern an und ist durchaus national.

Opfer ist alles, was man einem Andern, besonders einem Höhern, als Gabe oder Geschenk darbringt, um ihm zu huldigen, sein Wohlgefallen zu erwerben oder auch seinen Zorn zu besänftigen; besonders bezeichnet man damit, der Gottheit unter gewissen Gebräuchen dargebrachte Gaben, welche selbst äußerlich den Dank und die Freude oder die moralische Unterordnung darthun sollen.

Optimaten sind die Vornehmern und Mächtigern im Staate.

Optimismus ist die philosophische und religiöse Lehrmeinung, daß diese Welt, ungeachtet ihrer scheinbaren Unvollkommenheiten im Einzelnen, doch vollkommen sey, und nicht anders als sie seyn könne. Dieser Lehrmeinung waren schon die Stoiker und Plotin zugethan. Vorzüglich versteht man aber den durch Leibnitz aufgestellten theistischen, nämlich die Lehre, Gott habe unter den möglichen Welten, die sein Verstand gedacht, nach seiner Vollkommenheit die beste gewählt und hervorgebracht.

Orden (geistliche), nennt man solche Vereine geistlicher Verbrüderungen, die nach einer gemeinschaftlichen Regel leben, wozu sich die Mitglieder durch Gelübde lebenslang verpflichten.

Orden (weltliche); Ritterorden sind ursprünglich Vereine der Ritterschaft für vaterländische und christliche Zwecke. Erst seitdem die Geistlichkeit die kampfbegierigen Adelichen, statt der Fehden im Vaterlande, dahin brachte, daß sie Verbrüderungen schlossen, um der Vertreibung der Ungläubigen willen, oder als Beschützer der Unschuld ihr Schwert zu gebrauchen; vor allem aber seitdem die Eroberung des heil. Landes den Christen am Herzen lag, verbreiteten sich diese Orden außerordentlich. Eine Menge Ritter schlossen sich den geistlichen Orden an. Sie mußten eben so vom Papste bestätigt werden, wie die Mönchsorden, und ihre Gesetze waren den Instituten der Mönchsorden ähnlich. Es sind also ihre Verpflichtungen so verschieden, als die Regeln der Klosterorden sind. Ihre Vorsteher oder Großmeister wählten sie sich selbst, und ihr Einfluß war im Mittelalter so groß, als die Macht und der Reichthum vieler solcher Verbindungen. Das Kreuz war ihr hauptsächlichstes Abzeichen. Auch Wappen entstanden durch sie. Jetzt sind diese Orden völlig gesunken und die ganze Einrichtung des neuen Ordenswesens ist eine ganz andere geworden. Man forderte sonst zum Eintritt in solche Orden im Allgemeinen nur freien Stand und unbescholtenes Leben, in den geistlichen Ritterorden noch das Gelübde der Regel. Jeder Ritter hatte erst in seiner Verbindung als solcher sich auszuzeichnen. Jetzt sind die Orden einzig Ehrensache geworden. Die Fürsten, welche die neuen weltlichen stifteten, wollen damit entweder den angeborenen Stand oder das bereits erworbene Verdienst irgend eines Mannes ehren und feierlich anerkennen. Die Abzeichen des Kreuzes sind geblieben, aber sie sind prächtiger und verzierter geworden. Stern und Bänder kommen dazu. Sie sind mehr bestimmt, den Glanz der Höfe und der in solche Gemeinschaft aufgenommenen Männer vor den Augen der Welt zu erhöhen, so daß von frommen Zwecken nicht mehr die Rede seyn kann. Man theilt jetzt die Orden in große Ritterorden, die nur gekrönten Häuptern zukommen; in Hausorden, die nur für eine fürstliche Familie und ihre Diener bestimmt sind, die jedoch auch Andern ertheilt werden; endlich in Verdienstorden, die sich in Civil- und Militärorden theilen. Jeder Orden hat noch seine eigenen Statuten. Die meisten sind wieder in mehrere Classen abgetheilt, die gewöhnlich bis auf fünf gehen. Nur ein gebietender Fürst darf jetzt einen Ritterorden stiften. Ohne Bewilligung des Souveräns kann keine solche oder ähnliche Verbindung von Andern errichtet werden. Der regierende Herr ist jetzt stets der Großmeister seines Ordens.

G. W. Fink, Allgemeine Encyklopedie der Wissenschaften und Künste.

Ordnung ist ursprünglich die Bestimmung des räumlichen Verhältnisses der Dinge zu einander. Man hat aber diesen Begriff dergestalt erweitert, daß man ihn auch

auf zeitliche Verhältnisse, und selbst auf andere nicht wahrnehmbare, sondern blos gedachte Verhältnisse übergetragen hat.

Organe heißen die Theile eines so gegliederten Ganzen, daß sie ihrer Zusammenwirkung sowohl sich selbst als das Ganze erhalten. Ein solches Ganze heißt daher ein organisches Wesen, und seine Zusammensetzung der Organismus oder die Organisation desselben. (Krug.)

Original bedeutet, als Adjectivum von menschlichen Werken gebraucht, so viel als ursprüngliches Werk im Gegensatz von Uebersetzungen, Nachahmungen und Copieen desselben. — Originalität bedeutet daher eine gewisse Eigenthümlichkeit, die sich bei Menschen durch ihre Werke kund gibt. — Originell heißt derjenige, der gleichsam in seiner Art einzig ist.

Orthodox heißt derjenige, der sich in Hinsicht seiner religiösen Ueberzeugung ganz genau an den Lehrbegriff seiner Kirche anschließt.

Ostentation ist die Prahlerei in sofern sie sich in Handlungen zeigt. (Platner.)

Origenes. Unter diesem Namen werden zwei Philosophen erwähnt, ein heidnischer und ein christlicher. Jener hörte zugleich mit Plotin und Hereinus den Ammonius Sakkas zu Alexandrien im Anfang des 3. Jahrh. n. Chr. Er hat, nach Porphynius, zwei Schriften hinterlassen, die aber nicht mehr vorhanden sind. Ueberhaupt ist von seinen Philosophemen eben so wenig als von seinen Lebensumständen etwas Näheres bekannt. Wahrscheinlich ergab er sich ganz der schwärmerischen Philosophie seines Lehrers. Der christliche Origines hat zwar auch die Vorträge des Ammonius Sakkas eine Zeitlang besucht. Allein im Jahre 185 in einer unbekannten Stadt Aegyptens von christlichen Eltern geboren empfing er den ersten Unterricht von seinem Vater Leonidas, und benutzte nachher den Unterricht des Clemens Alexandr. in der katechetischen Schule zu Alexandrien, und wünschte, als im Jahre 202 Septimius Severus die Christen verfolgte, und bei dieser Gelegenheit auch sein Vater hingerichtet wurde, selbst den Märtyrertod zu leiden, was ihm aber (er war damals 17 Jahre alt) nicht gestattet wurde. Bald darauf entmannte er sich selbst, um seine Keuschheit zu bewahren. Späterhin ward er in der katechetischen Schule zu Alexandrien gleichfalls Lehrer und gab hier nicht blos in der Religion, sondern auch in der Beredsamkeit und Philosophie Unterricht. Nach mancherlei, durch die Christenverfolgungen herbeigeführten Schicksalen, starb er endlich 252, nach Andern 253 oder 254 zu Tyrus. Er war unstreitig einer der gelehrtesten und scharfsinnigsten Männer seiner Zeit. Als Philosoph zeigte er sich zwar als einen denkenden Kopf, folgte jedoch zu sehr derjenigen Art zu philosophiren, welche zu seiner Zeit in Alexandrien herrschte, nämlich der neuplatonischen, in welche ihn vorzüglich Ammonius Sakkas eingeweiht zu haben scheint. Daher wandte er auch jene Art zu philosophiren auf das Christenthum an, theils um den Sinn der christlichen Religionsurkunden genauer zu erforschen, theils um die christlichen Glaubenslehren aus höhern Prinzipien abzuleiten, und sie dadurch gegen die Heiden philosophisch zu rechtfertigen. Eben deßhalb fand er auch einen so vielfachen Sinn in der heil. Schrift. Wie nämlich nach Plato's Lehre der Mensch selbst aus drei Theilen besteht, Leib, Seele und Geist, so habe auch die heil. Schrift einen dreifachen Sinn, einen buchstäblichen (Leib), einen sittlichen oder ethischen (Seele) und einen geistlichen oder mystischen (Geist). — In der Schrift gegen Celsus behauptet er sogar, daß Sonne, Mond und Sterne ebensowohl als Menschen zu Gott beten, und den Sohn Gottes als ihren Mittler verehren, indem Plato sowohl das ganze Weltall für ein vernünftiges Thier erklärt, als auch den großen Himmelskörpern Leben und Vernunft beigelegt habe. Und in der aus vier Büchern bestehenden Schrift von den Prinzipien, worin er die höhern Gründe der christlichen Glaubenslehren aufsucht, meint er, Jesus und die Apostel hätten außer ihrer öffentlichen oder gemeinen, eine höhere oder geheimere Lehre gehabt, die sie nicht dem Volk mittheilten. — Uebrigens sind mehrere von seinen Schriften verloren gegangen, unter andern ein Werk in zehn Büchern, in welchem er mit Benutzung der Werke von Plato, Aristoteles, Numerius und andern Philosophen eine förmliche Parallele zwischen den christlichen Lehren und Philosophemen jener

Männer gezogen haben soll. **Eusebius** in seiner Kirchengeschichte gibt ausführliche Nachricht von diesem Manne. Seine Werke haben **De la Rue** (Paris 1733—59. 4 Bde. Fol.) und **Oberthür** (Würzb. 1785 ff. 15 Bde. 8.), herausgegeben. (**Krug.**)

Ostensiv heißt in der Logik ein Beweis, wenn er geradezu (direct) geführt wird, im Gegensatze gegen den apagogischen (indirecten) Beweis.

Oswald, James, ein schottischer Geistlicher des vorigen Jahrhunderts, der sich in philosophischer Hinsicht dadurch bemerklich machte, daß er wie **Beattie** und **Reid** den natürlichen Menschenverstand als eine Art von Gemeinsinn zum höchsten Schiedsrichter in der Philosophie, vornehmlich in Sachen der Moral und Religion machen wollte, und nach dieser Ansicht die Philosopheme anderer Denker, besonders **Hume's** bestritt.

Oxímoron ist ein Ausspruch, welcher ungereimt oder gar widersprechend klingt, aber doch einen guten Sinn hat, wie das Bekannte: festina lente.